Theodor Schä

Die

Innere Mission in de

...or Schäfer,
Die
...ion in der Schule.

Die Innere Mission in der Schule.

Ein Handbuch für den Lehrer.

Von

Theodor Schäfer, P.

Vorsteher der Diakonissen-Anstalt zu Altona.

Dritte, verbesserte Auflage.



Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1896.

Meinem lieben Schwager

Prälat Karl v. Berg

in Heilbronn

in alter Treue gewidmet.

Vorwort.

Die Anfänge dieses Buches liegen elf Jahre zurück. Als die S. 104 mitgeteilte Verfügung des Konsistoriums in Hannover, das damals auch noch oberste Schulbehörde seines Aufsichtskreises war, über die Mission — sowohl innere als äußere — in der Schule erschien, faßte ich zuerst den Plan dazu, sammelte allerlei Stoff und schlug mir die Sache zu Faden. Allein über drängenden Aufgaben, die sofortige Erledigung heischten, blieb das Begonnene liegen.

Seitdem hat ja die eine Hälfte der in jener Verfügung bezeichneten Aufgabe in der Warneckschen Schrift: „Die [äußere] Mission in der Schule" eine ganz ausgezeichnete Bearbeitung gefunden. In dieser Thatsache lag einerseits ein Anreiz zur Bearbeitung auch der anderen Hälfte, damit die Innere Mission nicht zu kurz komme; andererseits aber auch ein Abschreckungsmittel: ein gar zu rüstiger Vorgänger nimmt zur Nachfolge den Mut. Doch Anfragen, die von Zeit zu Zeit nach solch einem Seitenstück zu Warnecks Buch anklopften, ließen das Thema bei mir nicht zur Ruhe kommen; und als endlich in kurzer Zeit mehrere solcher Mahner und Frager auftraten, suchte ich mir meine alte Materialsammlung hervor und fing an zu schreiben. Das Resultat ist dies Buch.

Möchte in dem Gesagten auch immerhin eine gewisse äußere Legitimation zur Abfassung eines solchen Buchs gefunden werden können, wie steht's mit der inneren? Es würde mir nicht genügend erschienen sein, daß ich mir wohl zutrauen durfte, ein sachgemäßes Wort über Innere Mission sagen zu können. Denn unser Titel heißt: Innere Mission *in der Schule*. Wie ich keines meiner Bücher bloß als Bearbeitung eines mir interessant gewordenen Themas — etwa als eine Art „deutschen Aufsatz" — geschrieben habe, sondern zugleich als das Resultat von Lebenserfahrungen, als eine Summe lebendiger Anschauungen, also daß in jedem ein Stück innerer und äußerer Lebensgeschichte steckt, so ist's auch mit diesem vorliegenden. Mein liebes Elternhaus ist ein Lehrerhaus, und zwar ein solches, in welchem Schule und Innere Mission zum untrennbaren Bunde vereinigt waren. In den Kinderjahren habe ich Schule und Innere Mission nicht selbständig, sondern eins stets nur im andern und mit dem andern gesehen. Und als ich's später sondern lernte, da wollte es Gottes

fügung, daß ich Volksschul- und Präparanden-Unterricht ebensowohl wie manche Zweige der Heilpädagogik aus eigener Praxis kennen lernte. Daß ich nach alledem als Pastor und in der Arbeit der Inneren Mission stets mit besonderem Interesse dem pädagogischen und didaktischen Teil der hier gestellten Aufgabe zugewendet geblieben bin, bedarf keiner besonderen Erklärung.

Wie ich mir die Benutzung des Buches denke, habe ich in demselben an den betreffenden Stellen gesagt. Doch sei auch hier zusammenfassend hervorgehoben, daß dieser Lehrstoff, die Innere Mission, nicht neben anderen Disciplinen, sondern in und mit ihnen behandelt werden will. Er verlangt deshalb weder eigene Stunden, noch einen eigenen Leitfaden für die Hand der Schüler. Seine einzelnen Wahrheiten sollen vielmehr als lebendige Samenkörner, seine Erfahrungen und geschichtlichen Bezeugungen sollen als Illustrationen und lebensvolle Anschauungen dem Unterricht eingestreut werden, um ihm Farbe zu geben, mehr Beziehung aufs praktische Leben zu verleihen. Damit ist aber auch darauf verzichtet, in einem solchen Handbuch, wie dem vorliegenden, diesen Lehrstoff in einer methodisch fertigen Form mitzuteilen. Das ist weder inbetreff der Auswahl noch der Einzelbehandlung möglich. Ein solches Buch kann nur den Gesamtstoff darbieten, allerdings in einer Gestalt, welche dem didaktischen Zweck vorarbeitet. Aber es muß dem Unterrichtsgeschick des Lehrers überlassen bleiben, aus dem Gebotenen das gerade für seine Klasse, für deren geistige Reife und deren Interesse Geeignete zu erkennen und zu verwerten. Ich habe versucht, soviel als möglich Konkretes zu geben. Namentlich verweise ich auf die zahlreichen eingestreuten Einzelbilder, die ich meist mit den Worten der Quellen, aus denen ich sie schöpfte, mitgeteilt habe, wenn auch nur wenige ohne eine gewisse formelle Bearbeitung geblieben sind. Es sind wahre Perlen darunter. Ich freue mich, daß ich sie aus der Verborgenheit habe hervorziehen und aus der Zerstreuung habe sammeln können. Die größtmögliche Sorgfalt, sowohl was Erlangung der besten Quellen als was Darstellung anlangt, ist darauf verwandt worden. Die prächtige Geschichte S. 135, welche in ungenauer Weise bereits hier und da mitgeteilt worden ist, hat Herr Konsistorialrat D. Dalton die Güte gehabt, für unseren Zweck eigens aufzuzeichnen.

In erster Linie habe ich mit meinem Buch die Volksschule

aller Schattierungen im Auge gehabt, glaube aber allerdings, daß auch die unteren und mittleren Klassen der höheren Schulen mit dem Gebotenen völlig versorgt sind. — Natürlich ist nicht alles im Buch Gesagte den Schülern vermeint. Ich wollte die Lehrer ausrüsten, den Lehrstoff, welchen die Innere Mission bietet, für ihre Schule nutzbar zu machen.

Neben den Lehrern bietet sich das Buch auch den Geistlichen an. Nicht als Hilfsmittel, damit sie selbst erst daraus die Innere Mission kennen lernen. Studium, Beruf und vorhandene Litteratur müssen ihnen längst Anlaß zur eingehenderen Kenntnisnahme dieser wichtigen Sache geboten haben. Wohl aber kann es auch ihnen ein Handbuch abgeben, das allen etwa in der Konfirmandenstunde verwendbaren oder heranzuziehenden Stoff aus unserem Arbeitsgebiet zu bequemem Gebrauch zusammenfaßt. An einem solchen hat es allerdings bis jetzt gefehlt. Und es soll mich herzlich freuen, wenn das vorliegende Buch als brauchbar erfunden wird, auch in diese Lücke einzutreten. Auf dem Titel wollte ich diesem Wunsch nicht Ausdruck geben. Jedes Wort, das man bei einem Titel sparen kann, scheint mir Gewinn. Zudem stehen doch alle Konfirmanden noch ganz auf dem geistigen Niveau der Schule, soweit ihr in diesem Buche gedient werden soll.

Ein schmerzlicher Verzicht ist es mir gewesen, nicht bis ins Einzelne meine Quellen citieren zu dürfen. Wer meine größeren Schriften kennt, wird das verstehen. Aber durch alle die vielen Citate, die sich hier als nötig erwiesen hätten, wäre mein Buch überladen, unübersichtlich und bunt, also für seinen didaktischen Zweck weit weniger brauchbar geworden. Zudem wäre des Zweifelns kein Ende gewesen, wo ich Autoritäten anführen durfte und wo nicht, da ich an allem von anderen Übernommenen in mannigfachstem Grade Änderungen gemacht habe, um es dem Schulzweck entsprechend zu gestalten. Den betreffenden Autoren kann ich nicht zumuten, für meine zugestutzte Wiedergabe ihrer Äußerungen aufzukommen. So muß ich denn die Verantwortung für alles Gesagte auf mich selbst nehmen.

Gott aber lasse diese Arbeit zum Segen werden für Schule und Innere Mission.

Altona, im Mai 1895.

Der Verfasser.

Vorwort zur dritten Auflage.

Die überaus günstige Aufnahme, welche meine „Innere Mission in der Schule" überall, vonseiten der Kritik und bei Behörden, in den Kreisen der Lehrer wie der Pastoren, gefunden hat, legte mir die Pflicht auf, das Buch bei dieser neuen Auflage thunlichst zu verbessern. Ich habe das Sprachliche und Sachliche Satz für Satz durchgeprüft, die mir bekannt gewordenen Winke der Recensenten, soweit ich sie mir aneignen konnte, berücksichtigt, die unterdessen im Stand der Dinge eingetretenen Veränderungen notiert — kurz in aller Weise billigen Anforderungen gerecht zu werden gesucht.

Freilich habe ich dabei den Grundsatz befolgt, so wenig als möglich zu ändern. Da nämlich das Buch vielfach als Unterlage für Besprechungen in Lehrerkonferenzen tauglich befunden worden ist, so wollte ich den gleichzeitigen Gebrauch der verschiedenen Auflagen nicht unnötig erschweren.

Gegenüber den Wünschen mancher Beurteiler, welche dies und jenes Einzelne vermißt haben, möchte ich noch einmal nachdrücklich hervorheben, daß es mir auf sachliche Vollständigkeit gar nicht ankam. Ich wollte nur das Thema in Fluß bringen, Anregung geben, an Beispielen zeigen, wie ich mir die Ausführung denke. Es wäre mir ein Leichtes gewesen, das Buch auf den doppelten Umfang anschwellen zu lassen, oft viel leichter, als mich so kurz zu fassen. Ob es aber damit doppelt so viel Wirkungskraft und sachlichen Erfolg gehabt hätte, glaube ich mit Grund bezweifeln zu dürfen.

Gott geleite das Büchlein mit seinem Segen auch beim neuen Ausgang.

Altona, im August 1896.

Der Verfasser.

Allgemeiner Teil.

Erstes Kapitel.

Was ist die Innere Mission?

Die Innere Mission ist eine geschichtliche Erscheinung. So können wir hoffen, durch eine geschichtliche Betrachtung ihr Wesen am leichtesten zu verstehen.

I. Wie ist die Innere Mission entstanden?

1. Das Jahresfest der Sonntagsschule.

Es war am 25. Febr. 1833, da fand im großen Saal des Schneideramtshauses zu Hamburg beim Jahresfest der ersten deutschen Sonntagsschule eine stark besuchte Versammlung statt. Der Vorstand der Sonntagsschule war nur zaghaft an die Feier herangetreten. Eine religiöse Versammlung in einem Wirtshaus, in einem Tanzsaal zu halten, war damals noch etwas ganz Ungewohntes. Aber der zahlreiche Besuch, der Verlauf und der Segen der Feier ließen alle Bedenken zu schanden werden. Nach mehreren andern Rednern erhielt auch der Oberlehrer der Sonntagsschule, Kandidat Wichern, das Wort, ein noch junger Mann, den meisten der Anwesenden unbekannt. Ihm war das Zustandekommen der Versammlung hauptsächlich zu danken. Denn es lag ihm hart an, für seine Sonntagsschule ein größeres Lokal zu gewinnen, damit die zuströmenden Kinder überhaupt untergebracht und in recht kleine Klassen geteilt von den Lehrern sorgfältiger unterrichtet werden könnten. Dieser großen Versammlung nun wollte er seinen Plan vorlegen. Mit seinen einfachen, tief aus der Seele dringenden, zeitweise wie zu einer Springflut anschwellenden Worten bewegte er mächtig die Herzen, und als am Ausgang des Saales nachher zum Besten der Sonntagsschule eine Sammlung

abgehalten wurde, da hatte sie einen reichen Ertrag. „Er hat mir alles abgenommen," sagte draußen einer zum andern. Und bald meldeten sich auch in mehr als ausreichender Zahl die Lehrkräfte. Wie ein warmer Frühlingsregen dem Garten, so war die Versammlung und ihr Erfolg der Sonntagsschule zu gut gekommen.

Aber wie sie dessen bedürftig war, so war sie dessen auch würdig. Der in überaus gesegneter Wirksamkeit stehende Pastor Rautenberg hatte sie gegründet. Ihn erbarmte die Verwilderung der Jugend. Ein Zehntel der ganzen unterrichtsfähigen Kinderzahl erreichte das 14. Lebensjahr, ohne buchstabieren zu können, ja ohne die Schule je betreten zu haben. Denn Schulzwang gab's damals in Hamburg noch nicht. Später beklagten zwar manche die in der Jugend erfahrene Vernachlässigung, aber dann war's oft schon fürs Lernen zu spät, oder sie konnten sich doch nur mit größter Mühe einen Teil des Versäumten noch aneignen. Diese Verhältnisse waren ein rechter Notstand. Allein keine höhere Gewalt griff ein. So versuchte man es mit privaten, freiwilligen Kräften. Der Unterricht mußte sich auf zwei bis drei Sonntagsstunden und deshalb auch auf die bescheidensten Lehrziele beschränken: Lesen und Religion. Kinder fanden sich reichlich ein, und die Sache blühte trotz mancher Feindschaft, welche thatenlose Kritiker gegen sie hegten und bethätigten. Durch die Kinder gelangte man zu den Eltern. Deren Häuslichkeit erschloß den ganzen Jammer, in dem viele der Kinder lebten; denn nicht nur Armut, sondern auch Laster und Gottlosigkeit traten den Besuchern häufig entgegen. In dem Kandidaten Wichern aber hatte sowohl die Sonntagsschule ihren tüchtigsten Lehrer, wie der „Besuchsverein" sein eifrigstes Mitglied.

Über den Geist und Sinn, in welchem diese Arbeiten getrieben wurden, kann ein Sonntagsschulbericht des Jahres 1830 Auskunft geben, in welchem Pastor Rautenberg nach einer Darstellung haarsträubender Zustände in Hamburg sagt: „Was hält uns, daß wir nicht zutreten und anfassen? Was hindert uns, gleich unseren Brüdern in London, Glasgow, New-York und mehreren großen Städten Englands und Nordamerikas Missionare zu werden für das mehr als heidnische Elend in unseren Mauern? Was hindert uns, hineinzugehen in die Hütten des Unheils, den Jammer mit eignen Augen zu sehen und die armen Leute zu bitten und zu ermahnen, daß sie sich selbst, daß sie mindestens doch ihre unglücklichen Kinder retten lassen aus den Stricken des Todes? Sind nicht in unseren Tagen vornehme Männer aus unserer Mitte, vom Lobe und Segen der ganzen Stadt begleitet, Missionare geworden unter den leiblich Armen, — sind sie nicht hinuntergestiegen in die Wohnungen des Elends und haben sich überzeugt, wo es fehle an Kleid und Brot für den Leib, und beides gebracht in ihrem Maße und in ihrer Weise? Sollten

wir denn nicht in ähnlicher Weise bei den unglücklichen Brüdern nachsehn, wo es an Brot und Kleid für die Seele gebreche, und in sie dringen, beides zu suchen, wo es zu finden ist, — mindestens doch ihre Kinder nicht in dem schrecklichen Mangel daran samt ihnen umkommen zu lassen? Wäre denn nicht manchen unter uns, die von der Liebe Christi zu den armen Brüdern durchdrungen sind, so viel Zeit gelassen, solch Amt der Barmherzigkeit auszurichten? Und wäre es denn so schwer, dafür einen förmlichen Besuchs-Verein zu bilden, damit dies schöne Liebeswerk ins Leben träte?"

Nachdem Wichern Mitglied des Vereins geworden war, führte er ein ausführliches Tagebuch über die gemachten Erfahrungen, auf dessen Titelblatt er schrieb: Hamburgs wahres und geheimes Volksleben. Ich gebe hier wieder, was er über einen der zahlreichen Besuche niedergeschrieben hat. „15. Sept. 1832. Drei Geschwister: der Arbeitsmann H. und zwei Schwestern. Wegen der jüngeren, die Konfirmandin ist, ging ich heute nach der Springeltwiete, Suckenhof, wo die Gesellschaft haust. Eine Treppe hoch wohnt der Arbeitsmann H. mit einer wüsten Person in wilder Ehe. Zwei Treppen hoch seine ältere Schwester mit dem Quartiersmann K., auch in wilder Ehe. Mitten zwischen dieser Gesellschaft die Konfirmandin! Ich wollte sehn, ob es möglich ist, das arme Kind aus dieser Umgebung loszumachen. Als ich hereintrat, fand ich sie alle beim Abendessen. Was ich da gesehn und gehört habe, kann ich nicht schreiben. Ich mußte von Gottes Geboten Zeugnis geben. Da folgte eine schreckliche Scene. Der H. brach in Wut aus, riß eine Pfeife von der Wand, zerschmetterte sie auf dem Boden, stampfte mit den Füßen und stieß die schändlichsten Lästerungen aus. Ich blieb ruhig auf dem Stuhle sitzen und sagte, daß er nicht mich, sondern Gott lästere. Nach einer Weile, als er vom Toben ganz erschöpft war, stand ich auf, ergriff seine Hand und stellte ihm die Liebe des Heilandes vor Augen. Das Kreuz überwand sein schäumendes Herz. Er wurde ruhig und setzte sich, so daß ich weiter mit ihm reden konnte. Dann schwieg er eine Weile und that hierauf unaufgefordert das Bekenntnis, daß er sich in seinem Wandel an Gott vergangen habe. Was will ich mehr? — Matth. 21, 32. — Beim Fortgehen bat er mich, ich möchte wiederkommen".

Da haben wir ein Bild des Elends, einer mehr als heidnischen geistigen und sittlichen Verkommenheit, wohinein Wichern mit seiner Arbeit an der Sonntagsschule und im Besuchsverein gestellt war. Hieraus ergab sich die Notwendigkeit, daß etwas zur Beseitigung oder doch Linderung geschehen müsse.

2. Der Einzug ins Rauhe Haus.

Am 31. Oktober 1833 zog Kandidat Wichern mit seiner Mutter und seiner Schwester in ein kleines strohgedecktes Haus zu Horn bei Hamburg, um sich der Erziehung verwahrloster Kinder zu widmen. Der Syndikus Sieveking hatte es zu dem Zweck hergegeben. In dem niedrigen Wohnzimmer fanden sie auf dem gedeckten Tische Brot und Salz und die Heilige Schrift; an der

Wand die Overbeckschen Bilder: Jesus die Kinder segnend, und Jesu Einzug in Jerusalem. Dem Syndikus Sieveking verdankten die Bewohner auch diese Zeichen der Liebe. Wenige Tage später konnten die drei ersten Knaben aufgenommen werden, bis zum Jahresschluß war das Häuschen mit zwölf Knaben besetzt. Die Hütte, bis dahin nur den Nachbarn bekannt, ist nun das berühmteste Haus des ganzen Hamburgischen Staates geworden, dessen Namen man in allen Weltteilen nennt. Es ist das Rauhe Haus. Den Namen hat's nicht, wie viele in grobem Mißverstand meinen, von der rauhen Behandlung, welche darin den Kindern zu ihrer Besserung widerfährt, sondern von seinem früheren Besitzer Ruge. Aus dem plattdeutschen „Ruges Huus" ist dann das hochdeutsche „Rauhe's Haus", „rauhes Haus" geworden. Wie war es zur Begründung der Anstalt gekommen?

Sie hatte sich ganz naturgemäß aus der Arbeit an der Sonntagsschule und im Besuchsverein entwickelt. Man mußte, wenn man so manche der verkommenen Kinder retten wollte, sie in einen andern Boden verpflanzen. Bereits anderwärts war man unter ähnlichen Umständen zur Begründung von Rettungsanstalten für sittlich verwahrloste Kinder geschritten. So hatte namentlich der große Pädagoge Pestalozzi gethan, der 1798 in Stanz die verlassenen Kinder um sich sammelte, welche durch die Revolutionswirren der Schweiz Heimat und Eltern verloren hatten und der größten leiblichen und sittlichen Verwilderung anheimgefallen waren. Ebenso hatte der Legationsrat Johannes Falk aus Danzig, der Dichter des Liedes: „O du fröhliche", selbst eines armen Perückenmachers Sohn, die „Gesellschaft der Freunde in der Not" und ein Rettungshaus, den „Lutherhof", in Weimar begründet, um die durch die Napoleonischen Kriege in äußeres und inneres Elend geratenen Kinder zu rechtschaffenen Christenmenschen zu erziehen. Reiche und würdige Männer seiner Vaterstadt hatten ihm in seiner Jugend zum Studium verholfen und dabei zu ihm gesagt: „Wenn dereinst, über kurz oder lang, ein armes Kind an deine Thür klopft, so denke, wir sind's, die alten grauen Bürgermeister und Ratsherren von Danzig, die anklopfen, und weise sie nicht von deiner Thür." Als das geschah, und als zudem Gott ihm eins seiner eignen Kinder nach dem andern nahm, da zog er viele fremde Kinder in sein Haus und an sein Herz. In welchem Sinn er's that, spricht er aus mit den Worten: „Der seit elf Jahren verfolgte Hauptzweck unseres

Vereins scheint eine Art Missionsgeschäft, eine Seelenrettung, eine Heidenbekehrung zu sein, aber nicht in Asien oder Afrika, sondern in unserer Mitte." Oder ein andermal: Unser Verein „sucht Kriminal- und Zuchthaus um soviel Kandidaten wie möglich zu betrügen." Und das Mittel zu solcher Rettung war die aus dem Glauben geborene Liebe. — Diese und ähnliche Unternehmungen bestanden bereits, als Wichern und die Mitglieder des Besuchsvereins die Gründung eines Rettungshauses planten. Es ging dabei durch viel Schwierigkeiten hindurch. Eine Versammlung im Saal der Börsenhalle, in welcher Wicherns Darlegung seines Planes begeisterten Wiederhall fand, die Darbietung des „Rauhen Hauses" durch Syndikus Sieveking waren die wichtigsten äußerlich sichtbaren Stufen, welche man bis zur Eröffnung der Anstalt hinanschreiten durfte. Die eigentliche Triebkraft war auch hier der Glaube Wicherns und seiner mitverbundenen Freunde, der in der Liebe sich thätig erweisen wollte.

In der Einrichtung eines Rettungshauses wandelte Wichern solche Wege, welche auch andre schon vor ihm beschritten hatten. Allein es verband sich in seinem Geist gleich von Anfang an mit dem Gedanken an die Kinder und ihre Rettung und Erziehung auch der Gedanke an Erziehungsgehilfen, die durch die Arbeit an den Kindern und besondere Unterweisung zu Männern heranreifen sollten, welche auch anderwärts ähnlichen Zwecken der barmherzigen Liebe und der rettenden That dienen könnten. Vor seinem Geist stand alsbald ein ganzes „Rettungsdorf", in welchem in kleinen Häusern, um einen Betsaal geschart, nicht in Schulklassen, noch weniger wie in einem Gefängnis, sondern in familienartigen Gruppen, unter unmittelbarer Leitung der Erziehungsgehilfen als älterer „Brüder" die Knaben erzogen werden sollten, jeder einzelne möglichst in seiner Eigenart genommen. Diese Brüderanstalt war neben der Kinderanstalt der fruchtbarste Keim für die Weiterentwicklung des Rauhen Hauses, erst zwar noch von sehr wenigen verstanden, später aber zu reicher Entfaltung gelangend.

Wie das Rauhe Haus ganz aus den vorhin erwähnten Vorstufen erwachsen war, zeigten auch u. a. die dort aufgenommenen Zöglinge. Drei der schwierigsten und verkommensten Kinder der Sonntagsschule fanden gleich im Rauhen Haus Aufnahme. Der merkwürdigste unter ihnen war ein sechzehnjähriger Knabe, der fast so tierisch wie ein Waldmensch von Wichern in den Händen eines argen Trunkenboldes gefunden worden war. Der Sprachschatz des armen Jungen bestand aus wenigen, seltsam geformten Wörtern. Über seine lang dunkel gebliebene Abkunft belehrte endlich ein schmutziges Papier, welches sich in der Rocktasche des unterdessen verstorbenen, sauberen „Pflegevaters" befand. Danach ge-

hörte er zu den unglücklichen Kindern sträflicher Verbindung, welche von ihren verbrecherischen Eltern gleich nach der Geburt, mit einem dürftigen Reisepfennig versehen, für immer armen Leuten übergeben, und dann oft von diesen in der vorhin bezeichneten Weise verwahrlost werden.

Welcher Geist in dem Rettungshause herrschen sollte, mögen uns einige Sätze aus Wicherns Rede im Saal der Börsenhalle sagen: „Es ist der Geist des Glaubens an Christum, der durch die Liebe thätig, wirksam und geschäftig sich erweist, der Geist, mit dem der Mensch das Glauben und Lieben weder lassen kann, noch lassen will . . . Mit diesem Geiste und der ebenso freundlichen als ernsten, Rettung verheißenden Liebe will die Anstalt jedem einzelnen Kinde sogleich entgegentreten; und wie vermöchte sie dies kräftiger, als mit dem freudig und frei machenden Worte: Mein Kind, dir ist alles vergeben! Sieh um dich her, in was für ein Haus du aufgenommen bist! Hier ist keine Mauer, kein Graben, kein Riegel; nur mit einer schweren Kette binden wir dich hier, du magst wollen oder nicht; du magst sie zerreißen, wenn du kannst; diese heißt Liebe, und ihr Maß ist Geduld. . . . Dem Geiste der Anstalt gemäß ist dem Vorsteher dabei eine heilige, unerläßliche, ja eine der höchsten Aufgaben seines Berufs, weder dem Ganzen noch dem Einzelnen das Gepräge seines individuellen, geistigen und religiösen Lebens aufzunötigen, sondern die freie, selbständige Entwickelung der verschiedenen Gemüter in die verschiedenen wahren und echten Formen des christlichen Lebens und Seins zu gewähren. Er soll allen alles sein, und wird es auch sein können im rechten Sinne, so lange ihm der Erlöser alles ist. Wird durch die Erziehung in diesem Geiste der sich herablassenden und emporziehenden Liebe das höhere Leben des besseren Menschen in einem Kinde, sei es zunächst wann es wolle, zu einer wirksamen, herrschenden, den Menschen wiederum adelnden Kraft, so ist das gewünschte Ziel an dem verwahrlost gewesenen Kinde erreicht, der innere Grund der Verwilderung ist aufgehoben, und das Kind ist als ein gerettetes anzusehn."

Das Bild der Anstalt, welches von Anfang an vor den Geistesaugen Wicherns stand, war dieses: Soll die im entarteten Familienleben verwilderte Persönlichkeit des Kindes aus Gott wiedergeboren werden, so muß sie im Rettungshause die Gemeinschaft geheiligten Familienlebens finden, in dessen Zucht und Liebe das Kind der Sündenknechtschaft entrissen, in Gehorsam und Arbeit geübt, geistig und seelsorgerisch gepflegt, und zur Freiheit eines Gotteskindes geführt werden kann. Darum keine Kaserne, worin des Kindes Persönlichkeit und Freiheit verkümmert, sondern familienartige Gruppen, deren Glieder als Geschwister Leben und Arbeit treulich und fröhlich teilen, eine jede von einem erziehenden Führer, der das Leben der Kinder teilt, geleitet, und alle Gruppen zu einer großen, vielgestaltigen Familie, deren Haupt und Träger der Hausvater ist, organisch mit einander verbunden. — Also eine Kolonie, ein „Rettungsdorf", erhob sich vor Wicherns Seele: im Mittelpunkt die Stätte, die alle Hausgenossen täglich um das Wort Gottes vereinen soll, ein Betsaal, mit einem Türmchen, das gen Himmel weist, und auf dem die Glocke hängt, die zu Gebet und Arbeit ruft. Rings um den Betsaal die Familienhäuser, einfach und freundlich; vor jedem ein Spielplatz, ein Gärtchen. Ein Haus für Handwerkerarbeit; ein anderes, zugleich für ökonomische Zwecke bestimmt, die

Wohnung des Hausvaters. — Aber noch weit umfassendere Gedanken schlossen sich an dies Hoffnungsbild. Ein derartiges, gegliedertes Rettungshaus fordert als Mitarbeiter des Hausvaters und zur Leitung der einzelnen Kinderfamilien eine Reihe von Gehilfen, deren Zahl wachsen muß, je mehr das Rettungshaus wächst. Junge unverheiratete Männer sollten es sein, jeder drei, vier Jahre bleibend, dann davonziehend in andere, ähnliche Arbeit, die sich überall tüchtigen und erprobten Männern aufthut. Wo sind solche christliche Männer zu finden? Wichern kannte solche unter den freiwilligen Lehrern der Sonntagsschule und den Mitarbeitern des Besuchsvereins, meist junge Handwerker, an deren Glaubensgewißheit, Herzensbildung, Opferwilligkeit und Treue sich Wichern oft erfreut hatte. Mit welchem Segen hatten sie den Kindern gedient, mit welcher Liebe und Weisheit waren sie den Verirrten nachgegangen! Freiwillig hatten sie nach harter Tages- und Wochenarbeit Feierabend- und Sonntagsstunden dem Werke der Barmherzigkeit geopfert; wie, wenn sie diesem Werke Jahre opferten! wie, wenn sie solch Werk der suchenden Liebe für alle Zeit zu ihrem Lebensberufe erwählten! Das Rettungshaus könnte ihnen eine Bildungsschule werden. Bedarf die evangelische Kirche nicht aller Orten, zu allen möglichen Unternehmungen vorgebildeter Laienhelfer? Sie sind da; ihre Kräfte schlummern in den Gemeinden. Sie müssen geweckt, gesucht, gebildet, gesendet werden.

Mit alledem hatte Wichern energisch die Hand an den Pflug gelegt und nicht nur in den Spuren der Vorgänger, sondern mit neuen Gedanken die Arbeit begonnen. Die Verbindung einer Gehilfenanstalt (später den Namen Brüderanstalt tragend) mit der Kinderanstalt war ein lebenskräftiger Keim, der bedeutendes Wachstum versprach.

3. Der Wittenberger Kirchentag.

Vom 21.—23. Sept. 1848 hatte sich in Wittenberg, der Lutherstadt, eine große Zahl von Männern jedes Standes versammelt, um in der Schloßkirche, wo der Reformator begraben liegt, und an deren Thür er einst seine 95 Sätze anschlug, auf dem ersten deutsch-evangelischen Kirchentag die damalige Lage der Kirche zum Wohl unseres Volkes zu beraten. Die Revolution hatte den Abgrund des Verderbens in unserem Volksleben enthüllt. Der herzliche Wunsch, den damit offenbarten Nöten heilend und helfend nahe zu treten, hatte jene Männer aus allen deutschen Gauen zusammengeführt. Am zweiten Tag der Versammlung hielt Kandidat Wichern einen Vortrag über die Innere Mission, der mächtig einschlug und entschieden das wirkungsvollste Wort war, das in jenen Tagen geredet wurde. Er sprach völlig frei, da er für diesen Augenblick, wo ihm der Wunsch der Versammlung

die Rede abnötigte, nicht zu einem Vortrag gerüstet war. Aber der Gegenstand war ihm seit lange vertraut und der Inhalt seines ganzen Lebens. Ein besonderer göttlicher Beistand fehlte dem Redner nicht. In späteren Jahren sagte er im Rückblick: „Nur zweimal in meinem Leben habe ich das sichere, mich übermannende Bewußtsein davon gehabt, daß Gott mir in außerordentlichem Maße die volle Kraft des Wortes verlieh: das erste mal bei jener Sonntagsschulfeier im Hamburger Schneideramtshause, das zweite mal bei meiner Rede über die Innere Mission auf dem ersten Wittenberger Kirchentage.“ Hier schilderte er nun ausführlich die brennenden Notstände, wie sie namentlich in der sittlich-religiösen Verwilderung ganzer Volkskreise offenbar wurde, z. B. der Handwerksgesellen, der Auswandrer, der Eisenbahnarbeiter, der Bevölkerung in den großen Städten, den Herden der kommunistischen und revolutionären Gedanken; er flocht eine Fülle von Namen, Zahlen, Angaben, Erfahrungen, so recht aus dem vollen schöpfend, ein; citierte, um den Geist, der in manchen Kreisen herrsche, zu kennzeichnen, Aussprüche maßgebender Persönlichkeiten, wie z. B. W. Marrs Wort: „Die Menschen müssen zu persönlichen Feinden Gottes gemacht werden,“ sowie den Vers aus einem kommunistischen Lied:

Fluch dem Gotte, dem blinden, dem tauben,
Zu dem wir vergebens gebetet im Glauben,
Auf den wir vergeblich gehofft und geharrt,
Er hat uns gefoppt und hat uns genarrt.

Hierauf wies er auf das hin, was bereits hier und da im Vaterland an Gegenwirkung vorhanden sei. Endlich forderte er alle christlich gesinnten, barmherzigen, thatkräftigen Männer und Frauen auf zum Kampf wider die Not und zur Heilung des Elends unter dem Banner der Inneren Mission und ihres Herrn und Hauptes Jesu Christi. Er sagte: „Es thut Eins not, daß die evangelische Kirche in ihrer Gesamtheit anerkenne: die Arbeit der Inneren Mission ist mein! Daß sie ein großes Siegel auf die Summe dieser Arbeit setze: die Liebe gehört mir wie der Glaube. Die rettende Liebe muß ihr das große Werkzeug, womit sie die Thatsache des Glaubens erweiset, werden. Diese Liebe muß in der Kirche als die helle Gottesfackel flammen, die kund macht, daß Christus eine Gestalt in seinem Volk gewonnen hat. Wie der ganze Christus im lebendigen Gottesworte sich offenbart, so muß er auch in den Gottesthaten sich predigen, und die höchste,

reinste, kirchlichste dieser Thaten ist die rettende Liebe. Wird in diesem Sinne das Wort der Inneren Mission aufgenommen, so bricht in unserer Kirche jener Tag ihrer neuen Zukunft an."

Mit dieser Rede war die Innere Mission mit einem Schlag dem Interesse größerer Kreise nahe gebracht. Aber dieser Erfolg war durch lange treue Arbeit vorbereitet. Der Gedanke der Inneren Mission war nichts anderes als die natürliche Folge, gleichsam die Ausweitung und Verallgemeinerung der Arbeit zur Rettung der Kinder. So war Wicherns Kinderanstalt der Boden, aus dem die Innere Mission erwuchs; aber die allerwesentlichsten praktischen Antriebe zur Ausbreitung ergaben sich erst aus der Brüderanstalt. — In den nächsten vier Jahren nach Gründung des Rauhen Hauses hatte sich Wichern mit vollster Hingebung seinen Kindern gewidmet. Er teilte völlig ihr Leben, war der Anführer und Genosse ihrer Thätigkeit beim Feld- und Gartenbau, wie in allerlei Handwerksarbeit; er unterrichtete sie, er spielte und sang mit ihnen, kurz er durchlebte alles mit ihnen in Freud und Leid. In den Religionsstunden stellte er sich in der liebevollsten Weise auf den Standpunkt der Kinder, um sie dann mit sich in die Tiefen der Sündenerkenntnis und zu den Höhen des Glaubens an den Heiland zu führen. — Bald war der Raum zu eng. Es mußte ein Häuschen nach dem andern zur Aufnahme neuer Familiengruppen gebaut werden. Mit der Verheiratung Wicherns bot sich die Möglichkeit, auch Mädchen aufzunehmen.

Durch all diese Fortschritte wurde die Vermehrung des Hilfspersonals notwendig. Der Verwaltungsrat des Rauhen Hauses zeigte aber für diese Seite der Wünsche Wicherns, namentlich soweit sie sich über das nächste Bedürfnis der Anstalt selbst ausdehnten, kein Verständnis und überließ ihm persönlich die Last der Verantwortung und die Gewinnung der Mittel. Dieser mußte sich deshalb an auswärtige Freunde wenden. In Bremen fand er die erste nachhaltige Unterstützung. Bald stieg die Zahl der „Brüder" über 20 und über 30. Hier lag nun die für die Zukunft bedeutsamste Arbeit Wicherns. Durch Mitarbeit im Rauhen Hause und durch sowohl theoretische als praktische Anweisung junge Männer zur späteren selbständigen Arbeit in anderen Kreisen und Stellungen zu befähigen, war die hier gestellte Aufgabe. Wichern war es dabei vor allem um die Entfaltung des Charakters zu thun. Persönlichkeiten konnten sich an ihm, der selbst eine großartig

angelegte und ausgestattete Persönlichkeit war, heranbilden. Darin hinderten auch nicht wesentlich seine schwachen Seiten, unter denen namentlich eine unter Umständen mächtig hervorbrechende Leidenschaftlichkeit besonders zu nennen ist. Die Brüder wußten, wie gern Wichern, nachdem er es eingesehen, sein Unrecht wieder gut machte, ja sich dabei tief demütigte. Viele treffliche Männer haben ihm gedankt und danken ihm noch heute die eingreifenden seelsorgerlichen und beruflichen Anregungen, die er ihnen gegeben. Er war ihnen Lehrer, Freund, Vater.

„Es liegt im Princip unserer Anstalt ein um sich greifendes Element, das die lokalen Grenzen seiner Natur nach überschreitet", hat Wichern einst gesagt. Die Kindersache führte zur Brüdersache, die Brüdersache bedurfte und beförderte Anknüpfungen in ganz Deutschland. Gerufen und ungerufen machte Wichern Reisen, zunächst nach Bremen, Holstein, Mecklenburg, Berlin. Überall mußte er für die von ihm vertretene Sache Zeugnis ablegen und zu deren Inangriffnahme aufrufen. An vielen Orten fand sein Zeugnis Zustimmung, an manchen sogar begeisterten Wiederhall. Es war für viele das lösende Wort in den praktisch kirchlichen Fragen damit gesprochen. — In dieser Zeit fand sich denn auch ungesucht der zusammenfassende Name für die ganze Thätigkeit. Professor Lücke in Göttingen sprach in einer Schrift vom Jahr 1843 zuerst das Wort „Innere Mission" öffentlich aus. Gleichzeitig war es auch im Wichernschen Kreis in Gebrauch gekommen. Es lag gleichsam in der Luft. — Und durch den Wittenberger Kirchentag wurde dann diese Sache, die Innere Mission, und der Mann, der sie bisher im kleineren Kreis vertreten, der sein Leben an sie gesetzt hatte, vor ganz Deutschland ins Licht der Öffentlichkeit gestellt.

Einige Bilder aus dem Wirken an den Kindern mögen das Gesagte näher erläutern. Zur Regulierung der oft überschüssig in den Knaben vorhandenen Kraft und Lebendigkeit, sowie zur Erweckung der unentwickelten Fähigkeiten ersah sich Wichern die Arbeit als Mittel. Ein Stall sollte als Raum für die Arbeit dienen, welche unter Dach und Fach vor sich gehen mußte. „Selbst müssen die Jungen schaffen lernen, was sie brauchen." Dazu bedurfte Wichern, so praktisch er angelegt war, der Hilfe von Handwerkern. Endlich, nach manchen erfahrenen Abweisungen, fand er willige Freunde: ein Schneidermeister gab in einer Ecke des Stalls Anleitung zur Heilung kranker Hosen und Jacken; in einer anderen Ecke hatte ein freundlich gesinnter Hufschmied eine Holzpantoffelmacherei eingerichtet. Als Meister Mencke prüfend mit Wichern den in Schnee begrabenen Garten durchwatete, wies er auf eine kanadische Pappel, die neben

Birken am Teiche stand. „Hier nützt sie gar nichts", sagte er, „aber zu Pantoffeln ist sie vortrefflich". Alsbald war der Entschluß gefaßt, und unter Jubel hieben die Rauhhäusler Jungen die Pappel nieder, gruben die Wurzeln aus und zersägten den Stamm in Kloben; der Schmied Mencke lieferte eine Schneidebank und Zugmesser, und nun galt es, wer der geschickteste wäre. Ein Fest war es, als einer der Knaben den ersten Holzpantoffel zustande gebracht hatte, der wie ein Wunder angestaunt, anprobiert und zur Schau gestellt wurde. Bald fand er seinen ebenbürtigen Zwillingsbruder, und zur Herzensfreude Wicherns war der erste Beweis geliefert, daß seine Jungen mit ihrer Hände Arbeit etwas zu schaffen vermochten. Sie selbst waren von dieser Leistung überrascht, und es bemächtigte sich ihrer ein Eifer, dem guten Anfang immer Vollkommneres folgen zu lassen. Bald war nicht nur ein stattlicher Vorrat an Holzpantoffeln geschaffen, sondern es wurden auch Löffel mit wachsendem Geschick geschnitzt und mit Triumph in die Küche geliefert. Selbst die abfallenden Holzschnitzel durften nicht verloren gehn, sondern mußten von den Händen der kleinsten Burschen zu Schwefelhölzern geschnitten werden. — Mit gleicher Freude legten sie, von Wichern geführt, unter Gesang Hand an einen mit Busch und Bäumen durchwurzelten Erdwall, der, etwa 6 Fuß hoch und breit, in einer Ausdehnung von wohl 500 Fuß den Garten an zwei Seiten umschloß, und mit dessen Erde der große Fahrweg im Süden des Hauses gebessert werden sollte. Mehrmals haben sie noch am späten Abend, trotz Sturm und Schneegestöber, die Wurzeln und Sträucher, um ein selbstgestecktes Ziel zu erreichen, bei Laternenschein ausgerodet. Später haben sie selbst beim Häuserbau mitgeholfen u. s. w.

Zahlreiche Züge der glücklichsten pädagogischen Behandlung äußerst schwieriger Kinder ließen sich anführen. Ich muß mich mit einigen begnügen. Wichern erzählt von einem Knaben, der als eines der bejammernswertesten Geschöpfe ins Rauhe Haus kam; harte Behandlung hatte ihn verstockt, tückisch und lügenhaft gemacht. Als er ihn zuerst in seinem Elternhause sah, war er, stumm vor sich hinstierend, zu keinem Wort und keinem freundlichen Blick zu bewegen. Dabei war er zwergartig gebaut und so schwach, daß er kaum gehen konnte. Der Stiefvater übergab ihn Wichern mit den Worten: „Bei dem müssen Sie es mit der Hundepeitsche versuchen." So wurde er von einem der Gehülfen auf dem Arme aus der Stadt nach dem Rauhen Hause getragen. Es war gerade der 31. Mai, ein Fest- und hoher Freudentag, der Tag der Grundsteinlegung eines neuen Hauses. „Bei der Feier der Morgenandacht" — so erzählt Wichern — „machte ich jeder der Kinderfamilien ein ihr erwünschtes kleines Geschenk zum Gedächtnis des Freudentages. Eine Familie erhielt ein ganz eigenartiges Geschenk. Ich ließ vor dem versammelten Hause jenen gerade angekommenen Knaben in ihre Mitte führen, zum bleibenden Zeichen, daß der Herr bei ihnen eingekehrt, wenn sie solch ein Kind zu barmherziger Pflege in seinem Namen freundlich annehmen würden. Unvergeßlich war der Eindruck dieser Gabe. Auf der Stelle wurde der arme, verkommene Knabe mit Zeichen der Liebe geschmückt, und jede Kinderfamilie hätte für dieses Geschenk gern das ihr zu teil gewordene gelassen. Seit dieser Zeit ist der arme Knabe, besonders unter der Pflege seiner ihm zunächst stehenden Kameraden, zu sichtbarem Gedeihen herangewachsen, und im Geistlichen wie

im Leiblichen wie umgewandelt, ist frisch und gesund, fröhlich und glücklich geworden.“ — Von einem anderen schreibt Wichern in seinem Tagebuch: „Er machte in einer Nacht dreimal den Versuch zu entlaufen, woran er, wie er mir gestand, lediglich durch die Lust verhindert wurde, ein rotes Pennal, das er in meinem Zimmer gesehen hatte, zu entwenden. Ich schenkte ihm das Pennal. Darüber geriet er in völlige Verzweiflung, so daß ich am folgenden Tage mich viel mit ihm beschäftigen mußte. Er hörte hier noch einmal von mir die Zusicherung der Vergebung unter der Bedingung aufrichtiger Reue, und dies war für ihn die entscheidende Stunde. Seit der Zeit kämpft er mit dem größten Ernst gegen die Gelüste seines Herzens. Am folgenden Tage nannte er mir die Gegenstände, welche ihm besonders versuchlich waren, nämlich eine Geldbüchse im Glasschrank und ein unscheinbares Schreibheft, das unter meinem Pulte lag. Er faßte seit der Zeit ein solches Vertrauen zu mir, daß er oft, wenn ihn eine böse Lust ankam, zu mir eilte, und mit Thränen und großer Angst mir klagte: „Es ist mir wieder in den Sinn gekommen“. Um ein ganzes Herz zu mir fassen zu können, meinte er, müsse er mich „seinen lieben Vater“ nennen dürfen. Ich gestand es ihm zu, aber nur unter der Bedingung, daß er mich so nenne, wenn wir unter vier Augen wären, sonst niemals“. So wußte Wichern die Augenblicke, in welchen die Sünde zum Ausbruch kam, zu Ausgangspunkten sittlicher Erhebung zu machen. Vor allem war es ihm darum zu thun, den Verkümmerten und Verstockten den Sonnenstrahl der Liebe leuchten zu lassen. — In einer der Knabenfamilien befand sich ein Bursche, der so voll war von Übermut, Narrheit und Ausgelassenheit, daß der Familienbruder oft gar nichts mit ihm anzufangen wußte. Seine Thorheiten wechselten periodisch. In einer gewissen Zeit war es sein Lieblingsstudium, sich im Verdrehen der Augen zu üben, sein Meisterstück aber bestand darin, mit einem Auge zu lachen und mit dem anderen zu weinen. Alle Versuche des Familienbruders, von dieser Narrheit ihn abzubringen, waren vergeblich. Er klagte es Wichern. Da ließ dieser ihn rufen und sagte: „Lieber Walther, du bist krank, und in deiner Krankheit kommt dir allerhand Dummheit in den Kopf, auch dein närrisches Augenverdrehen. Du mußt eine Zeit lang auf die Krankenstube und mußt halbe Portionen zu essen haben, bis es besser mit dir wird“. Der Junge protestierte und beteuerte einmal über das andere, daß er ganz gesund sei; aber es half ihm nichts; er mußte auf die Krankenstube, bekam schmale Kost, und die Kur half vortrefflich. — Ein anderer Bursche, der in der Faulheit großes leistete und sein Blumenbeet in Unkraut verwildern ließ, mußte eines Tages Wichern zu demselben führen. Der schüttelte den Kopf und sagte: „Du baust dir Unkraut, mein Junge; von heut ab gehört das Beet nicht dir, sondern mir, und ich stelle dich zu meinem Gärtner an; ich rate dir aber, daß du mein Gärtchen in Ordnung hältst und dafür sorgst, daß schöne Blumen in ihm wachsen. Ich werde jeden Morgen selbst danach sehn“. Das that Wichern regelmäßig. Das Beet wurde sauber, und die Weisheit, den Bock zum Gärtner zu machen, bewährte sich wieder.

Aus einer der Konfirmandenstunden verzeichnet Wichern in seinem Tagebuch: „Ich wollte den Kindern das Wesen des Glaubens begreiflich machen; da fuhr es mir durch den Sinn, ein Geldstück aus der Tasche zu nehmen, und ich sagte zu Otto: Da, Otto, nimm! Er wollte nicht; ich drang in ihn,

aber er weigerte sich, über und über errötend. Gerade so wie du, sagte ich, macht es der Mensch oft, dem der Herr seine Gnade anbietet. Er möchte sie wohl haben, aber er greift nicht zu, und warum nicht? Es fehlt ihm das rechte Zutrauen, welches er der Liebe Gottes schuldet, die aber trotzdem nicht müde wird, sich anzubieten. Nun wendete ich mich an Peter, das Geldstück ihm darbietend. Auch er weigerte sich es zu nehmen; aber ich sagte ihm, er solle das Geldstück auch gar nicht behalten, sondern es nur bekommen, um es Otto zu geben. Da nahm er es, gab es Otto, und dieser hielt es in seiner Hand. Alle verwunderten sich. Siehst du, du hattest kein Zutrauen, zu nehmen, was ich dir anbot; da mußte erst ein anderer kommen, um dir zum Zugreifen Mut zu machen. So macht es der Herr mit seinen himmlischen Gaben. Weil wir sie aus seiner Hand nicht nehmen wollen, klopft sein Geist durch andere an unsere Herzen, ob wir sie für seine Liebe nicht öffnen, und sie gerade so annehmen wollen, wie du, Otto, jetzt das Geldstück angenommen hast; das ist es, was glauben heißt. Zum Glauben gehört das Zutrauen zu Gottes Liebe, die uns und die dich, Otto, erretten und in Ewigkeit nicht lassen will. Aber mit dem Zutrauen allein ist es nicht gethan, sondern das Zugreifen gehört zu ihm, wie du nach dem Geldstück gegriffen hast. Und noch ein drittes gehört zum Glauben: das Festhalten des Erbarmens, das man empfangen hat; und dies Festhalten ist oft weit schwerer als das Nehmen. Hast du mich verstanden, Otto? — Diese Geschichte machte unter den Kindern eine große Bewegung. Nach der Konfirmandenstunde, bei der Arbeit, erzählten sie den anderen davon. Abends kam Otto in mein Zimmer, sagte mir gute Nacht, reichte mir freundlich die Hand, und ehe ich's mich versah, hatte ich das Geldstück wieder in der meinigen. Er mußte es wiedernehmen, aber mochte es nicht behalten; es dünkte ihm zu viel. Da sagte ich: mache es mit dem Gelde, wie du und ich es mit der Gnade Gottes machen sollen: teile es unter deine Brüder! Das gefiel ihm. Am folgenden Tage hatte er das Geld unter die elf Konfirmanden gleichmäßig verteilt, und da ihm hierzu noch zwei Schillinge fehlten, ging er zu seinem Familienbruder und bat ihn um die zwei Schillinge".

Den Brüdern prägte Wichern immer wieder ein: „Sollen wir die Kinder erziehen, so müssen wir uns von ihnen erziehen lassen." Nichts war ihm zu klein, daß er es nicht für höhere Einsicht verwendet hätte. In den Konferenzen mit den Brüdern wurde alles in diesem Sinn verhandelt. Einmal brach er eine Konferenz, in der er mit den Brüdern auch über die Landarbeit gesprochen hatte, ab, hieß sie ihm folgen und eine Anzahl von Spaten mitnehmen. Auf dem Feld angekommen, nahm er einen Spaten und sagte: „Etliche von Ihnen graben wie die neugebornen Kinder, etliche wie Schulknaben, etliche wie handfeste Männer, aber nicht so, wie unsere Hamburger Jungen es lernen müssen. Sie, Schwabe, graben schwäbisch, und Sie, Sachse, sächsisch, und Sie, Pommer, graben pommersch. Unsere Jungen aber sollen hamburgisch graben lernen. Nun sehen Sie her, so gräbt man hamburgisch!" Und damit zeigte er ihnen, wie ein guter Hamburger den „Escher" faßt und mit ihm hantiert. Alle Brüder mußten es nachthun, und er ruhte nicht eher, als bis sie es verstanden. — Zuweilen fand auch der Humor seine Stelle. Wichern hatte einmal einige Brüder wegen ihrer Handschrift getadelt, deren Entzifferung in den

Journalen ihm Mühe gemacht. „Sie," sagte er zu einem derselben, „machen Krakelfüße, und Ihre Schrift ist wie Streusand, und Ihre, als ob ein Ameisenhaufe übers Papier gelaufen wäre; man müßte die Sternseher und Zeichendeuter aus Babylonien kommen lassen, um diese Hieroglyphen zu deuten." Als hierauf einer der Brüder Wicherns Randbemerkungen zu verlesen hatte, geriet er ins Stocken, und konnte schließlich nicht weiter. „Warum lesen Sie nicht?" fragte Wichern. „Ich kann die Handschrift nicht lesen;" entgegnete er. „Wie?" sagte Wichern, „ich schreibe doch ganz deutlich!" Jener machte einen neuen Leseversuch, der abermals vergeblich war. Wichern nahm ihm das Blatt aus der Hand, sah scharf zu, hielt es gegen das Licht und — konnte seine eigene Handschrift nicht lesen! Da lachte er und sagte: „Ja, lieben Brüder, es giebt dreierlei Arten von Menschen; die einen schreiben eine Hand, die andern eine Faust, die dritten eine Pfote. Ich gehöre leider zu den letzteren, und Sie sehen abermals, was ich Ihnen so oft gesagt, daß ich nicht besser bin als Sie." — Übrigens konnte Wichern nicht nur bei solchen Kleinigkeiten, sondern auch in ernsthaften Fällen etwa begangenes Unrecht einsehen und eingestehen. Es ehrt ihn wie die Brüder und zeigt der letzteren volles Vertrauen in die Reinheit seines Wollens, daß sie in solchen Fällen der Übermacht seiner Persönlichkeit gegenüber nicht verstummten, sondern wo es ihre Pflicht gebot, ihm mannhaften Widerstand entgegensetzten. Es ist vorgekommen, daß sie zu hastigen Entschlüssen, für welche er ein Zeugnis ihrer Zustimmung begehrte, dies Zeugnis ihm versagten; daß, wenn er darüber zürnte, sie bei dieser Versagung verharrten und offen erklärten: Es ist ein Unrecht geschehen. So sandte der Brüderkreis einst drei der ältesten aus seiner Mitte zu ihm, um für einen der Brüder, dem eine Unbill widerfahren, einzutreten. Wichern schwieg einen Augenblick, ging mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab, blieb dann vor den Brüdern stehen, schaute sie mit seinen tiefen Augen ernst an und sagte: „Ich danke Ihnen! ich danke Ihnen!" Vor allen Brüdern hat er darauf sein Unrecht bekannt, den, welchem er wehe gethan, um Vergebung gebeten, und mit doppelter Liebe auszuheilen gewußt, was er gefehlt hatte.

So war mit jenem Wittenberger Kirchentag die aus kleinsten Anfängen erwachsene Innere Mission vor alles Volk hingestellt. Die Fahne war entrollt, wer wollte nun unter ihr kämpfen und arbeiten? Was für ein Großes aber damit vorläufig schon erreicht war, davon hatte Wichern nach allen bisherigen Nöten und Schwierigkeiten ein lebhaftes Gefühl. Er schrieb von Wittenberg an seine Frau: „Mir ist zu Mute, als könnte ich hier den Beruf meines Lebens schließen." Doch auch sehr ernst richtete sich sein Blick auf die Zukunft: „Nur unter viel Gebet und Arbeit wird die Saat, die ausgestreut ist, wachsen."

II. Wer war Wichern?

Dem bisher Dargelegten könnte man auch die Überschrift geben: Drei Tage aus Wicherns Leben. Wir haben den Mann in drei entscheidenden Momenten, auf drei Höhepunkten seines Wirkens kennen gelernt und haben auch einen allgemeinen Eindruck von der Sache, welche er vertrat, gewonnen. Nun drängt sich uns die Frage auf: wer war denn aber jener Mann, der so bedeutend aus seiner Umgebung hervortrat und so Großes leistete, und namentlich: wie war er geworden, was er war? Es lassen sich in Wicherns Leben drei Abschnitte unterscheiden: der Werdeprozeß, die schöpferische Arbeit, die ausbreitende Thätigkeit.

1. Der Werdeprozeß.

Johann Hinrich Wichern ist am 21. April 1808 in Hamburg geboren. Sein Vater war Schreiber, später Geschäftsteilhaber eines Notars und öffentlicher Übersetzer von amtlichen Schriftstücken aus fremden Sprachen, deren er sich sieben durch Selbststudium gründlich angeeignet hatte, dabei musikalisch gut begabt; seine Mutter thatkräftig und gemütvoll. „Lachen konnte sie wie ein Kind und arbeiten wie ein Mann.“ Die Eltern hatten sieben Kinder, wovon Hinrich das älteste war. Die Kriegsunruhen der Napoleonischen Zeit ließen die Familie zeitweilig auf dem Land, in Kulau bei Stade, den Wohnsitz nehmen. Heimgekehrt wurde der Knabe erst einer Privatschule übergeben, dann der „Gelehrtenschule des Johanneums“, die einst in der Reformationszeit mit Rat und Hilfe des Johann Bugenhagen begründet worden. Zu Wicherns Zeit stand Direktor Gurlitt an der Spitze der Anstalt, ein tüchtiger Schulmann und Gelehrter, aber zugleich ein eifriger Verfechter des damals blühenden Rationalismus und Bekämpfer des Glaubens, den er Orthodoxie und Mysticismus nannte. Unter inneren und äußeren Kämpfen bewahrte sich Wichern seinen einfachen Glauben. Zu seinem Vater stand er im innigsten Verhältnis. Oft holte er ihn vom Kontor ab, besprach alle seine Schülerfreuden und -leiden mit ihm, gemeinsam trieben sie nach wohl vollbrachter Tagesarbeit noch Musik zusammen, bis die Mutter die Eifrigen zu Bett trieb. Man lebte in sehr bescheidenen, aber glücklichen Verhältnissen. Des Vaters Tod traf den Fünfzehnjährigen sehr schwer; aber in jener dunklen Zeit wandelte sich dem Knaben das bisher gewohnheitsmäßig geübte Kindergebet in warmes

Herzensgebet. — Nun galt's auch im äußerlichen schwer sich durchzuringen. Wichern gab eifrig Privatstunden, die Mutter that das Mögliche — endlich sah man doch ein, daß der Besuch der Gelehrtenschule aufgegeben werden mußte. Schon hatte sich Wichern zu viel zugemutet, oft bis nachts 2 Uhr gearbeitet und sich dabei das Kopfweh zugezogen, das ihn in seinem ganzen Leben zu Zeiten äußerst schmerzlich plagte. Der Austritt aus dem Johanneum erfolgte mit 17 Jahren, nachdem Wichern konfirmiert war. Der Vorbereitungsunterricht von dem Kandidaten, späteren Hauptpastor Wolters förderte ihn sehr. „Dieser Unterricht ist entscheidend für mein Leben geworden; ich danke ihm die Erkenntnis des Evangeliums." Der Direktor stellte ihm beim Abgang von der Schule ein gutes Zeugnis aus.

Die Jahre bis zur Universität wurden zuerst durch eine beinah zweijährige Lehrthätigkeit in der Schule und Pensionsanstalt von Pluns in Pöseldorf nah bei Hamburg (jetzt dazu gehörig) ausgefüllt. Hier hatte Wichern zur Übung und Erprobung seiner Tüchtigkeit in Unterricht und Erziehung ein großes Feld. Über der Erziehung anderer vergaß er die eigene nicht. Ein Tagebuch aus jener Zeit läßt erkennen, wie treu er seine Pflicht erfüllte, wie ernst er sich selbst prüfte, wie heiß sein Wissensdurst war. Neben seinem Lehrerberuf suchte sich Wichern fortzubilden durch Besuch des „akademischen Gymnasiums" in Hamburg, einer eigenartigen Anstalt, welche eine Mittelstufe zwischen dem gewöhnlichen Gymnasium und der Universität bildete. Als Schüler dieser Anstalt hatte Wichern das Recht, in Hamburger Landkirchen zu predigen und machte davon Gebrauch, indem er in Hamm seine erste Predigt über das Gleichnis vom ungerechten Haushalter hielt. In sein Tagebuch schrieb er damals: „O könnte die Menschenfischerei mein Handwerk werden mein Lebenlang." In den Gesprächen mit Pluns wurde auch der Gedanke einer Rettungsanstalt erwogen, welche Wichern in Anlehnung an das Pensionat leiten sollte. Diesen Gedanken hatte die Kunde von dem Wirken des Grafen Adalbert von der Recke-Volmarstein in Düsselthal bei Düsseldorf entzündet. — Mit der Zeit aber sah Wichern ein, daß der Aufenthalt bei Pluns ihn seinem Ziel, dem Universitätsstudium, nicht näher bringe. Er zog deshalb wieder nach Hamburg, gab Privatstunden, besuchte eifrig das Akademische Gymnasium, wobei er namentlich Prof. Hartmann, dem Freund

der Amalie Sieveking nahe trat, dann auch dieser selbst, sowie Senator Hutwalker. Seinem musikalischen Streben dienten Beziehungen zu der Künstlerin Luise Reichardt. Das spätere liederfrohe Leben im Rauhen Hause hat zum Teil hier seine Wurzeln. Mit trefflichen gleichgesinnten Freunden (den Künstlern Erwin und Otto Speckter, dem Theologen Eduard Huther, dem Kaufmann Wilhelm Duncker, dem Musiker Avé-Lallemant u. s. w.) pflegte er erfrischenden Umgang. In einem Kränzchen teilte jeder aus seinen Studien, Arbeiten und Interessen mit, was die andern erfreuen und fördern konnte. Wicherns Sinn erkennen wir an einem Thema, das er auf Grund eigner Beobachtung behandelte: über die sittliche Verwilderung der Jugend. Überhaupt leuchtet aus diesem ganzen Abschnitt in Wicherns Leben die Wahrheit der Worte hervor: Es ist dem Manne gut, daß er das Joch in seiner Jugend trage; und: An der Kralle erkennt man den Löwen.

Im Herbst 1828 wurde es Wichern durch Stipendien möglich, die Hochschule zu beziehen. Wie viele Hamburger, wählte er Göttingen. Dort kam wieder ein Teil des Hamburger Freundeskreises zusammen. Unter den theologischen Professoren zog ihn Lücke, der über Auslegung des Neuen Testaments und Kirchengeschichte Vorlesungen hielt, weitaus am meisten an. Dem sehr fleißigen Studenten wurden auch die inneren Kämpfe aus dem Zusammenstoß von „Glauben“ und „Wissenschaft“ nicht erspart. Aber er drang zu fröhlicher Glaubensgewißheit durch. Das Bangen, welches ihn in mancher schweren Stunde beschleichen wollte, er müsse entweder mit dem Glauben oder mit der Wissenschaft brechen, wich mehr und mehr aus seiner Seele. Lücke war ihm ein treuer Helfer zur Erfassung der Wahrheit, daß die Wissenschaft, gerade je wissenschaftlicher sie sei, eine um so treuere Bundesgenossin des Glaubens werde. Nur das seichte Scheinwissen und der hochmütige Dünkel seien Feinde des Glaubens. Von dem gewöhnlichen studentischen Treiben hielt sich Wichern fern, doch war er fröhlich und jugendlich frisch mit seinen Freunden. — Nach anderthalb Jahren ging's nach Berlin. Er nahm den Weg über Halle und sah dort Franckes Waisenhaus. In Berlin bewunderte er zwar den Philosophen Hegel um seiner Geistesschärfe willen, mehr aber noch den Theologen Schleiermacher, von dessen ethischen Gedanken manche sogar für seine spätere Arbeit im Rauhen Hause direkt von Bedeutung geworden sind. Mit Hengsten-

berg, dem gewaltigen Bekämpfer des Rationalismus, fühlte er sich zwar im Glauben verbunden, aber seine Kampfesweise sagte ihm nicht zu. Am nächsten schloß er sich an den Kirchenhistoriker Neander an, dessen Kindeseinfalt und Tiefe verbunden mit Glaubenswärme und großer Gelehrsamkeit ihn innerlich fesselte. Durch Neander wurde Wichern auch mit einer Reihe von Persönlichkeiten bekannt, welche gerade auf den später für ihn wichtigsten Arbeitsfeldern thätig waren. So mit dem frommen Baron v. Kottwitz, der in einer ihm überlassenen Kaserne armen Leuten Arbeit verschaffte und Gottes Wort sagte; auch mit Dr. Julius, einem jüdisch gewesenen und katholisch gewordenen Arzt, der mit Eifer und Erfolg das Armen-, Erziehungs- und Gefängniswesen zu seinem Lebensstudium gemacht hatte und treffliche Werke darüber herausgab. Unter den Predigern war ihm Goßner der Liebste wegen seiner entschiedenen und schlichten Verkündigung. — Wichern selbst predigte in dieser Zeit häufig in Spandau und konnte darüber an seine Mutter schreiben: „Ich erfahre es, wie förderlich mir das Predigen ist, für meine Erkenntnis wie für meinen Wandel. Der Sinn und der Ernst des Evangeliums tritt mir näher und greift mir tiefer ans Herz, wenn ich es selber vor der Gemeinde bekenne." — Eine Reise nach Hamburg in den Herbstferien 1830 brachte ihn wieder in warme Berührung mit den dortigen Verhältnissen und Persönlichkeiten, welche gerade damals durch kirchliche Kämpfe lebhaft erregt waren. Der Vertreter der rationalistischen Partei, Hauptpastor Wolff, führte neben Gründen hauptsächlich Scheltworte und Verdächtigungen gegen die Gläubigen ins Feld; er nannte sie Nichtswürdige, heuchlerische Förderer der Finsternis, verbrecherische Buben, Verruchte, die man ausrotten müsse, die sich mutwillig oder eigennützig dumm machen u. s. w. Um sich dagegen zu wehren, gründete man, Senator Hudtwalker an der Spitze, den Bergedorfer Boten, der 1830—1846 bestand. Man wollte auch eine „Gesellschaft zur Verbreitung christlichen Sinnes" bilden; dazu lebten die Gedanken an Errichtung einer Erziehungsanstalt für verwahrloste Kinder in jenem Kreis, zu dem auch Pluns gehörte, fort. Doch fehlte dafür noch der persönliche Träger. Er sollte in Wichern erstehen, der Herbst 1831 nach Hamburg heimkehrte und nach gut bestandenem theologischem Examen als Kandidat auf Arbeit und Amt wartete.

2. Die schöpferische Arbeit.

Arbeit wurde ihm reichlich zu teil, aber zu einem geistlichen Amt im eigentlichen Sinn, zu einem Pfarramt, hat er's nie gebracht, obwohl später ihm mancherlei Würden zufielen. Er ist immer Kandidat geblieben. Einem Hamburger Kandidaten boten sich in der damaligen Zeit mancherlei Wirkungskreise. Das Erteilen von Privatstunden gab den Lebensunterhalt. Die Abhaltung von Bibelstunden und Predigten in zahlreichen Vertretungsfällen war eine treffliche Gelegenheit, sich auf's praktische Amt zu rüsten und zumal für Wichern eine liebe und fleißig geübte Thätigkeit. Auf das eigentliche Feld seiner Arbeit aber wurde er durch den Eintritt in die Sonntagsschule und in den Besuchsverein gestellt, wie wir es oben geschildert haben (I, 1). Hieraus erwuchs die Kinderanstalt und Brüderanstalt des Rauhen Hauses, wie gleichfalls früher dargestellt (I, 2). Auf dem Wege der damit eröffneten Arbeit ergab sich Gedanke und Werk der Inneren Mission, welche mit dem Wittenberger Kirchentag in mächtigem Zeugnis hingestellt wurde vor alles Volk (I, 3). Damit war die zweite, die wichtigste Periode, die schöpferische Zeit in Wicherns Leben abgeschlossen.

An Ereignissen zunächst privater Art ist aus diesem Zeitraum noch nachzutragen, daß jene Versammlung im Schneideramtshaus Wichern zuerst in Beziehung brachte zu seiner nachmaligen Frau. Auf seine Bitte um Hilfskräfte für die Sonntagsschule meldete sich auch, von P. Rautenberg empfohlen, ein junges Mädchen, Amanda Böhme, deren Vorfahr der Görlitzer Schuster und Philosoph Jakob Böhme war. Im Dienst des Herrn hatten sich beide gefunden. Aber erst 1835, nachdem das Rauhe Haus schon zwei Jahre bestand, fand die Hochzeit statt. Mit neun Kindern, vier Söhnen und fünf Töchtern, war die Ehe gesegnet. Einer der ersteren, Johannes, folgte dem Vater später in der Leitung der Anstalt.

3. Die ausbreitende Thätigkeit.

Wie den Abschluß der schöpferischen Arbeit, so bildete den Anfang der ausbreitenden Thätigkeit im großen Stil die Wittenberger Versammlung des Jahres 1848. Im Lauf der Jahre sind derselben noch viele Kongresse für Innere Mission gefolgt, erst in Zusammenhang mit dem damals gestifteten „Kirchentag".

dann, als dieser aufhörte, als selbständige Versammlungen in verschiedenen größeren Städten Deutschlands. So lang die Jahre seiner Kraft dauerten, war Wichern ein ständiger Besucher und einflußreicher, vielfach allein Maß und Richtung gebender Redner. Seine Heroldsstimme hat nicht abgelassen, zum Werk der Inneren Mission aufzurufen. — Dem gleichen Zweck, die Innere Mission in die weitesten Lebenskreise hinein zu tragen, dienten zahlreiche Reisen Wicherns. Er gab Rat und half, wo er konnte. Zugleich dienten diese Reisen ihm wiederum zur Erweiterung seines Gesichtskreises, Gewinnung zahlreicher persönlicher Beziehungen, tieferer Erkenntnis der Volkszustände in allen Teilen unseres Vaterlands. Um ihn während der Abwesenheit zu vertreten, wie auch bei seiner Anwesenheit in der Arbeit zu unterstützen, wurde Kandidat Rhiem als Inspektor angestellt, der im ganzen über 25 Jahre dem Rauhen Hause treu gedient hat. Unter und neben ihm arbeiteten im Lauf der Jahre eine ganze Reihe von Kandidaten als „Oberhelfer". — Das Rauhe Haus selbst wurde ein immer größeres und verzweigteres Ganze. Außer der Kinder- und der Brüderanstalt wurde später auch eine Druckerei und eine Buchhandlung angelegt, ein Pensionat für schwer zu erziehende Knaben, welche Gymnasialbildung haben sollten, errichtet, die früher schon gepflegten Arbeiten durch den Bau neuer Häuser und den Ausbau der Einrichtungen erweitert und verbessert. Die Anstalt bildete einen Anziehungspunkt für nah und fern. Tausende und Abertausende aus allen Weltgegenden und Ländern, aus allen Ständen und Berufsarten besuchten es an den Festen oder um es in der täglichen Arbeit zu sehen und Belehrung und Anregung für irgend eine Reichsgottesarbeit mit hinweg zu nehmen. — Hand in Hand damit ging die litterarische Thätigkeit. Schon 1845 hatte Wichern die „Fliegenden Blätter aus dem Rauhen Hause" als litterarisches Centralorgan seiner Arbeit sowie der gesamten Inneren Mission herausgegeben. Je mehr die Sache wuchs, desto bedeutender wurden auch die hier mitgeteilten Nachrichten, Kundgebungen, Betrachtungen, Übersichten. Ein reicher Schatz von Belehrung ist in den Jahrgängen dieser Zeitschrift niedergelegt. Ein zusammenfassendes Programm entwickelte er alsbald nach dem ersten Kirchentag in seiner „Denkschrift über die Innere Mission." Hier sind die geistvollen Grundzüge seines Lebenswerkes dargelegt. — Ein thätiges Organ zur Unterstützung seiner Absichten, gleichsam der verlängerte

Arm Wicherns, wurde ebenfalls im Anschluß an den Wittenberger Tag im Central-Ausschuß für die Innere Mission mit Sitz in Berlin geschaffen. Wichern wurde erst später der Vorsitzende, war aber immer die Seele desselben. Unter seinem Namen wurden die Kongresse abgehalten, die Fliegenden Blätter herausgegeben, mancherlei Enqueten und Petitionen an politische 2c. Körperschaften bearbeitet, orientierende Denkschriften über wichtige Fragen der Inneren Mission herausgegeben, einzelne praktische Arbeiten z. B. die Predigt unter den Hollandgängern (Gras-, Torf-, Stuck-Arbeiter, welche in gewissen Monaten des Jahres in Holland Arbeit suchen) unternommen. Zur Ausführung dieser Wirksamkeit wurden Geistliche als Reiseprediger und Agenten angestellt. Alle diese Arbeiten wurden auch nach Wicherns Tod vom Central-Ausschuß fortgesetzt.

Eine große Veränderung in Wicherns Leben und Wirken trat dadurch ein, daß der fromme und geistvolle König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen den unterdessen von Halle aus mit der Würde eines Doktors der Theologie Geehrten nach Berlin berief als Mitglied des Oberkirchenrats und vortragenden Rat im Ministerium des Innern für die Angelegenheiten der Strafanstalten und des Armenwesens. Wichern wohnte hinfort im Winter in Berlin, im Sommer im Rauhen Haus. Nominell und rechtlich sollte damit Wicherns Verhältnis zum Rauhen Haus nicht geändert werden. Thatsächlich war dies doch der Fall. Man kann nicht Leiter einer Anstalt sein, von der man in jedem Jahr mehr als die Hälfte der Zeit entfernt ist. Aber man hoffte ja: was hierdurch an Wirkung im kleineren Kreis vielleicht eingebüßt werde, das werde an anderweitigem Einfluß auf größere Verhältnisse wieder gewonnen. Wichern nahm sich auch aufs eifrigste der Gefängnisse an (die Brüder arbeiteten im Zellengefängnis zu Moabit als Wärter), gründete als Nachbild des Rauhen Hauses das Johannisstift bei Berlin, schuf die Anfänge der Berliner Stadtmission. Aber im ganzen verwirklichten sich doch die gehegten Hoffnungen auf eine eingreifendere Arbeit im Sinn der Inneren Mission in Preußens Staat und Kirche nicht. Die bald eintretende Krankheit und der Tod des Königs, der sich so warm für Wicherns Pläne interessierte, wirkten lähmend. Und nicht dies allein. Es erstanden ihm als Glied der staatlichen und kirchlichen Regierung mancherlei Gegner, welche dem Mann der freien Thätigkeit wohl kaum erwachsen wären (so v. Holtzendorffs Schrift: Die Brüderschaft des Rauhen Hauses, ein protestantischer

Orden im Staatsdienst), und was die Hauptsache war: Wicherns Gabe war es nicht, ein Rad im Verwaltungsorganismus irgend einer Behörde zu sein. Er war ein Mann der freien That und des persönlichen Einflusses. So war er eigentlich in seinen hohen Ämtern nicht recht an seinem Platz, während er doch seinem früheren gesegneten Wirkungskreis verloren ging.

Ein Aufflammen der alten Kraft und ein Zeichen dafür, was Wichern in seiner Weise leisten konnte, war es, als er in den Kriegen von 1864, 1866, 1870 die freiwillige Felddiakonie einrichtete. Mit Energie und Weisheit organisierte er den Drang zu helfen, der sich damals in vielen Herzen regte, und wies namentlich den rüstigen Männern, die an den Dienst der Verwundeten und Kranken Hand anlegen wollten, die rechten Wege. Alle jetzt bestehenden viel vollkommeneren Einrichtungen dieser Art sind mit auf Wicherns damaligen Vorgang auferbaut. Aber der letzte Krieg schlug dem Alternden, dazu mit der Entwicklung der Dinge namentlich in kirchlicher Beziehung nicht Einverstandenen, eine unheilbare Wunde: ein blühender Sohn blieb im Krieg vor dem Feind. Große Versammlungen, deren er noch zwei in alter Weise miterlebte, sahen nur noch die gebrochne Kraft. Wichern zog sich ins Rauhe Haus von allen seinen Ämtern und Aufgaben zurück. Hier war ihm eine siebenjährige schwere Leidenszeit von Gott zugedacht. Der Herr führte ihn in heiße Trübsalsgluten (Gehirnerweichung). Doch hielt er sich mit ganzer Kraft an seines Heilands Wort und Gnade. Als er am 7. April 1881 gestorben war, fanden die Seinen auf einem schon länger geschriebenen Blatt den Ausdruck seiner Glaubens- und Demutsgesinnung: „Wenn Gott es beschlossen hat, mich zu sich zu nehmen, so sollt ihr, meine Lieben, wissen, daß mein einziges Gebet ist, daß ich selig werde, daß ich zu ihm komme und Friede in ihm finde. Ich habe mich zu ihm immer bekannt, aber in großer Schwachheit. Er wird mir aber meine Sünden vergeben, — darauf geht all meine Hoffnung um seiner Liebe und Liebesthat willen, um seines auch für mich vergossenen Blutes willen. Er wolle mich dort mit allen, die ich lieb gehabt, vereinen, wie er Johannes 17 gebetet." Nahe bei der Kirche zu Hamm, welcher das Rauhe Haus zugehört, und in welcher Wichern seine erste Predigt gehalten hat, liegt er begraben. Sein Gedächtnis aber ist der Geschichte der Kirche Gottes unauslöschlich eingeprägt. Der Wahl-

spruch seines Lebens, den er unter sein Bild schrieb, war: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.“ (1. Joh. 5, 4.)

III. Wie steht's mit der Innern Mission heute aus?

Das Sprichwort sagt: „Wenn die Not anklopft, thut die Liebe die Thür auf.“ Die Innere Mission geht der Not nach. So wird man einen Überblick über die erstere gewinnen, wenn man sich die Notstände und die für dieselben erwachsenen Hilfen vergegenwärtigt. Notstände auf dem Gebiet der Familie, der Kirche und des Staats sind's, denen die Innere Mission zu begegnen sucht. Es ist, wie wenn man ein Land mit drei Provinzen überschaut; dieselben sind unterschieden, aber gehören doch zu Einem Reich. Freud und Leid geht durch alle drei hindurch.

1. Hilfsarbeit für die Familie.

Die Familie ist die Grundlage und Urform der menschlichen Gesellschaft. Je nach ihrem Zustand ist sie ein Brunnquell des Segens oder des Verderbens. Den vorhandenen Schäden hier heilend zu begegnen ist hochnötig.

a) Krippe. Welch Gottesgeschenk ist ein kleines Kind! Wie dankerfüllt sind die Elternherzen, wenn der kleine Gast gesund im weichen und warmen Bettchen liegt. Aber nicht allen Müttern, welche ein Kindlein als einen Gottessegen begrüßen, wird die Freude zu teil, das Kleine selbst pflegen zu können. Die harte Notwendigkeit zwingt manche, außer dem Haus zu arbeiten, und längst nicht immer ist eine Großmutter oder eine Schwester oder eine Nachbarin da, welche das Kind so lange hütet. So wird denn allerlei andre Auskunft geschaffen, welche oft sehr ungenügend oder teuer oder beides zugleich ist. Treten solche Notstände in stärkerer Anzahl auf, wie z. B. in Fabrikorten und größeren Städten, dann kann ihnen durch Einrichtung einer Krippe abgeholfen werden. Das Beste wäre freilich, wenn die Familien so gestellt wären, daß die Frauen nicht außer dem Haus zu arbeiten brauchten. Aber sollen wir warten, bis dieser glückselige Zustand allgemein eintritt, und solang dies nicht der Fall ist, Kinder körperlich und geistig verkümmern und verkommen lassen? Die Krippe entzieht nicht das Kind der mütterlichen Pflege, sondern nur wenn und solange ihm dieselbe nicht zu teil werden kann, nimmt sie es in ihre Obhut.

Der Name dieser Anstalten ist eine Erinnerung an die Krippe zu Bethlehem. Ein städtischer Beamter in Paris, der mit dem Armenwesen zu thun hatte, und den das Kinderelend jammerte, Namens Marbeau, hat die erste 1844 eingerichtet. In den weitaus meisten Krippen werden nur eheliche Kinder rechtlicher Eltern aufgenommen. Uneheliche Kinder, wenn man sie überhaupt aufnehmen zu können glaubt, müssen ein höheres Kostgeld zahlen. Das gewöhnliche beträgt meist 1 M. die Woche. Vor der Aufnahme werden die Verhältnisse genau erkundet, damit man wirklich nur hilft, wo es not thut. Auch die Gesundheit des Kindes muß ärztlich bescheinigt sein. Wie wichtig für Leib und Seele die Pflege der Kinder vom Lebensanfang bis zum dritten Jahr ist — solang etwa behält sie die Krippe — geht daraus hervor, daß sie in dieser Zeit laufen und sprechen lernen, und daß in ihr die Grundlage einer guten Gewöhnung gelegt werden muß. Auch auf die Mütter kann dabei ein günstiger Einfluß ausgeübt werden.

In einer Krippe sieht's aus wie in einer großen, recht belebten Kinderstube. Morgens werden die Kleinen gebracht, abends wieder abgeholt. Es wird verlangt, daß sie jedenfalls Sonntags, wo möglich auch an jedem Wochentag, an welchem die Mutter nicht auswärts arbeitet, zu Haus bleiben, damit das Kind so wenig wie möglich der Familie entfremdet wird. Die Pflege wird von erfahrenen Frauen, denen Dienstmädchen zur Seite stehen, oder von Diakonissen besorgt. Beim Kommen und Gehen wird jedes Kind ganz umgekleidet und darauf angesehen, ob es rein und nicht krank ist. Die Erhaltung der Reinlichkeit spielt überhaupt eine große Rolle. Sodann die richtige Ernährung. Endlich der Wechsel zwischen Spiel und Ruhe. Wenn die Kinder mittags nach Tisch behaglich in ihren Bettchen schlafen, 20, 30, 40 neben einander, dann ist die schönste Stunde in der Krippe gekommen. Aber wahrlich, auch die lustig spielende Schar zu sehen, ist ein Vergnügen.

Mit der Krippe ist das Findelhaus ja nicht zu verwechseln. In ihm werden von pflichtvergessenen Eltern die Kinder meist auf Nimmerwiedersehen untergebracht. Namentlich verderblich ist die sogenannte Drehlade, d. h. eine Vorrichtung am Findelhaus, welche sich nach außen öffnet, so daß man das Kind ungesehen hineinlegen kann, und die dann nach innen umgedreht wird, worauf die Verwaltung das namenlose Kind in Empfang nimmt. Überall hat sich gezeigt, daß die Findelhäuser, welche es dem Laster bequem machen, die Zahl der verlassenen Kinder stark erhöhen. So hat man diese Anstalten jetzt fast überall eingehen lassen. Die Krippe sucht das Familienleben zu erhalten und zu heben, und nur für so lange, als es durchaus nötig ist, Hilfe

zu leisten; das Findelhaus aber zerstört das Familienleben. — Bekanntlich hat der Pädagog J. J. Rousseau, während er in seinen Büchern die feinst ausgedachten Erziehungsgrundsätze in glänzender Sprache der Welt verkündete, seine eigenen Kinder ins Findelhaus geschickt — ein rechtes Beispiel unfruchtbarer, bloß theoretischer Weisheit.

b) Kleinkinderschule (Warteschule, Kinderpflege). Nur als Auskunftsmittel in Notständen, die denen der Krippe wenn auch nicht gleich doch ähnlich sind, hat die Kleinkinderschule ein Existenzrecht. Nur so ist sie auch von ihren Hauptbeförderern gemeint gewesen und nur in diesem Sinn ist sie unter die Arbeiten der Diakonissenanstalten aufgenommen. Auch eigene Kleinkinderlehrerinnenseminare (z. B. Kaiserswerth, Berlin), sowie Pflegerinnenschulen (z. B. Nonnenweier in Baden) zur Ausbildung der Leiterinnen und Gehilfinnen sind in diesem Sinn errichtet. Die erste Kleinkinderschule ist von Pfarrer Oberlin im Steinthal (Elsaß) mit Hilfe seiner Magd Luise Scheppler 1779 eingerichtet worden. Um die Ausbreitung hat sich namentlich der Vater des neuzeitlichen Diakonissenwerks P. Fliedner große Verdienste erworben. Der beste Methodiker war Direktor Ranke am Oberlinhaus in Nowawes bei Potsdam (damals Kleinkinderlehrerinnenseminar, jetzt Diakonissenhaus). Er hat zahlreiche treffliche Schriften veröffentlicht.

Ein geräumiges Schulzimmer im Erdgeschoß, einige niedrige Lehnenbänke (jedoch ohne Pulte), einige niedrige Tische — alles leicht gearbeitet, damit es ohne Schwierigkeit vom Platz bewegt werden kann — ein Garten oder Spielhof mit Sandhaufen, eine Anzahl biblische und Anschauungsbilder: das sind die notwendigsten Erfordernisse der Einrichtung. Sind wesentlich mehr als 40 Kinder vorhanden, dann muß die Lehrerin eine Gehilfin haben (die sie sich oft aus einem begabten konfirmierten Mädchen im Ort heranzieht). Werden die Kinder mittags in der Schule gespeist, so erhöht dies wesentlich die Aufwendung an Geld und persönlichen Kräften. Vom dritten bis sechsten Jahr werden die Kinder hier erzogen. Ferien gleich denen der Elementarschule. Bescheidenes Schulgeld.

Ein eigentlicher Unterricht ist nicht zu erteilen. Doch bedarf die Lehrerin einer methodischen Schulung um tagaus tagein in geordneter Folge fröhlich und bildend zugleich ihr Völklein zu beschäftigen. Recht viel freies Spiel, im Sommer thunlichst draußen, ist eine große Hauptsache. Dazwischen Marschübungen, Kreisspiele 2c. Durch Erzählen biblischer Geschichten lernt das Kind

den Heiland, sowie die Hauptgestalten des Alten und Neuen Testaments kennen und lieben. Durch andere Geschichten wird sein Interesse geweckt und sein Gesichtskreis erweitert, durch Frage und Antwort darüber der Sprachausdruck geübt. Das Vorzeigen und Besprechen von Bildern dient dem gleichen Zweck. Der Gesang geistlicher und weltlicher Kinderlieder belebt den Geist und erfrischt die Herzen. Gebet macht den Anfang und Schluß der Schule und findet selbstverständlich auch vor den Mahlzeiten statt.

Luise Scheppler (1763—1837), die treue Magd des Pfarrers Oberlin im Steinthal und Leiterin der ersten Kleinkinderschule. „Was ein Dörnchen werden will, spitzt sich bei Zeiten," sagt das Sprichwort. Nach einer in ihrem Wohnort Waldbach ausgebrochenen Feuersbrunst bemerkte die achtjährige Luise, wie eine gluckende Henne öfters in einer leeren Scheune verschwand, und, ihr nachkriechend, fand sie zerstreute Eier, welche die herrenlose Henne verlegt hatte. Liebevoll sammelte sie dieselben, baute ihnen ein Nest, und als die Henne ihre mütterlichen Flügel ausbreitete, fütterte sie dieselbe, um sie auf dem Neste zu erhalten. Als die Küchlein ausgekrochen waren, speiste sie mit ihren eignen Brotschnittchen, selbst hungernd, die ganze befiederte Familie. Bei solcher Liebesthat überraschte sie Pfarrer Oberlin, der ihr nachgeschlichen war, da ihm das Kind, als es in seinem Hause mit sichtbarer Unruhe Brot erbeten hatte, aufgefallen war. Er erkannte in dem Kind schon die mütterliche Zärtlichkeit gegen das Zerstreute und Hilfsbedürftige und die fürsorgende rettende Liebe zu dem Geringen und Verwahrlosten. Oberlin verlor sie und ihre Gabe nicht aus dem Auge. Später trat sie als Magd in sein Haus. Bald unterstützte sie Oberlins Gattin in deren Bemühungen, den Mädchen der Gemeinde Anleitung im Stricken, Nähen, Spinnen zu geben. Wie faßlich wußte sie dabei den Kindern vom Heiland zu erzählen, wie lieblich mit ihnen zu singen und zu beten, ihnen Bilder zu erklären, sie Spiele zu lehren. Alles das war aber auch für die Kleinsten etwas, und so nahm man sich denn auch der Vorschulpflichtigen an, die, während die Eltern ihre Feldarbeit verrichteten, auf der Straße verwilderten und in Schmutz vergingen. — Nach dem Tode der Gattin Oberlins übernahm sie, erst 20 Jahre alt, die Führung von dessen ganzem Haushalt und die mütterliche Versorgung der sieben nachgelassenen Kinder. Das wäre fast für jede andre genug Arbeit gewesen. Ihre Liebe und Hingebung ließ sich aber die Grenzen der Thätigkeit nicht so eng stecken. In dem ganzen Umfang der Pfarrei nahm sie sich der Kranken und Dürftigen an, brachte den Verlassensten Speise und Kleidung, Arznei für Leib und Seele. Oberlin sagt von ihr u. a. in einem Brief, worin er seinen Kindern die treue Dienerin als kostbares Vermächtnis hinterläßt: „Dies alles war aber nicht das Werk eines Augenblicks, und die zahllosen Schwierigkeiten, die sich ihren heiligen Bestrebungen entgegensetzten, würden tausend andre zurückgeschreckt und entmutigt haben. Allein weder Felsen noch Gewässer, weder Stürme noch Regengüsse, weder Hagel noch Kälte, weder Schneefall noch eingeschneite Wege — nichts hielt sie zurück. Und wenn sie abends erschöpft, durchnäßt und vor Kälte erstarrt, zurückkam, besorgte sie doch noch

meine Kinder und mein Hauswesen mit gewohnter Sorgfalt. So opferte sie meinem Dienste und dem Dienste Gottes nicht nur ihre Zeit und ihre Gaben, sondern auch ihre eigene Person und ihre Gesundheit.“ Neben alledem ging die ganze Lebenszeit hindurch ihre Thätigkeit in der Kleinkinderschule her. Die Schule umfaßte schließlich etwa 100 Kinder. An jungen Mädchen, die sie zu Lehrerinnen an anderen ähnlichen Schulen der Gemeinde heranbildete, hatte sie dabei Hilfe. Nie nahm sie für diese Arbeit Gehalt an, nach dem Tod ihrer Herrin auch keinen Lohn für ihre Thätigkeit in Oberlins Haus; und als ihr von der französischen Akademie im Jahre 1829 der sogenannte Monthyon'sche Tugendpreis im Betrage von 5000 Francs zuerkannt wurde, verwendete sie diese Summe zu lauter Wohlthaten. Als Leichentext hatte sie sich Luk. 17, 10 erwählt: „Also auch ihr, wenn ihr gethan habt, was euch befohlen ist, so sprecht: wir sind unnütze Knechte, wir haben gethan, was wir zu thun schuldig waren.“

Friedr. Fröbel (1782—1852), ein wohlwollender, unklarer Idealist, hat den ersten Kindergarten um 1840 zu Blankenburg bei Rudolstadt begründet. Es fehlt den Fröbelschen Kindergärten die christliche Grundlage, und ihre Einrichtung soll nicht Notsache sein, sondern für alle Kinder gelten. Die betreffenden Spiele und Lieder sind oft läppisch, erzwungen und trocken. Manches Einzelne ist wohl verwendbar, das Ganze ein verkehrtes Treibhaussystem. Kindergarten nannte Fröbel seine Schule, teils weil er es für notwendig erachtete, daß ein Garten damit in Verbindung stände, teils auch, weil er die Kinder mit den Pflanzen verglich, die im Garten gepflegt werden.

c) Kinderhort und Arbeitsschule. In den Familien, welche ihre Kinder den Krippen und Warteschulen anvertrauen müssen, weil Vater und Mutter außer dem Haus arbeiten, sind die schulpflichtigen Kinder nur deshalb etwas besser daran, als ihre kleinen Geschwister, weil sie sich körperlich selbst helfen können, aber geistig und namentlich sittlich sind sie noch größeren Gefahren ausgesetzt. Sie kommen aus der Schule, finden vielleicht die Wohnung verschlossen, oder, wenn sie offen ist, doch niemand, der sich um sie kümmert. Sie verschlingen das etwa bereit gestellte Essen, verbringen dann den übrigen Teil des Tages auf der Straße, die Schularbeiten werden gar nicht oder äußerst flüchtig gemacht. — Fast ist's dann noch ein Glück zu nennen, wenn sie statt dessen an irgend eine Arbeit gebunden sind, womit sie wenigstens zum Unterhalt etwas beitragen. Aber sehr oft ist das auch keine den Kräften angemessene, dem wahren Wohl dienende oder gar die Ausbildung befördernde.

Diesen Notständen suchen die Kinderhorte und Arbeitsschulen in verschiedener Weise je nach den Verhältnissen zu begegnen. Der Kinderhort, von Prof. Schmid-Schwarzenberg in Erlangen angefangen, will Kinder armer Eltern in der schulfreien Zeit durch

pädagogisch befähigte Kräfte beaufsichtigen und beschäftigen. Sie erhalten eine Mahlzeit, machen ihre Schulaufgaben, spielen, arbeiten, baden 2c. — Die Knabenarbeitsanstalten, deren erste 1828 in Darmstadt entstand, beschäftigen die Kinder mit Gartenarbeiten, Holzhacken, Bürstenbinden 2c., wofür sie einen kleinen Lohn empfangen, der immerhin eine Zubuße zum Haushalt liefert oder für größere Ausgaben, z. B. den Konfirmationsanzug, aufgespart wird. — Strick-, Flick- und Nähschulen gewähren den Mädchen Anleitung und Übung in weiblichen Handarbeiten über das Maß dessen hinaus, was in der Volksschule darin geleistet wird. — Mit alledem ist pädagogische Einwirkung selbstverständlich verbunden.

d) Lehrlingsdaheim und Lehrlingsverein. Mit welcher Sorge geben Eltern den eben konfirmierten Sohn oft in die Lehre. Die gute Zucht des Meisterhauses existiert vielfach nicht mehr; in größeren Städten haben die Lehrlinge dort nicht einmal mehr Wohnung. So fehlt ihnen die rechte Heimat; Schlafstelle, Kosthaus, Kneipe, Straße gewähren eine solche nicht. Der Umgang ist ein völlig zufälliger und willkürlicher. Wie mancher hat in diesen zerfahrenen Verhältnissen die Gesundheit Leibes und der Seele eingebüßt.

Das Lehrlingsdaheim soll ihnen Schlafstelle, Kosthaus, Familienanhalt, Beratung und Fürsorge aller Art bieten; alles im Rahmen christlicher Hausordnung und kirchlicher Sitte. Die Leitung liegt in den Händen eines Ehepaares, das mit Erfahrung in den gewerblichen Verhältnissen christlichen Sinn und elterliche Autorität vereinigt. — Im Lehrlingsverein haben die jungen Burschen Fortbildung durch Unterricht (Singen, Zeichnen 2c.), Unterhaltung, Lektüre, Spiel, wohnlichen Aufenthalt, Verkehr mit Altersgenossen.

Das Jugendvereinshaus in Stuttgart seit 1867, in seinem jetzigen Neubau seit 1876, ist eine interessante Stätte vielseitiger Jugendpflege, deren Hauptaugenmerk doch wohl die Lehrlinge (inkl. Fabrikarbeiter, Hausburschen, Ausläufer) bilden. Das Haus enthält in hellen Souterrainräumen Küche und Speisezimmer, woselbst täglich 60—70 junge Leute für 12 Pf. des Morgens, 30 Pf. des Mittags, und 23 Pf. des Abends reichlich gespeist werden. Im Parterre befindet sich der große Feierabendsaal, der jeden Abend als Aufenthaltsort für die Hausbewohner und andere Handwerkslehrlinge dient. Da steht ihnen eine gute Bibliothek offen, da können sie Briefe schreiben, da haben sie des Winters einmal in der Woche Gelegenheit zu gewerblichem Zeichnen, da werden ihnen häufig, zumal am Sonntag, vom Jugendgeistlichen Vorträge gehalten, die immer dankbare und aufmerksame Zuhörer finden. 400 Lehrlinge lassen sich alljährlich in die Feierabendsregister einschreiben. Die erste

Etage enthält das Lokal des Jünglingsvereins und der Kleinkinderschule. 180 Mitglieder des Jünglingsvereins sind freilich hier nur bei Festlichkeiten vereinigt; aber gegen 100 erscheinen jeden Samstag, am sogenannten deutschen Abend, 50—60 und noch mehr am Sonntag zu einer religiösen Ansprache, 40—50 am Mittwoch, wo ein populär-wissenschaftlicher Vortrag auf der Tagesordnung steht, 30 am Dienstag in der Singstunde. In der Kleinkinderschule vollends wimmelt's, ein Völklein von 140 Kleinen wird von zwei Lehrerinnen beaufsichtigt und gewartet. Die beiden oberen Stockwerke endlich haben mit ihrer Einrichtung schon oft die Aufmerksamkeit von Jugendfreunden auf sich gezogen: um einen geräumigen Waschraum liegen daselbst die hübschen Schlafstuben der 70 Hausbewohner, Lehrlinge, welche zu zweien bis zu acht in einem Zimmer für 70 Pf. bis 1 M. 5 Pf. wöchentlich logieren. Außerdem enthält das Parterre und das zweite Stockwerk noch die Wohnung der Hauseltern.

Der vorhin erwähnte Jugendgeistliche ist seit 1863 angestellt, namentlich auf Anregung des Prälaten v. Kapff. Ein derartiges Amt existiert nur in Stuttgart. Der betreffende Pfarrer hat in allerlei Weise unter der Jugend der Hauptstadt, namentlich unter derjenigen ohne Familienanschluß, eine äußerst vielseitige erziehliche und seelsorgerliche Thätigkeit, deren lokaler Mittelpunkt das Jugendvereinshaus ist.

e) Herbergen zur Heimat. Wenn die Mutter den Lehrling mit Bangen das Elternhaus verlassen sieht, der doch an einem Ort in bekannter Umgebung, durch Brief stets, durch Besuch meist sicher erreichbar, verweilt, wie viel mehr den Gesellen, der auf die Wanderschaft geht. Auch der Wohlerzogene gerät dabei leicht in schlechte Gesellschaft, und noch vor 50 Jahren war er gezwungen in Herbergen zu verkehren, welche oft das Grab aller Sittlichkeit und Frömmigkeit waren.

Deshalb war es eine vortreffliche, vom Handwerkerstand gar nicht genug anzuerkennende That, daß der Professor der Rechte Klemens Perthes in Bonn im Jahr 1854 unter dem schönen und traulichen Namen „Herberge zur Heimat" ein einfaches Gasthaus für Wandernde aller Art, namentlich für Gesellen schuf. Die Sache fand solchen Anklang, daß es jetzt schon etwa 450 Herbergen zur Heimat in Deutschland giebt, und es dadurch jedem Wanderer möglich ist, von einem Ende unseres Vaterlandes bis zum anderen zu reisen und immer in einem anständigen christlichen Haus zu billigstem Preis zu logieren. Ein Zettel, auf dem sämtliche Adressen der echten Herbergen zur Heimat stehen, ist in jeder derselben zu haben. Alle Herbergen gehören einem Centralverband an.

Die Herberge will ein gutes billiges Gasthaus für Wandernde sein. Manchmal ist auch ein Kost- und Logierhaus für am Ort Wohnende damit verbunden. (Sogenannte Hospize für besser gestellte

Reisende werden besser in eigenen Häusern untergebracht.) Man giebt es den Wanderern hier so gut, wie es für billiges Geld möglich ist. Schnaps wird nicht verabreicht, Kartenspiel ist untersagt, zuchtloses Wesen irgend welcher Art wird nicht geduldet. Ein Arbeitsnachweis muß mit der Herberge verbunden sein. Die Meister des Orts sollten der Herberge wärmste Teilnahme schenken.

Der Hausvater ist meist in einer Brüderanstalt vorgebildet, oft auch direkt dem Handwerkerstand entnommen. Er ist ein fest angestellter Beamter des Vorstandes oder Vereins, dem die Herberge gehört. Von dem, was dieselbe einbringt, hat er keinen Vorteil. Die Teilnahme an der Hausandacht, welche der Hausvater morgens und abends hält, ist völlig frei; jedoch werden alle dazu eingeladen. Um Wohl und Wehe seiner Gäste hat sich der Hausvater freundlich zu kümmern und mit festem Sinn die Ordnung aufrecht zu halten. Eine gut verwaltete Herberge, namentlich wenn sie keine Schulden auf ihrem Grundstück hat, erhält sich selbst.

Zur Kenntnis der Beurteilung, welche die Herberge zur Heimat in den beteiligten Kreisen erfährt, mag dienen, was u. a. gleich die erste Herberge aus ihrer Anfangszeit berichtet: „Manches reiche Geschenk von hoch und niedrig hat die Herberge bereits erhalten, und tiefbeschämt haben sich alle, die an derselben arbeiten, gefühlt, als eine fromme, nicht reiche Frau ihr auf dem Sterbebette 200 Thaler vermachte, weil sie, wie es in der letztwilligen Verfügung heißt, an ihre vier Jungen dachte, wenn sie einmal wandernd durch die Welt ziehen müßten. Der überlebende Ehegatte sandte die reiche Liebesgabe mit den Worten ein: „Ich habe den Wunsch, daß das Geld dem Zwecke der geistlichen Handreichung an dem lieben, einst so herrlichen, jetzt so kläglich zerrütteten, versäumten und verwahrlosten Handwerkerstande dienend bleibe. Möge mein Jüngster, der eben erst das dritte Jahr überschritten hat, wenn Gott ihn durch seinen Beruf nach Bonn führt, einen stattlichen, festgewurzelten Baum an Ihrer Herberge vorfinden, an dessen Früchten er sich laben und erfrischen könne. Der gnadenreiche Gott lege seinen reichen Segen auf diese Gabe eines treu suchenden, nun in die ewige Heimat eingegangenen lieben Herzens, er segne Ihre Herberge und alle, die darin einkehren.“ An den Herbergen zur Heimat hat sich so recht die Senfkornnatur der Reichsgottespflanzen bewährt: kleinster Anfang, weiteste Ausbreitung, Wohnen vieler unter dem Schatten ihrer Zweige.

Zu warnen ist vor den unechten Herbergen zur Heimat, welche nicht dem Verband angehören und den Wanderer nur ausbeuten. Ebenso meide der evangelische Handwerker die katholischen Gesellenherbergen (Hospize), wie sie der katholische Priester Kolping, selbst früher Handwerker, zuerst 1853 in Köln begründet hat; denn sie werden leicht seinem Glauben gefährlich.

f) Jünglingsvereine. Wie der Wanderer zu vorübergehender Rast in den Herbergen Aufnahme findet, so hat der, welcher

an einem Ort Arbeit gefunden hat und länger weilt, einen christlichen und freundschaftlichen Anschluß im Jünglingsverein. Die Jugend ist die Zeit der Freundschaft. Findet man da nicht die rechte, dann leicht die schlechte. Deshalb ist dem in der Fremde Weilenden, der die Familie und ihre warme Fürsorge entbehren muß, der Verein wie eine Heimat.

Seit den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts haben sich an verschiedenen Orten Deutschlands, so in Elberfeld (P. Döring) und in Bremen (P. Mallet) Jünglingsvereine gebildet. Von hier aus haben sie sich in andere Länder, namentlich nach England und Amerika verbreitet und in der neuen Heimat selbst größere Bedeutung gewonnen als in ihrem Stammland. Dort sind sie wichtige Faktoren des kirchlichen und christlichen Lebens. Doch auch bei uns haben sie bei sorgsamer Pflege eine schöne Entfaltung erlangt. Mehr als ein halbes Dutzend großer Jünglingsbündnisse haben sich aus den einander nah gelegenen Vereinen zusammengeschlossen. Mehrere Zeitschriften und gute Bücher dienen den Zwecken der Vereine.

An der Spitze steht meist ein Geistlicher oder Laie, der eine Autoritätsstellung einnimmt. Ihm zur Seite einige vom Verein gewählte Vorstandsmitglieder. Hingabe und Arbeitsfreudigkeit dieser Männer sind Lebensbedingung für den Verein. — Von den Mitgliedern verlangt man, daß sie ein christlich-sittliches Leben führen, den kleinen Monatsbeitrag von 25—50 Pfg. zahlen und nach Möglichkeit die Vereinsversammlungen besuchen. Man nimmt Leute jeden Standes auf, in Wirklichkeit sind's meist Handwerker, Arbeiter, Landleute. Ein Grundstock von ernsten und bewußten Christen muß vorhanden sein, dann kann man auch schwankende und unreife Leute als Mitglieder aufnehmen; wenn sie sich nur leiten lassen, wird ihnen der Verein zum Segen werden. Ältere Mitglieder sind erwünscht, jedoch nicht zu viele, daß sie das jugendlich Frische nicht dämpfen. Als Vereinslokal eignet sich am besten ein Saal in der Herberge zur Heimat oder gar ein eigener Besitz. Kleine Vereine können auch mit einer Katechisier- oder Schulstube 2c. vorlieb nehmen.

Der Verein will seinen Mitgliedern bieten: religiös-sittliche Förderung (Bibelstunden, Bibelbesprechungen, etwa auch Mitarbeit an christlichen Bestrebungen, z. B. an Sonntagsschule, Schriftenverbreitung, Krankenbesuch), gesellige Erholung und Unterhaltung (Verkehr unter einander, Gesang, Posaunenblasen, unschuldige Spiele, Lektüre, Feste 2c.), berufliche Aus- und Fortbildung (be-

lehrende Vorträge, Unterrichtsstunden ꝛc.). Das Vereinsleben drängt sich naturgemäß in die Abendstunden und in die Sonn- und Festtage. Zur Verhütung von Extremen in Ernst und Freude muß sich der Verein das Wort vorhalten: „Freue dich Jüngling in deiner Jugend . . . Und wisse, daß dich Gott wird für dies alles vor Gericht führen" (Pred. Sal. 11, 9).

Vor katholischen Gesellenvereinen, welche bei äußerlicher Kirchlichkeit oft einem sehr weltlichen Treiben huldigen, ist zu warnen. Diese Vereine sind gleichfalls von Kolping gegründet, wie die katholischen Herbergen.

Für christlich gesinnte junge Kaufleute bestehen merhfach eigene Vereine.

Neuerdings, seit 1884, sind christliche Vereine junger Männer, zuerst von dem Deutschamerikaner v. Schlümbach in Berlin, gebildet worden. Sie legen besonderen Nachdruck auf die christliche Thätigkeit der Mitglieder. In seinen Grenzen ist das gut. Vor einer gewissen Gefahr, englisches, und damit auch leicht sektiererisches Wesen unbesehens bei sich zu pflegen, müssen sich die Vereine hüten.

g) Marthastift. Unter diesem Namen (Anlehnung an Luk. 10, 38—42) werden häufig zwei Anstalten verbunden: eine Dienstboten- oder Haushaltungsschule und eine Mägdeherberge. „Fromm Gesinde" gehört nach Dr. Luthers Erklärung der vierten Bitte zum täglichen Brot. Aber nicht nur an der Frömmigkeit, sondern auch an der Tüchtigkeit fehlt's heutzutage gar oft. Neben der ungöttlichen und unbotmäßigen Herzensrichtung des Gesindes tragen auch die Herrschaften einen großen Teil der Schuld, da sie es vielfach an Liebe, Geduld und Unterweisung, wie auch am rechten Vorbild fehlen lassen. Durch gewissenlose und eigensüchtige Beratung von seiten der Vermieterinnen oder Logiswirtinnen werden gleichfalls viele Mädchen verdorben. An der Besserung dieser Notstände sind gleicher Weise die Eltern der Dienstmädchen wie diese selbst und auch die Herrschaften interessiert. In das Glück der Familien greift die Dienstbotenfrage überall ein. Dazu sind die Mädchen der Gegenwart die Frauen und Mütter der Zukunft!

Hier so viel als möglich zu helfen, hat man 1847 zu Paris die erste Mägdeherberge gegründet. Im Jahr 1854 hat Fliedner, der Erneurer der weiblichen Diakonie in der Neuzeit, mit „Marthashof" in Berlin die erste Vereinigung einer Dienstbotenschule mit einer Dienstbotenherberge in Deutschland geschaffen, welche in fast allen großen Städten Nachahmung gefunden hat.

Die Dienstbotenschule giebt Anleitung in allen nötigen weiblichen Arbeiten: Reinmachen, Waschen, Nähen, Kinderwarten ꝛc., bei längerem Kursus auch im Kochen. Alle Arbeitsgelegenheit

dafür muß im Haus selbst oder in mit ihm nah verbundenen Anstalten gegeben sein. Durch einige Lehrstunden wird das in der Schule Gelernte wiederholt, befestigt, erweitert. Ein mütterlicher Geist muß mit Ernst, Liebe, Frömmigkeit, Tüchtigkeit und gutem Vorbild im Haus regieren. Nach beendigter Lehrzeit (1—2 Jahre) werden die Schülerinnen in passende Dienste empfohlen oder den Eltern zurückgegeben. Ein mäßiges Kostgeld wird meist verlangt.

Die Dienstbotenherberge logiert von auswärts nach der betreffenden Stadt ziehende oder zeitweilig stellenlose Mädchen, bewahrt sie vor Ausbeutung und sittlichen Gefahren und vermittelt ihnen nach Kräften passende Stellen. Beim Kostgeld wird die etwa im Haus geleistete Arbeit in Anrechnung gebracht.

Das Gemeinsame dieser meist von Diakonissen geleiteten beiden Arten von Anstalten besteht darin, daß sie dem Dienstbotenstand helfen wollen, die einen durch Erziehung, die anderen durch Bewahrung. Das rechtfertigt ihre häufige Vereinigung unter Einem Dach und unter Einem Namen: Marthastift. Auch dieselben Arbeiten werden den Schülerinnen wie den Herbergsgästen (letzteren nur nach ihrer Willigkeit und gegen Entschädigung) in die Hand gegeben. In beiden werden nur unbescholtene Mädchen aufgenommen. Ein Rettungshaus oder ein Magdalenium soll das Marthastift nicht sein.

Die Fabrikarbeiterinnenherberge verfolgt dieselben Zwecke für einen etwas anderen Teil der weiblichen Bevölkerung. Die Gefahren sind hier durch das Alleinstehen, frühe Geldverdienen, die zahlreichen Genossinnen rc. noch größer als bei den Dienstmädchen. Das Erlernen der hauswirtschaftlichen Fertigkeiten wird von den Arbeiterinnen meist ganz vernachlässigt. Daraus folgen materiell und sittlich unglückliche Ehen. — Das beste Hilfsmittel ist es, wenn eine einzelne Fabrik ihren Arbeiterinnen eine Häuslichkeit bietet mit christlicher Ordnung, und Gelegenheit, das Nötige zu lernen; denn alsdann steht der Fabrikherr mit seiner ganzen Autorität und seinen Geldmitteln hinter jeder Maßregel, und das patriarchalische Vertauensverhältnis findet hier seine segensreichste Ausprägung. Ein treffliches, allseitig anerkanntes Vorbild bot in dieser Beziehung der christlich opferfreudige, originelle Karl Mez in Freiburg im Br. (1808—1877). Er machte die Fabrik zu einer Erziehungsschule. Wir geben einen Auszug aus einem Bericht von Mez für die Pariser Weltausstellung im Jahr 1867. Die Fabrik ist ein Seidenzwirngeschäft. Um die Nachteile des Fabrikbetriebes möglichst ins Gegenteil zu verwandeln, schlugen wir zwei Wege ein. 1. Wir gründeten Filialfabriken auf dem Land und in kleinen Städten, wo Überschuß an Arbeitskraft war. Es werden nur ortsansässige Mädchen beschäftigt, die bei den Eltern wohnen. Der Wohlstand der Leute hebt sich, ohne daß die Sittlichkeit leidet. Die Töchter werden der Familie nicht entfremdet, bleiben mitbeschäftigt in den häuslichen, ja in manchen Jahreszeiten auch in den landwirtschaftlichen Arbeiten, bewahren dadurch körperliche und

geistige Frische und sind später imstande, ihrem eigenen Haus wohl vorzustehen. 2. Wir gründeten bei der Hauptfabrik ein Heimathaus für die Arbeiterinnen. Es wird von einer Hausmutter geleitet, die zwei Mägde unter sich hat. Unsere eigene Familie steht in täglicher Verbindung mit der Anstalt. Die Mädchen dürfen keine Tanzvergnügungen besuchen, unsere Familienglieder thun das aber auch nicht. Die Feierabendstunden werden mit regelmäßig verteilten Hausarbeiten ausgefüllt. Für sämtliche Mahlzeiten zahlt jedes Mädchen 9 Kr. per Tag. Sie wollten es selbst so. Den Vorschlag, 11 Kr. zu zahlen und dafür bessere Kost zu empfangen, wiesen sie zurück. Es sei gut so und sie müßten sparen. Zweckmäßige Einrichtungen, Einkäufe im großen ermöglichen auch zu jenem Preis ausreichende Kost. Für Wohnung und Schlafgeld zahlen sie nichts (jedes Mädchen hat sein Bett). Aber sie müssen die Säle reinhalten, ihre Betten machen und die Bettwäsche selbst nähen, flicken und waschen. Letzteres gegen Tagelohn, ersteres in den Freistunden. Zu Gartenarbeit, Lesen, Gesangübungen ist gleichfalls gut benutzte Gelegenheit gegeben. Bei der Fabrikarbeit darf nicht gesprochen, wohl aber gesungen werden. Für kranke Tage sind die Mädchen im Krankenhaus abonniert, vom Abonnementsgeld zahlt die Fabrik 40%. Eine eigene Sparkasse verzinst die Einlagen mit 5%. Manche haben über 500 Gulden darin stehen. Die Resultate sind für alle Teile sehr gut. Die Fabrik hat einen vortrefflichen Arbeiterstand; der Besitzer hat noch nie mit seinen Arbeitern oder Angestellten vor Gericht gestanden (bei 1000 Arbeitern). Manche waren schon 1867 über 30 Jahre da. Unter den Arbeitern finden sich nicht wenige schwächliche, verkrüppelte, taubstumme, die alle ihr gutes Brot und eine angenehme Existenz haben. Unser Wahlspruch lautet: Bete und arbeite! Ein sachverständiger Beurteiler ist des Lobes voll und sagt: „Kein Wunder, daß die Mädchen gern da sind." „Jetzt gehen wir heim" sagen sie darum am Sonntag Abend zu ihren Angehörigen, wenn sie in das genossenschaftliche Heim zurückkehren. So kann ein „Vater seiner Arbeiter," der täglich selbst um fünf Uhr aufsteht, mit den Arbeitern ihre Brotsuppe ißt und ihnen im einfachen Leben vorangeht, ein Zehntel seines Einkommens an die dürftigen Witwen und Waisen abgiebt, der mit ihnen betet und über sie wacht, aus seiner Fabrik eine Bildungs- und Bewahrungsanstalt für gute Sitte schaffen.

Wie nötig, aber auch wie wirksam die bewahrende Kraft einer christlichen Mägdeherberge ist, zeigt eine vergleichende Statistik, welche von 1859—62 zu Berlin geführt worden ist, sowohl im Marthashof als in der Abteilung des Charité-Krankenhauses, in welcher die geschlechtskranken Mädchen eingeliefert werden. Ganz im umgekehrten Verhältnis standen die Zahlen dort und hier:

aus Bismark	in Marthashof	18	in der Charité	—	Mädchen
„ Breskow	„ „	6	„ „ „	—	„
„ Goldberg	„ „	17	„ „ „	—	„
„ Hoyerswerda	„ „	8	„ „ „	—	„
„ Stendal	„ „	52	„ „ „	—	„
„ Sonnenwalde	„ „	11	„ „ „	—	„
„ Wroncke	„ „	31	„ „ „	—	„

Dagegen

aus	Annaburg	in Marthashof	—	in der Charité	18	Mädchen
"	Charlottenburg	" "	1	" " "	23	"
"	Birnbaum	" "	3	" " "	16	"
"	Neustadt	" "	5	" " "	33	"
"	Straußberg	" "	—	" " "	17	"
"	Zehdenick	" "	—	" " "	19	"
		u. s. w.		u. s. w.		

Eine wichtige Hilfseinrichtung zur Bewahrung solcher Mädchen (auch für Lehrerinnen, Stützen der Hausfrau u. s. w.), welche ohne jeden sonstigen Anschluß sind, etwa im Ausland leben, ist der Verein der Freundinnen junger Mädchen, 1877 in Genf, 1884 für Deutschland begründet. Er ist über ganz Europa verbreitet und hat in Deutschland allein 3000 Mitglieder, die jedes junge Mädchen nach Wunsch beraten. Auch Befestigung der jugendlichen Seelen im evangelischen Glauben und Leben ist Zweck des Vereins.

Eine andre Hilfseinrichtung zur Bewahrung und Förderung junger Mädchen ist der Jungfrauen- oder Sonntagsverein. Derselbe kommt am Sonntagnachmittag oder an einem Wochenabend im Pastorenhaus oder im Marthastift oder bei einer Gemeindeschwester oder einer zur Leitung befähigten Dame zu christlicher Geselligkeit oder zur Arbeit zusammen. Man arbeitet für sich oder für wohlthätige Zwecke. Auch hiemit wird ein Ersatz oder eine Bereicherung des Familienlebens erstrebt. Für einfache Verhältnisse bedarf's nicht der Form eines geschlossenen Vereins. Eine freiere Form genügt.

h) Arbeiterkolonie (Verpflegungsstation). Zehntausende befinden sich in Deutschland stets auf der Wanderschaft. Sie sagen alle, sie suchten Arbeit, ohne sie zu finden. Bei manchen ist dies wahr, bei vielen nicht; bei nicht wenigen ist es einmal wahr gewesen, aber jetzt nicht mehr. Sie sind wie rollende Kiesel, die nirgends Moos ansetzen. Familienlosigkeit ist neben Arbeitslosigkeit ihr tiefster Mangel. Der erste Schritt zur Hilfe ist: zwischen den Hilflosen und Liederlichen zu unterscheiden. Das ist nur durch Darbietung von Arbeit möglich. Sie wird durch die Arbeiterkolonien und die Verpflegungsstationen geleistet.

Die erste Arbeiterkolonie Deutschlands hat 1882 P. v. Bodelschwingh in Wilhelmsdorf bei Bielefeld gegründet. Rasch verbreitete sich die sehr zweckmäßige Einrichtung. Jetzt hat jedes Land und jede größere Provinz eine solche Anstalt, ja wohl deren mehrere. Sie sind meist aus staatlichen Subventionen und Liebesgaben angelegt. Für den Unterhalt genügt zum größten Teil die Arbeit der Insassen. Viele stehen unter Leitung von Brüdern (Diakonen). An anderen steht ein Geistlicher an der Spitze der Brüder. Ökonomische, erziehliche und seelsorgerliche Tüchtigkeit

müssen bei denselben vorhanden sein, wenn auch nicht bei jedem einzelnen alles in gleichem Maß. Sämtliche Arbeiterkolonien haben zur Besprechung und Regulierung gemeinsamer Angelegenheiten einen Verband geschlossen.

In der Kolonie findet jeder arbeitsfähige Mann Aufnahme, so weit Platz vorhanden. Die meisten Kolonien haben 100—200 Plätze. In erster Linie werden Angehörige des Landes resp. der Provinz berücksichtigt, welcher die Kolonie angehört. Ein Recht auf Aufnahme oder Bleiben hat keiner. Was geschieht, geschieht aus christlicher Liebe. Niemand ist durch seinen Aufenthalt dort an seiner Ehre geschädigt. Strafen werden (Entziehung kleiner Vergünstigungen z. B. des Tabakrauchens ausgenommen) keine verhängt, außer Entlassung. In den ländlichen Kolonien werden land- und forstwirtschaftliche Arbeiten gethan; in den wenigen städtischen bildet die Arbeitsbeschaffung und Arbeitsverwertung eine gewisse Schwierigkeit. Außerdem versehen die Kolonisten, die aus allen möglichen Berufsarten sich zusammenfinden, die häuslichen und Bureau-Arbeiten. Solchen, die sich eine Zeitlang gut halten, vermittelt man eine geeignete Stelle.

Viele scheuen die Arbeiterkolonie wie Gift; sie sind „auf der Walze“ schon so verkommen, daß sie zur Arbeit und geordnetem Leben nicht mehr den Willen und die Energie haben. Man kann sie nur bedauern, aber ihnen ist nicht mehr zu helfen. Ein anderer Teil der „Vagabunden“ hält sich ganz wacker, so lang sie unter Leitung stehen, keinen Schnaps zu sehn bekommen, keinerlei Verantwortung zu tragen, sondern nur vom Morgen bis zum Mittag und vom Mittag bis zum Abend unter Aufsicht ihre Arbeit zu thun haben. Werden sie entlassen, kommen sie in schlechte Gesellschaft, dann saufen sie und sind zu allen Streichen fähig. Sie stehn bald wieder vor der Thür der Arbeiterkolonie oder — des Gefängnisses. Das sind die Sünder aus Schwäche und Haltlosigkeit, welche ihr Lebenlang einen Vormund nötig hätten. Eine dritte Gruppe wird aus dem Umherschweifen wieder für Seßhaftigkeit und arbeitsames Leben gewonnen. Entweder sie sind wirklich ohne ihre Schuld aus Brot und Stellung gekommen, oder sie haben sich die gemachten Erfahrungen wenigstens zur Lehre dienen lassen. Im ganzen thun die Arbeiterkolonien gute Dienste und erfüllen alle Erwartungen, welche man besonnenerweise bei ihrer Einrichtung hegen konnte.

Dagegen haben die Verpflegungsstationen nicht ganz gehalten,

was eine gewisse Anfangsbegeisterung von ihnen erwartete. Sie sind im großen und ganzen nur imstande, den Willigen das Hinkommen zu den Arbeiterkolonien ohne Betteln zu ermöglichen. Sie bieten gegen Halbtagsarbeit irgend einer Art den Wanderern Logis und Kost. Dann heißt's weiter marschiert bis zur nächsten Station, wenn sich nicht dauernde Arbeit gefunden hat. Alle weitergehenden Erwartungen: Abstellung der Wanderbettelei ꝛc. waren Träume. Nichtsdestoweniger leisten sie, richtig geleitet, in ihren Grenzen Gutes und Notwendiges. Das teilweise Mißlingen der Verpflegungsstationen hat in der falschen Gutmütigkeit des Publikums seinen Grund, das den Bettelpfennig nach wie vor, wie eine Art Steuer, zahlt. Außerdem ist die Aufgabe eine so große, daß sie nur mit den Macht- und Geldmitteln des Staats (resp. der Provinzen und Gemeinden) in einheitlicher Regelung unternommen werden kann. Aber für die Ausführung sollte dieser sich der privaten, ehrenamtlichen, christlichen Kräfte des Volkslebens bedienen.

i) Trinkerasyle. Ein Trinker in einer Familie! welche Fülle von Not und Jammer umschließt das. Ein abschüssiger Weg war's, den er hinabstieg, bis er auf der letzten Stufe, welche Dr. Luther nennt, anlangte (Luther unterscheidet: „Dursttrunk, Freuden- und Ehrentrunk, Säuetrunk"). Hier hat der Vers seine Wahrheit: „Des Lasters Bahn ist anfangs zwar ein breiter Weg durch Auen, allein sein Fortgang wird Gefahr, sein Ende Nacht und Grauen." Erst war's die gute Gesellschaft, welche zog, dann das Verlangen nach Erregung, endlich die unwiderstehliche Gier des bereits krankhaft gewordenen Körpers. Nun soll der Arzt helfen oder die Kurpfuscherei, das Geheimmittel. Das ist weggeworfenes Geld und bringt nur getäuschte Hoffnungen ein. Ohne Versetzung in andere Umgebung, körperliche Entwöhnung von dem Reiz wird der Trinker von dem Trunk nicht lassen, und ohne gründliche Sinnesänderung wird er sich, auch wenn er ihn eine Zeitlang gelassen, wieder dranbegeben. Trunksucht heilt man nicht wie ein gebrochenes Bein. Zur äußeren und inneren Wandlung und damit zur Wiederermöglichung eines rechten Familienlebens und Erfüllung des bürgerlichen Berufs will dem unglücklichen Trinker das Asyl helfen.

In einer früheren Periode, vor dem Jahre 1848, hat man auf amerikanische Anregung hin durch das Gelübde absoluter Enthaltsamkeit gegen das Branntweinlaster gekämpft. Zeitweilige be-

deutende Erfolge sind jenen Versuchen nicht abzusprechen. Allein das Gewonnene mußte in den Stürmen der Revolution um so eher untergehen, als es auf falscher naturwissenschaftlicher und sittlicher Grundlage erbaut war. Man hielt vielfach den Alkohol im Schnaps für etwas wesentlich anderes als im Wein, für etwas direkt Teuflisches. Man ließ Dutzende und Hunderte in der Erregung unüberlegte Enthaltsamkeitsgelübde von eidähnlicher Form vor dem Altar ablegen, die sie doch später meist wieder brachen. Ohne besondere Pflege der Leute konnte das kaum anders sein. Alles Aufgeregte und Übertriebene (in Amerika feierten sogar manche Fortgeschrittenste das Abendmahl nicht mehr mit Wein) erfährt einen Rückschlag. — Heutzutag bekämpft man in Deutschland die Trunksucht hauptsächlich auf dreifache Weise. Der Verein des blauen Kreuzes seit 1877 verficht Mäßigkeit in allen alkoholhaltigen Getränken, aber er verbietet dieselben nicht als Sünde. Nur um der Liebe willen wünscht er, daß man den Schwachen ein gutes Beispiel gebe. Die Trinker legen kein Gelübde der Enthaltsamkeit am Altar ab, sondern geben schriftlich ihr Versprechen. Der Pflege geretteter Trinker widmet sich der Verein mit Eifer in durchaus evangelischem Geist. Auch vorbeugende Maßregeln durch Gesetze, Kaffeeschenken 2c. empfiehlt er. — Der deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke seit 1883 ist ein wesentlich humanitärer und socialer Verein ohne das Religiöse auszuschließen. Er kann nach seiner Zusammensetzung eigentlich nur auf die öffentliche Meinung, die Gesetzgebung wirken. Er erwartet als selbstverständlich von seinen Mitgliedern Mäßigkeit. — Die Rettung der einzelnen Trinker ist Aufgabe der Asyle. Alle von Vereinen begründeten werden in christlichem Sinne geleitet. Nur durch diese Gesinnung ist Rettung möglich. Körperliche Arbeit, Körperpflege, richtige Diät sind die äußeren Mittel, welche dem Einzelfall angepaßt werden müssen. Sittlicher und religiöser Einfluß ist das innere Mittel, das erst recht mit Weisheit angewendet werden muß, um nicht Heuchelei oder nur Augenblicksbesserung zu erzeugen. Gründlich und dauernd rettet nur wahrhafte Herzensbekehrung.

So erfreulich die Erfolge gut geleiteter Anstalten sind, so sollte doch von Staatswegen durch Gesetzgebung und Einrichtungen gegen das Laster vorgegangen werden. Ein Beispiel, wie viel man damit erreichen kann, ist das sogenannte Gothenburger Ausschanksystem. Der Erfolg desselben ist ein außerordentlicher. Früher

kamen in Schweden 40 Liter Schnaps per Jahr auf den Kopf, jetzt nur 12. Die Methode war diese. In Gothenburg kaufte ein Verein einen Schnapsladen nach dem andern und ließ ihn dann durch Beamte verwalten, welche von allen Speisen und Getränken mit Ausnahme des Branntweins Profit hatten. Das brachte jenen Umschwung hervor, da man nun überall in Schweden und Norwegen die Einrichtung nachahmte. — Deshalb aber sind die unrichtigen Gesetze und der Mangel an guten Veranstaltungen so verderblich, weil wir dabei mit Scheffeln an Geld und Menschenleben und Nationalwohlstand und Familienglück und Sittlichkeit und Frömmigkeit vergeuden, was wir hernach in den Asylen im besten Fall mit Löffeln wieder auffammeln. Das Gothenburger System hat in einem Jahr mehr Menschen vor dem Trinken bewahrt als hundert Asyle zu retten vermögen. Deshalb soll man die Asyle nicht verachten — sie sind in Einzelfällen von unschätzbarem Wert — aber doch gute Gesetze erstreben, welche den Gesamtzustand heben würden.

k) Magdalenium. Dem Laster der Unkeuschheit fallen mehr Menschenleben zum Opfer, als der Pest und Cholera oder anderen epidemischen Krankheiten. Kann es ein größeres Leid geben, als wenn die Tochter einer Familie in den Sumpf der gewerbsmäßigen Unzucht gerät! Wo der Stachel empfunden wird, da ersteht nur zu leicht eine Mauer des Trotzes auf der einen und der Selbstgerechtigkeit auf der anderen Seite zwischen der verlorenen Tochter und der ehrbaren Familie. Nächst der persönlichen Rettung aus dem Schmutz ist die Aussöhnung mit der Familie darum ein wichtig aber schwierig Ding. Die Schande trennt da oft mehr als die Sünde.

Daß nur allein das Evangelium das Laster der Unzucht eindämmen kann, beweist schon der Umstand, daß es nur zwei Zeiten in der Geschichte der Welt giebt, wo dies geschehen ist: es sind die ersten christlichen Jahrhunderte und die Reformationszeit. Das sind aber gerade Zeiten, in denen das Evangelium besonders lebendig war. — In der öffentlichen Meinung und in der Gesetzgebung herrscht dieser Sünde gegenüber noch viel verkehrtes und schlaffes Wesen. Es ist z. B. unrecht, daß der sündigende Mann ganz anders beurteilt wird, als das Weib. Weder sollte man das Laster frei gewähren lassen wie in England, noch kontrollieren wie in Frankreich, noch dulden wie in Deutschland, sondern als

Verbrechen und Quelle vieler anderer Verbrechen strafen. — Den Kampf gegen die gewerbsmäßige Unzucht hat ein internationaler Bund aufgenommen, der neben sehr viel guten Anregungen doch auch einige bedenkliche Beispiele gegeben hat, z. B. ein Hervortreten von Frauen in Reden und Agitationen, welches wir nicht billigen können. In Deutschland wirken die Sittlichkeitsvereine in gesundem Sinn, aber noch zu wenig durchgreifend.

So sehr man das Laster verdammt, die einzelnen Gefallenen muß man zu retten suchen. Man lädt die Gefallenen in Mitternachts-Versammlungen ein, die ausgestreckte Rettungshand zu ergreifen; man verbreitet in Zeitungen Kunde über die Sache; Geistliche, Stadtmissionare, Gemeindediakonissen fordern in jedem einzelnen Fall, wo sich Gelegenheit bietet, zum Eintritt ins Magdalenium auf, machen Mut, zerstreuen Vorurteile; in Gefängnissen und Krankenhäusern wirft die rettende Liebe ihr Netz aus ꝛc. ꝛc. Manchmal bitten auch Eltern für ihr Kind um Aufnahme. — Ist erst einmal der schwere Anlauf genommen, sich überhaupt ans Magdalenenasyl (das übrigens wohl mit Unrecht seinen Namen trägt, da die große Sünderin kaum mit Maria Magdalena dieselbe Persönlichkeit ist) um Aufnahme zu wenden, so kommt doch hernach erst die Probe des Ernstes bei dem Aufenthalt in demselben. Wenn's nun arbeiten gilt und gehorchen, statt faulenzen und liederlich sein, seine Pflicht thun, statt genießen, dann bereut man häufig nicht mehr die Sünde, sondern die Reue. Wechselnde Stimmungen, Trotz und Zorn und dann wieder Weichheit und Wehmut sind ja ohnedem die besonderen Begleiterscheinungen der körperlichen und geistigen Zerrüttung, welche das Laster mit sich bringt. Längere Zeit der Bewährung ist erforderlich, ehe man mit Hoffnung auf Standhalten eine Magdalene entlassen kann. Sie ist freiwillig gekommen, auch ihr Bleiben war freiwillig, sie hätte jederzeit davongehn können, das Magdalenium ist kein Gefängnis. Aber der Schritt aus den vor der Verführung von außen schützenden Verhältnissen in die Freiheit „draußen“ ist doch noch etwas anderes. Jetzt gilt's die rechte Stelle, Arbeit, Umgebung finden. Die Anstaltsleitung hilft dazu. Der weitere Verkehr mit der Anstalt zu Trost und Rat steht auch fernerhin offen. Etwa ein Drittel nimmt man als gerettet an.

Unter den Männern, welche besonders auf unserm Gebiet thätig gewesen sind, ist vor allen P. Fliedner zu nennen, der als

erste der Kaiserswerther Anstalten nicht das Diakonissenhaus (1836), sondern den Anfang einer Magdalenenanstalt (1833) schuf. Vielfach sind später Diakonissen in Magdalenenpflege thätig geworden. Zur Ausbreitung der Sache hat sowohl in Holland (durch Gründung des Asyls Steenbeck 1848), als auch in Deutschland durch Agitation P. Heldring gewirkt.

Eine Gerettete. Das nachfolgende Gedicht von der Verfasserin selbst „Prächtiger Schnee" überschrieben, rührt von einem jungen Mädchen her, welches im Alter von kaum 22 Jahren als obdachlose Dirne in ein Hospital aufgenommen werden mußte, in welchem es bald darauf starb.

Die Unglückliche war in den höheren Klassen der Gesellschaft geboren, hatte eine ausgezeichnete Erziehung erhalten und vereinigte alles, was gefallen konnte; nur vom Christenglauben, dem Schild gegen die „Anläufe des Teufels", hatte sie nichts gelernt. Sie ward umschmeichelt und verführt; die angesehene Familie stieß sie verächtlich von sich, und in ihrer Verzweiflung sank sie von Stufe zu Stufe hinab bis ins Spital für Dirnen.

Unter den Papieren auf ihrem Tischchen fand der sie behandelnde Arzt folgendes Gedicht von ihrer Hand, und hat es nach ihrem Abscheiden mitgeteilt.

Prächtiger Schnee.

O wie schön, wie schön,
Wenn aus den grauen Höh'n
In dichtem Gewimmel
Hernieder vom Himmel
Sanft und still,
Wohin sie will,
Weit und breit auf Dach und Gasse
Sich niederläßt, die dichte Masse.

Die weiße Flocke
Dort netzt eine Locke,
Da küßt eine Wange;
Sei nur nicht bange.
Im Himmel droben,
Von Engeln gewoben,
Ist rein ihr Gewand,
Ohn' irdischen Tand.

Haucht der Wind hinein,
Drängen sich Reih'n an Reih'n
Auf leichten Schwingen,
In weiten Ringen,
Dicht geschart,
Lose gepaart,
Fröhlich tanzend, flüchtig eilend,
Keinen Augenblick verweilend.

Wie lacht entgegen
Dem weißen Regen
Das Auge der Knaben;
Sie kommen und traben
Schlitten auf Schlitten
Gar lustig geritten,
Mädchen hintan
Auf gleitender Bahn.

Straßen ein und aus
Freude in Saus und Braus,
In fröhlichem Necken,
In Furcht und Schrecken,
Alt und jung
In Schlich und Sprung
Eifern, treiben, drängen, laufen,
Zittern, zappeln, tasten, schnaufen.

Und jetzt das Gleißen,
Des zierlichen weißen
Gestöbers, des feinen,
Des engelreinen!
Wo ist es geblieben?
Zertreten, zerrieben,
Kotiger Schlamm,
Was vom Himmel kam.

Wie diese Flocke rein war ich einmal.
Wie sie heruntersank vom Himmelssaal,
So sank von Fall zu Fall bis auf den Grund
Ich auch, zertreten nun und todeswund.
Ich nippte, schlürfte, endlich trank ich aus
Den Taumelkelch bis zu der Hefen Graus;
Für einen Bissen Brot ein feiles Weib,
Verkauft, verloren nun an Seel und Leib.

Ich teilte einst der Flocke reines Weiß,
Der Unschuld Zier, der Stirne Ehrenpreis.
Wo find' ich noch der Schwestern trautes Paar,
Das Mutterherz, den Kranz im goldnen Haar?
Verloren mir und euch, und ohne Gott,
Auf offner Straße jeder Dirne Spott.
Dem Leben feind, und vor dem Tod erblaßt,
Gespenst den Toten, Lebenden verhaßt.

Und siehe da, die Flocke, des Himmels weißes Kind,
Läßt sich auf Sünder nieder, so freundlich und so lind!
Doch wehe mir, wenn Schauder mich faßt in dunkler Nacht,
Und unter mir kein Lager, ob mir kein Aug', das wacht,
Wenn das Gebet versaget, zum Seufzen ich zu schwach,
Der Himmel mir verschlossen, kein Ohr vernimmt mein Ach,
Verzweifelt mir das Auge und todesmüde bricht,
Mein Grab mir heut das Schneefeld, den Kranz die Hölle flicht.

O Sünderin, verzage du nicht in deinem Weh',
In deinem Fall zertreten, wie dort im Schlamm der Schnee;
Für dich stieg ja hernieder das weiße Gotteslamm
Und hat für dich geblutet, am harten Kreuzesstamm.
Ist es denn wahr, daß ferne sein Ohr mein Ach vernahm,
Und bis in *meine* Tiefen sein Blut hernieder kam,
So will ich ihn ergreifen in meiner tiefen Not,
Dann wird wie Schneees Weiße die Schuld, die blutigrot.

2. Hilfsarbeit für die Kirche.

Die Kirche als Gemeinschaft und Anstalt des Heils in der Welt von Gott an Pfingsten aufgerichtet, hat die Aufgabe, Gottes Zeugnis unter den Menschen (Bußruf, Glaubenspredigt, Heiligungsmahnung) erschallen zu lassen und dadurch zum ewigen Leben, das schon hienieden seinen Anfang nimmt, zu bereiten. Kirchenlosigkeit oder verkümmertes kirchliches Leben ist also der allerernsteste Schade, folgenschwer für Zeit und Ewigkeit.

a) *Diasporapflege.* Diaspora ist ein griechisches Wort und heißt Zerstreuung (vergl. Joh. 7, 35; Jak. 1, 1; 1. Petri 1, 1, an beiden letzteren Stellen hat Luther übersetzt „hin und

her“). Ursprünglich bezeichnete man damit die unter Heiden zerstreut lebenden Juden. In unserm Fall hier sind die unter Andersgläubigen, meist Römisch-katholischen, lebenden Evangelischen gemeint. Die kirchlich und religiös gefährdete Lage derselben ist leicht verständlich: Gottesdienst gar nicht oder schwer zu erreichen; die Kinder ohne evangelischen Religionsunterricht; Genuß der heiligen Sakramente und anderer kirchlicher Segnungen oft lang hinausgeschoben; Anfechtungen aller Art durch die fremdgläubige Umgebung, verlockende Aussichten für den Fall des Übertritts oder kirchlicher Laxheit (katholischer Erziehung der Kinder 2c.). Und selbst wo kleine Gemeinden bestehen, haben sie meist mit materieller Not zu ringen, besondere Lasten wie Kirchbau, Schulbau 2c. können sie selten allein tragen. Oft fügt sich zu dem religiösen auch noch der nationale Unterschied oder gar Gegensatz (deutsche Evangelische im Ausland). Da strecken sich dann Herzen und Hände nach der Mutterkirche und nach dem Vaterland aus und heischen Hilfe.

Die ist ihnen auch zu teil geworden. Es bestehen dafür in Deutschland hauptsächlich fünf Möglichkeiten. Weitaus die größte Hilfe hat der 1832 am 200jährigen Todestag des Schwedenkönigs (6. Nov.) begründete Gustav-Adolfverein gewährt. Er hat in den ersten 50 Jahren seines Bestehens 17 Millionen Mark verwendet und davon unzählige kirchliche Gebäude errichtet oder zu denselben und zu anderen kirchlichen Zwecken Beihilfe geleistet. Er unterstützt Lutherische, Reformierte und Unierte, welche unter Katholiken zerstreut sind. — Der 1853 gegründete lutherische Gotteskasten unterstützt nur lutherische Gemeinden, mögen dieselben unter Katholiken oder Reformierten und Unierten leben. Er legt neben seiner konfessionellen Tendenz im allgemeinen auch besonderes Gewicht auf Anstellung solcher Pastoren und Lehrer, welche in seinem Sinn wirken. — Die Diasporakonferenz (seit 1882) besteht meist aus Geistlichen, welche in außerdeutschen Gemeinden gearbeitet haben, sowie aus solchen, welche sich für die Not der Diaspora besonders interessieren. Sie arbeitet meist für Verbreitung richtiger Kenntnis der Sache, hat aber auch schon zu einzelnen praktischen Maßnahmen die Hand geboten. — Die deutschen Kirchenregierungen, voran der Ev. Oberkirchenrat in Berlin, ermöglichen außerdeutschen Gemeinden oder Pastoren unter gewissen Bedingungen den Anschluß an die heimischen Kirchenkörper, wodurch ihnen Halt und Hilfe zu teil wird. — Für die Deutschen in Amerika bildet man in Seminaren (Neuendettelsau i. Bayern, Ster-

nenhaus im Johannisstift bei Berlin, Breklum und Kropp in Schleswig-Holstein, außerdem in Brüderanstalten) Pastoren vor.

Die wichtigste Hilfe ist die Gemeindebildung, die am besten mit der Einsetzung eines glaubenskräftigen, liebeeifrigen Pastors anfängt. Dann die Einrichtung einer evangelischen Schule oder doch evangelischen Religionsunterrichts, treustes Nachgehen in Bezug auf die einzelnen gefährdeten Kirchenglieder, Erweckung der Opferwilligkeit der Gemeinde für Erlangung oder Instandhaltung von Kirchen- und Schulgebäuden und für Versorgung der Kranken und Armen, Gründung kirchlicher und wohlthätiger Vereine rc. Wenn so alle Kräfte am Ort selbst sich angespannt haben, und die Mittel reichen dann nicht aus, hat man ein gutes Gewissen und volle Berechtigung, sich an die brüderliche Hilfe auswärtiger Glaubensgenossen zu wenden. Durch den Gegensatz gegen die römische Kirche darf man sich weder zu prunkhaften Gebäuden noch zu klopffechterischem Streit oder kleinlichen Zänkereien verführen lassen.

Für die Diaspora in außerdeutschen Ländern ist die Errichtung von deutschen Schulen sehr oft die Bedingung des Bestandes oder doch des blühenden Lebens einer Gemeinde. In ihnen muß evangelischer Glaube, aber auch deutscher Patriotismus gepflegt werden.

Für Kinder aus sehr vereinzelt wohnenden Familien sind Konfirmandenanstalten durchaus notwendig, in welchen sie während der Monate der Vorbereitung ungestört den Unterricht empfangen können. Es giebt derselben eine große Anzahl, entweder in der Form eigens organisierter, von Hauseltern geleiteter Erziehungsanstalten, oder in der losen Form, daß ein halbes oder ganzes Dutzend Kinder für kurze Zeit provisorisch beim Pastor untergebracht werden, wobei für den gemachten Aufwand eine Vergütung geleistet wird.

Über solch ein Konfirmandenhaus sei aus früherer Zeit folgendes mitgeteilt: An der Grenze des Ermelandes liegt als katholischer Missionsposten das berühmte Wallfahrtskloster „Die heilige Linde,“ mit Mitteln zur Unterstützung Bedürftiger reichlich ausgerüstet. Hierher wandten sich und wurden geschickt viele verkümmerte Kinder, die dann einige Monate Unterricht und Unterhalt erhielten und durch Zulassung zum heiligen Abendmahle der katholischen Kirche einverleibt wurden. Die Zahl derselben wuchs immer mehr. Darum richteten Freunde des Gustav-Adolf-Zweigvereins in Rastenburg ihr aufmerksames Auge darauf, und siehe, es ergab sich, daß in einem Jahre 75 Kinder evangelischer Eltern auf diesem Wege der katholischen Kirche verfallen waren. Ist's nicht heilige Pflicht, der evangelischen Kirche die in derselben getauften Kinder zu erhalten? Diese naheliegende Frage erweckte und drängte sich vielen evangelischen Herzen auf. Rasch griff man die Sache an. Der Gustav-Adolf-Verein bot die Mittel dar, ein kleines Häuschen mit Garten in Bäslack, etwa eine halbe Meile von der heiligen Linde, zu erkaufen, und solche arme ver-

lassene und verkommene evangelische Kinder aus der Umgegend aufzunehmen, sie unterrichten und konfirmieren zu lassen und für die Unterbringung in Dienste und als Lehrlinge zu sorgen. Der Pfarradjunkt Czygan ergriff die Sache mit Eifer. Er sagt in einem Berichte aus dem Jahre 1858: „Im vorigen Jahre kommt ein Knabe evangelischer Eltern, 14 Jahre alt, eigentlich in der Absicht, nach der katholischen Kirche in Heiligelinde zu gehen, hier an, und findet Aufnahme in der Anstalt. Seinen Geburtsort kennt er, aber nicht den Aufenthaltsort seiner Eltern, von denen er überhaupt nicht weiß, ob sie leben, da er seit zwei Jahren nichts von ihnen gehört hatte. Der Knabe wurde nun hier konfirmiert und in der Nähe in den Dienst gegeben. Einige Monate darauf kommt die Mutter dieses Kindes zu mir, um Erkundigungen einzuziehen, ob ihr Sohn nicht in der hiesigen Anstalt gewesen sei und wo er sich jetzt befinde, da er in Heiligelinde, wo sie auch schon Nachfrage gehalten, nicht gewesen ist. Ich konnte ihr nun die nötige Auskunft erteilen und erfuhr dabei, daß die Eltern bei ihrer Armut eine Familie von sechs Kindern nicht haben ernähren können und darum die älteste, ein Mädchen im 12. und diesen Knaben im 11. Jahre in den Dienst haben schicken müssen. Dabei seien ihnen die Kinder aus den Augen — wahrscheinlich auch aus dem Herzen — gekommen, und sie hätten seit der Zeit nicht von ihnen gehört. Der Knabe war nun freilich gefunden, aber wo ist das ältere Mädchen, das nun schon vier Jahre sich in der Welt umhertreibt? Die Mutter versprach, die Nachforschungen fortzusetzen. Kurz vor Weihnachten meldet sich dieses Mädchen, das im Ermelande im Dienste gewesen, jetzt bereits 16 Jahre alt geworden war, hier zur Aufnahme, da sie zufällig gehört, daß hier Kinder evangelischer Eltern zur Konfirmation vorbereitet werden. Vierzehn Tage später kommt die Mutter mit einer Tochter von 13 Jahren und klagt, daß sie ihr ältestes Kind nicht hat auffinden können, bittet aber um Aufnahme dieses Kindes. Ich lasse nun, ohne der Mutter irgend etwas zu sagen, ihre älteste Tochter aus dem Konfirmandenhause holen. Mutter und Kind stehen sich einige Augenblicke gegenüber — ohne sich zu kennen — bis auf meine Frage: „Kennt Ihr Euch nicht?" die Tochter prüfend in das abgezehrte Angesicht der Mutter schaut, und derselben dann mit dem Ausrufe: „Mutter!" an die Brust fällt." — Im Herbste des Jahres 1856 öffneten sich die Thüren dieser Zufluchtsstätte; es war aber bald nicht Raum genug für die Gäste. In den Jahren 1857—1858 wurde deshalb ein neues größeres Haus erbaut. Die Inschriften an seiner Thür auf Stein mit Goldbuchstaben: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken" — und „die Liebe bessert," geben Zeugnis vom Grunde dieser Anstalt, und vom Sinn, der darin walten soll.

Als Beispiel dafür, wie die Mittel für solch ein Werk beschafft werden, sei mitgeteilt: Zu Rosenberg in Oberschlesien hatte der Kreisrichter Knoblauch sein ganzes Vermögen verpfändet, um die Gemeinde konstituieren und den Pfarrer anstellen zu können. In einer kleinen katholischen Begräbniskapelle wurde der Gottesdienst gehalten. Woher aber die Mittel zum Bau einer Kirche für die arme Gemeinde nehmen. Ein Freund rät dem Pastor Polko, ganz Deutschland zu einer Pfennigsammlung aufzufordern. Gesagt, gethan! Ein gereimter Aufruf ergeht, der mit den Worten schließt:

„Zu retten gilt's ein deutsches Land",
So ruft man an der Ostsee Strand;
Und Krakau fleht: „Thut auf die Hand,
Bei uns ist alles abgebrannt!"
Zuletzt kommt Rosenberg und spricht:
„Noch hab ich meine Kirche nicht".
Nun höre hier ein jeder Christ,
Wie allen drei'n zu helfen ist:
„Nach Holstein schicket eure Thaler
Zum Kampfe gegen Dänens Prahler.
Die Groschen oder andre Spenden,
Die möget Ihr nach Krakau senden,
Mein Rosenberg ist glücklich dran,
Wenn Pfenn'ge es erhalten kann."

Es gingen gleich im ersten Jahre (1850) fast eine Million Pfennige ein. Da aber drei Millionen erforderlich, so sandte Polko, nachdem am 5. Mai 1851 der Grundstein der Kirche gelegt worden, unverzagt neue Pfennigbitten in die Welt hinaus. Die Stimmen, welche tadelnd riefen: „Die Bettelei für Rosenberg nimmt kein Ende," wies er mit der Antwort zurück: „Ich wende mich ja mit meiner Bitte nicht an solche, die nicht geben wollen, sondern nur an die fröhlichen Geber, und diese sind es auch, die Gott lieb hat." Es kamen denn auch von allen Seiten Hunderttausende von Pfennigen (bis zum Jahre 1851 schon 6300 Thaler) herangeflogen.

Ein Verdruß blieb freilich dem unermüdlichen Bittsteller nicht erspart. Eines Tages bekommt er mit dem Poststempel Breslau einen unfrankierten Brief, auf welchem nächst der Adresse die Bemerkungen standen: „Gefahr im Verzuge, eigenhändig zu eröffnen, sofort zu bestellen." Was steht darin? „Sie erhalten hiermit den fernerhin erbetenen Beitrag zur Unterstützung Ihres Kirchenbaues im Betrage von Einem Pfennig, mit der Bitte um Empfangsbescheinigung." Polko erteilte die Quittung des Briefes, der 2 Sgr. Porto gekostet, in seinem siebenten Rechenschaftsberichte; das aber hatte den Erfolg, daß sofort von vielen Seiten Geldsendungen einliefen, um den Bittsteller für den erlittenen Hohn zu entschädigen, und ein Brief von Schweidnitz bat um Zusendung des Pfennigs behufs Versteigerung; es seien schon 15 Sgr. dafür geboten. Polko entsandte ihn mit einem gereimten Abschiedsworte, das so anfing:

„Dich, den die Bosheit mir gesandt,
Dich laß ich gern aus meiner Hand.
Das Leid, das du mir hast gemacht,
Hat manchen Segen schon gebracht.
So weiß zum Guten stets zu lenken
Das Böse, was uns Frevler schenken,
Die Güte Gottes, immer neu
Für solche, die ihm dienen treu."

Die Auktion ergab einen Ertrag von 5 Thlr. 21½ Sgr. Ermutigt durch solche Erfolge, entschloß sich Polko, sofort auch das dringend erforderliche Pfarrhaus, zu welchem drei gräfliche Personen das nötige Material zusagten,

zu bauen. 10 000 Thaler sollten Kirche und Pfarrhaus kosten, 3500 Thaler fehlten noch. Er schrieb deshalb eine neue Bitte. Schon im Jahre 1852 war das erforderliche Baukapital von 3888 000 Pf. vorhanden; der König schenkte die Glocken; im Dezember 1852 wurde die Kirche eingeweiht.

Ein römisch-katholischer Bonifatiusverein, dessen Centralort Fulda ist, sorgt seit 1849 für seine Glaubensgenossen, die unter Evangelischen zerstreut sind.

In andern Ländern, z. B. Schweiz, Holland, Rußland, giebt's Vereine mit ähnlichen Zwecken wie der Gustav-Adolf-Verein; nur daß sie sich natürlich auf ihre Landsleute beschränken.

b) Pflege der regelmäßig wandernden Bevölkerung. Auch hier ist Kirchenlosigkeit der tiefste Notstand, wie er sich aus dem zeitweiligen Losgelöstsein aus den seßhaften und angestammten Verhältnissen ergiebt. Es gehören dahin die sogenannten Hollandgänger, z. B. Torfgräber, Grasmäher, Ziegler, Stuckarbeiter, welche aus dem westlichen Deutschland alljährlich zu gewissen Zeiten ihrem Verdienst in Holland nachgehen. Dann Erntegänger (Sachsengänger, Schnitter) namentlich im östlichen Deutschland; Chaussee-, Eisenbahn- und Kanalarbeiter; endlich Flußschiffer. Allen ist gemeinsam, daß sie zeitweilig den Zusammenhang mit Kirche und Schule verlieren, und in der Meister-, Aufsichts- und Familienlosigkeit der Fremde oft den Versuchungen erliegen, zwar bestenfalls mit einem vollen Geldbeutel, aber an Leib und Seele ruiniert nach Hause kommen und nun oft genug auch noch das heimische Dorf mit ihren Errungenschaften beglücken, d. h. verderben.

Die hier nötige Hilfe ist so vielgestaltig wie die Verhältnisse der betreffenden Klassen. Die Innere Mission hat durch Sendung von Reisepredigern dabei gedient, oder wo die Kirchenregierungen ihre Pastoren und die staatliche Obrigkeit ihre Schulen in den Dienst der betreffenden Bedürfnisse gestellt hatten, hat sie durch Schriftenverbreitung 2c. alle erwünschten Hilfsdienste gethan. Im allgemeinen hat sich dabei ergeben: nur auf der Grundlage einer geordneten äußeren Existenz war wirksame religiös-sittliche Beeinflussung möglich.

Wir machen, uns einige Jahre zurückversetzend, einen Besuch unter den Arbeitern am Nordostseekanal. Zur Unterbringung der Tausende von Arbeitern, welche dies Riesenwerk auszuführen hatten, sind von der Kaiserlichen Kanalkommission in Kiel teils Einzelbaracken für 50—100 Mann, oder Barackenlager für 300—400 Mann eingerichtet worden. Letztere, ein ganzer Gebäudekomplex, teils aus Fachwerk, teils aus Ständerwerk mit innerer und äußerer Verschalung errichtet und mit Pappe gedeckt. An einem Wächterhäuschen vorbei betreten wir den mit Gartenanlagen versehenen Hofraum. Vor uns erhebt sich ein

zweistöckiges Haus, in dessen Erdgeschoß sich die Kantine mit anstoßender Gaststube, Speisekammer und Küche befindet. Der Keller enthält Vorratsräume. Die Gaststube ist für die Beamten. In der Kantine werden alle Speisen und Getränke zu festgesetzten Preisen verkauft. Im Oberstock hat der Barackenverwalter, ein Militäranwärter oder ein Bruder des Rauhen Hauses, seine Wohnung. Das Hauptgebäude hat zwei Flügel; in dem einen sind das Beamtenbureau, Stuben für die Angestellten und Utensilien- sowie Vorratsräume; in dem anderen befindet sich die Dampfküche mit drei großen Kesseln à 400 Liter. An die Küche stößt der 24 Meter lange, 9 Meter breite Speisesaal mit Tischen und Bänken, auf dem Dache mit einem Glockentürmchen. An der einen Seite ist ein Verschlag, in dem die Schachtmeister und Vorarbeiter essen, an der anderen Seite ist Kanzel, Altar und Harmonium. Hieran schließt sich eine Dampfwaschküche, Desinfektionskammer, Badestuben; endlich ein Zimmer für den Arzt und ein Wartezimmer. Hinter diesem Gesamtverwaltungsgebäude liegen die Wohn- und Schlaf-Baracken der Arbeiter. Jede faßt etwa 100 Mann in 14 Stuben, die auf einen breiten Korridor münden. In einer Stube wohnen acht oder vier Mann; jeder hat ein eisernes Bett, verschließbaren Kasten, Schemel. Zu gemeinsamer Benutzung mehrfaches Waschgeschirr. Jede Stube hat eine Petroleumhängelampe, und je zwei Stuben in der Mittelwand einen eisernen Ofen. Für diese Wohnung inkl. Morgenkaffee und Mittagessen zahlt man 60 Pf. Wollen vier Mann eine achtmännige Stube, oder zwei Mann eine viermännige bewohnen, so zahlen sie 10 Pf. mehr. Jede Baracke hat auch zwei Krankenstuben für leichtere Fälle. Endlich gehört noch dahin ein großer Schuppen für Kohlen, Kartoffeln, Spritze, Wagen 2c. Aborte etwas entfernt davon. — Arbeitszeit von 5—7 Uhr. Der Nachtwächter weckt. Im Speisesaal erhält jeder ½ Liter Milchkaffee mit Zucker. Dann geht's an die Arbeit. Nun bringt das Personal alle Räume in Ordnung. Zur Frühstückszeit schickt die Kantine Brot, Zukost und Getränk an die Arbeitsstelle, Mittags giebt's Kartoffeln, Erbsen, Mehlklöse, Bohnen, Reis, Graupen, zwei Liter für jeden Mann, dazu alle Tage Fleisch. Was übrig bleibt, erhalten die starken Esser umsonst. Zum Vesper wird wieder Essen und Trinken zur Strecke geschickt. Abends giebt's Pellkartoffeln und Hering für 10 Pf. oder Suppe. Um 10 Uhr geht's zu Bett. Der Tagelohn beträgt etwa 3,30 Mk. im Durchschnitt, manche Akkordarbeiter verdienen 6 Mk. und mehr. Alle 14 Tage ist Zahltag. Wer solide ist, kann sich etwas Rechtes sparen. Viele verjubeln alles, namentlich in solchen Budiken und Hökereien, welche sich thunlichst in der Nähe ansiedeln.

Der Schleswig-Holsteinische Landesverein für Innere Mission hat sich der Kanalarbeiter nach Kräften angenommen. Das Konsistorium in Kiel organisierte mit Hilfe der nahewohnenden Pastoren der ganzen Strecke Predigt und Seelsorge; der Landesverein sorgte für ein Harmonium in jeder Baracke, in welcher Gottesdienst gehalten wurde, stiftete eine Volksbibliothek und verteilte Zeitschriften.

c) Auswandrermission. Den Ursachen und der Berechtigung der Auswanderung können wir hier nicht weiter nachgehn. Für uns handelt sich's um die gegebene Thatsache: die

Notstände, welche sie mit sich bringt, und die Abhilfe, welche die Innere Mission schafft. — Der Auswandrer ist mindestens wochenlang von allem, was ihn bisher band, aber auch was ihn stützte und trug, losgelöst, führt eine ihm völlig neue Reiseexistenz; seine Ungewandtheit, Leichtgläubigkeit ꝛc. verwickeln ihn dabei oft in allerlei Schwierigkeiten. Der Unterschied von Sonntag und Werktag hört für ihn auf; es ist in gewissem Sinn jetzt alle Tag Sonntag, wenigstens was das Nichtsthun, nicht was das Kirchgehn anlangt.

In dieser Lage, die dem Auswandrer wohl besonders schwer zuerst im Abfahrtshafen zum Bewußtsein kommt, nimmt sich der von der Inneren Mission angestellte Auswandrerpastor oder Auswandrermissionar seiner an. Man spendet ihm Rat und Hilfe auch in äußeren Angelegenheiten (Geldwechsel, Einkäufe, Gepäckbesorgung). Am Abend vor der Abfahrt findet Gottesdienst statt, wozu die Auswandrer in den Herbergen mündlich und durch Plakate eingeladen werden. Dabei können sie auch Bibeln, Gebetbücher, Traktate ꝛc. kaufen. Hier giebt man ihnen die Adressen der zuverlässigen christlichen Emigrantenhäuser in New-York.

Am Ankunftshafen in New-York leistet der deutsche Verein, wenn nötig, äußerliche Hilfe mancherlei Art (Rechtsschutz, Hospital). In den Emigrantenhäusern erhält man billige Unterkunft und sachkundige Beratung, sowie seelsorgerlichen Zuspruch.

d) Seemannsmission. Auch der Seemann ist auf seinen Reisen kirchenlos, und wenn er für kurze Zeit ans Land kommt, locken ihn meist ganz andere Dinge, als die Kirche. Das Geld, welches er auf See nicht ausgeben konnte, brennt ihm in der Tasche, und im Hafen strecken nur allzu viele Leute die Hände aus, es ihm abzunehmen: in den Kneipen, Vergnügungslokalen, Lasterhöhlen. Auch die Wiedergewinnung eines Platzes auf einem neuen Schiff — jeder vermietet sich nur für Eine Reise — durch sogenannte „Heuerbaase" (Vermieter), geschieht oft nur unter dem Druck der Ausbeutung.

Erst sehr spät — seit 1884 — hat man sich in Deutschland vonseiten der Inneren Mission der Seeleute ernstlich angenommen, nachdem frühere Einrichtungen (wie die eines eigenen staatlich angestellten Seemannspastors in Hamburg) in Abgang gekommen waren. In England, Amerika, Skandinavien ist man uns darin schon lange mit gutem Beispiel vorangegangen. Bei uns wirken jetzt zwei Komitees, die sich in die Arbeit geteilt haben. Pastor

Harms in Sunderland (England) hat sich mit dem Centralausschuß für Innere Mission in Berlin in Beziehung gesetzt zur geistlichen Versorgung deutscher Seeleute in England. Eine Vereinigung lutherischer Landes- und Provinzialvereine für Innere Mission hat in Cardiff (England), Lehe bei Bremerhafen, Hamburg und Kapstadt (Afrika) die Arbeit aufgenommen.

In Hamburg speciell hat die Seemannsmission die Aufgabe, auf die öffentliche Meinung der mit der Seefahrt in Verbindung stehenden Kreise zu wirken, damit durch veränderte Einrichtungen den Heuerbaasen die Ausbeutung der Seeleute unmöglich wird. Die Vermietung resp. Anmusterung der Leute müßten wohlwollende Vereinigungen von Rhedern von sich aus regeln. — Sodann hat man mit Erfolg ein christliches Seemannsheim eingerichtet (ein Seitenstück zu den Herbergen zur Heimat). — Endlich hält man Gottesdienste für die Seeleute (im „Seemannshaus", wo sich auch Schreibzimmer und Bibliothek befinden). Zu denselben wird vom Pastor und seinem Hilfsprediger, wo sich Gelegenheit bietet, auf Schiffen und auf der Straße eingeladen. Damit geht die Bemühung um die Einzelnen Hand in Hand, namentlich auch Hospital- und Gefängnisseelsorge; ebenso Bibel- und Schriftenverbreitung.

In England und Skandinavien hat man mehrfach Schiffe als Kirchen, resp. Vereinslokale eingerichtet und ihnen den Namen Bethelschiffe (Bethel = Haus Gottes) gegeben. Ein solches liegt im Hafen von Kopenhagen. Der größere Raum, welcher ganz den Eindruck einer Kapelle macht, eine Kanzel, ein Harmonium, sowie 250 Sitzplätze hat, wird ausschließlich zur Verkündigung des Wortes Gottes benutzt. Der daranstoßende kleinere Raum ist für die weniger zahlreich besuchten Versammlungen, besonders für die deutschen, englischen oder französischen Gottesdienste bestimmt. Dann folgt das Lesezimmer, welches täglich nachmittags von 5—10 Uhr geöffnet ist. Hier liegen Bibeln und Neue Testamente, Bücher und Zeitungen in verschiedenen Sprachen aus, außerdem Papier, Federn und Tinte, und zwar für alle Seefahrer, welcher Nation oder welcher Konfession sie angehören. Hier können sie ihre freien Stunden mit unterhaltender Lektüre oder im Gespräch miteinander ausfüllen, ohne eine Restauration besuchen zu müssen. Hier können sie ihre Briefe schreiben, und dadurch das Band mit der Heimat, mit ihren Eltern, Weib und Kind fester knüpfen. Ein im Dienst der Inneren Mission stehender Laienprediger hat außerdem die Aufgabe, alle Schiffe im Hafen aufzusuchen und die in den Wirtshäusern sich aufhaltenden Schiffer einzuladen, das Wort Gottes im Bethelschiff anzuhören. Um ihnen den Aufenthalt recht angenehm und freundlich zu machen, bereitet der Verein ihnen auch dann und wann unschuldige Freuden, wie denn z. B. an jedem Dienstag einige männliche Mitglieder des Vereins sich einfinden, und ein Kreis von Damen die Anwesenden mit Thee und Theebrot bewirtet, ihnen vorliest, mit ihnen singt, und natürlich am

Weihnachtsabend eine Feier mit einem Tannenbaum veranstaltet. Welch tiefen Eindruck gerade dies letztere auf den Seemann macht, geht aus einer kleinen Geschichte hervor, welche der Professor der Theologie H. V. Sthyr in Kopenhagen, ein eifriger und thätiger Freund der Seemannsmission, einmal erlebte. Es war im Interesse der Seemannsmission ein Fest gefeiert worden, und Professor Sthyr hatte einen Vortrag gehalten. Nach Beendigung desselben kam eine Witwe, die viele Jahre in bescheidenen Verhältnissen, oft in großer Sorge um das tägliche Brot gelebt hatte, zu ihm und sagte: „Das kleine Scherflein, welches ich Ihnen geben kann, ist für das Bethelschiff; denn mein Sohn schrieb mir vorige Weihnachten von Kalkutta aus, wie er sich dort an dem Bethelschiff gefreut habe. An einem der Abende hatten englische Damen einen Weihnachtsbaum geschmückt. Das war eine Erinnerung an die Heimat, die er in seinem Leben nicht wieder vergessen kann." Überhaupt ist die persönliche Teilnahme, welche die Seemannsmission dem Seemann entgegenbringt, von großer Bedeutung, um ihn dadurch für höhere, ewige Güter zu interessieren. Aus diesem Grunde ist auch der Besuch der kranken Seefahrenden auf den Schiffen und in den Hospitälern und der Gefangenen in den Gefängnissen eine gar wichtige Aufgabe des Seemannspredigers.

e) Stadtmission. Dem Wortlaut nach ist sie die Mission im Gebiet, in den Grenzen einer Stadt, thatsächlich meist einer Großstadt. Neben vielem Guten haben die Großstädte doch auch massenhaft zusammengedrängte Notstände, die zu kräftigen Versuchungen werden. In ihnen strömt das Leben eines Volkes zusammen, von ihnen geht der Einfluß hinaus ins Land. Namentlich der Notstand geht uns hier an, daß mit dem äußeren Wachstum der Städte die geistliche Versorgung nirgends Schritt gehalten hat, im besten Fall jetzt ihr nachhinkt. Es fehlt zumeist an Kirchen, Pastoren und sonstigen fest angestellten und freiwilligen Hilfskräften. An diese geistliche Verwahrlosung schließen sich die sittliche und äußerliche an und wirken um so verderblicher, als aller religiöse Halt fehlt. Gar manche sittliche und sociale Schäden hätten sich gar nicht so ausbreiten und so tief einfressen können, wenn eine ausreichende kirchliche Organisation vorhanden gewesen wäre, die bei Zeiten im einzelnen die helfende Hand ausgestreckt, den rechten Trost geboten, öffentlich darauf hingewiesen und die verpflichteten Faktoren unablässig an Erfüllung ihrer Aufgabe gemahnt hätte. So aber ist manche Großstadt zeitweilig ein kirchliches Chaos gewesen, in das erst allmählich wieder Ordnung kommt.

David Nasmith (1799—1839) hat in Glasgow 1826 die erste Stadtmission begründet. In London, wo sie 1835 sich einbürgerte, hat sie sich großartig entfaltet und wirksam gezeigt. Dort arbeiten ca. 400 Stadtmissionare unter den verschiedensten Schichten

der Bevölkerung (Soldaten, Kutschern, Ausländern, Polizeidienern, Dirnen u. s. w.).

Aus den Vorschriften für die Arbeitsweise der Londoner Stadtmissionare seien folgende von allgemeinerem Interesse hervorgehoben: „Besuchen Sie die Bewohner des Ihnen angewiesenen Distrikts, um denselben die Kenntnis von der Erlösung durch unsern Herrn Jesus Christus mitzuteilen, und um ihnen auf jede Art, die in Ihren Kräften steht, Gutes zu thun. — Lesen Sie aus der Schrift vor, und beten Sie mit den Leuten in jedem Hause oder Zimmer, wo Sie einen Besuch machen, wenn dies angebracht; wenn nicht, so bringen Sie in Ihrem Gespräch so viel wie möglich aus der heiligen Schrift an, und tragen Sie Sorge, daß die Ausdrücke, welche Sie gebrauchen, verstanden werden. Beim Vorlesen und beim Gespräch lassen Sie das Verderben der Menschen, die Rechtfertigung allein durch den Glauben, die Notwendigkeit der Bekehrung des Herzens und eines heiligen Wandels immer die Hauptsache sein. — Legen Sie jedermann die Pflicht ans Herz, in der Schrift zu forschen als in der Offenbarung Gottes und der Richtschnur, nach welcher alle Menschen am jüngsten Tage ihr Urteil empfangen werden. — Legen Sie jedermann die Notwendigkeit ans Herz, dem öffentlichen Gottesdienst beizuwohnen, denjenigen, welche ihn versäumen, zeigen Sie die besondere Wichtigkeit und die Verpflichtung, welche gerade sie haben, die Predigt des Evangeliums zu hören. Empfehlen Sie nicht eine bestimmte Kirche oder Kapelle, sondern überlassen Sie jedem, sich selbst den Gottesdienst auszusuchen, welcher ihm für seine Person am besten zusagt, vorausgesetzt, daß da nur die Grundlehren der Reformation treu gelehrt werden. — Schärfen Sie den Eltern die Pflicht ein, ihre Kinder rechtschaffen zu erziehen, und machen Sie dieselben aufmerksam auf die Zweckmäßigkeit, die Kinder in Wochen- und Sonntagsschulen zu schicken. Legen Sie auch, wo sich Gelegenheit dazu findet, einzelnen ihre besonderen Pflichten ans Herz, und strafen Sie treulich, aber mit Klugheit, offenbare Laster, wie Fluchen, Trunkfälligkeit und Entheiligung des Feiertages. — Sorgen Sie dafür, daß die, welche keine Bibel haben, mit einer solchen versehen werden. — Benehmen Sie sich so, daß ein Jeder erkennen muß, daß Sie ernstlich das Heil seiner Seele suchen. Seien Sie demütig, höflich und liebevoll. Erfüllen Sie beständig Ihre eigene Pflicht gegen Ihren Heiland. Gehen Sie auf Besuche aus im Geist des Gebets, und mit dem ernstlichen Verlangen, daß jedermann, den Sie besuchen, zu der heilsamen Erkenntnis des Herrn Jesus Christus gelangen möge. Ihr Werk hat eine hohe Wichtigkeit. Sie sollen zu unsterblichen Seelen reden, unter denen viele das Evangelium nie aus einem andern Munde als dem Ihrigen hören, und deren Zustand vielleicht für die Ewigkeit entschieden wird durch die Annahme oder Verwerfung der Botschaft, die Sie ihnen bringen. Seien Sie voll Mut und voll Glaubens, tragen Sie den Herrn Jesum allezeit in Ihrem Herzen, und preisen Sie ihn und sein großes Heil den Leuten an. Seien Sie wachsam und untadelig in all Ihrem Thun, öffentlich und zu Hause. Seien Sie „niemand nichts schuldig." Erheben Sie täglich, wenn Sie an Ihre Arbeit gehen, Ihr Herz zu Gott, und bitten Sie ihn um den Beistand und die Leitung seines heiligen Geistes, und verlassen Sie sich auf seine Zusage der Weisheit und Kraft, welcher alle Ihre

Widersacher nicht werden widerstehen können. Lassen Sie die Ehre Gottes und die Rettung der Seelen Ihr hauptsächliches, Ihr einziges Ziel sein."

Bei der 13. Jahresfeier der Londoner Stadtmission, 4. Mai 1848, hielt Lord Ashley (der nach dem Antritt seiner Familiengüter 1851 Lord Shaftesbury hieß, 1801—1885) eine Rede, aus welcher wir einige Hauptstellen mitteilen: „Ich will hier nur mein Zeugnis ablegen, wie großen Dank das Publikum Ihnen und Ihren Missionaren dafür schuldig ist, daß Sie einen Zustand der Dinge vor aller Welt offenbar gemacht haben, von dem 19/20 von den gebildeten und wohlhabenden Bewohnern unserer großen Metropole bis dahin gerade ebenso viel gewußt haben, wie davon, was auf der anderen Seite des Mondes geschieht. Erzählen Sie etwas von einer Reise nach Timbuktu oder in das Innere von Neuholland, ich behaupte, Ihre Missionare haben ebenso wunderbare und zehnfach wichtigere Entdeckungen gemacht als alle Reisenden, die je beide Hemisphären durchwandert haben. Sie haben nachgewiesen, daß in den Höfen und Gängen dieser großen Stadt Tausende und Zehntausende von lebendigen Menschen sich in einer Lage befinden, die jedem Gefühl Abscheu einflößt, und die noch zehnmal so schauerlich wird, wenn man sie mit einem geistlichen Blick betrachtet. Jahre auf Jahre haben diese Menschen fortgelebt und sich vermehrt; und doch war ihre Existenz gerade so unbekannt, wie die der Bewohner mancher unentdeckten Insel es diesen Augenblick ist, und ich glaube, hier in dieser Versammlung sind viele gegenwärtig, die nicht wissen, daß weniger als eine halbe Stunde von ihren bequemen Wohnungen Tausende und aber Tausende von menschlichen Wesen sich befinden, welche ihnen ein zehnfach größeres Feld für alle ihre Wißbegierde, für ihre ganze Einsicht, für all ihre Bemühungen und für all ihre Gebete geben würden, als sie auf allen Steppen der Tartarei und auf allen Prairien und Llanos in Nord- und Süd-Amerika jemals entdecken könnten. Diese Menschenklasse haben die Arbeiten der Stadtmissionare zu Ihrer Kenntnis gebracht. Sie haben uns das Elend geoffenbaret, sie haben uns die Gefahr gezeigt, sie haben uns zum großen Teil die Mittel zur Hilfe erkennen lassen; nun ist es unsere eigene Schuld, und es wird unsere unverzeihliche Sünde sein, wenn wir nicht mit Gottes Hilfe im Kampfe dawider weiter gehen." — Dann zu den Arbeitern der Stadtmission übergehend, sagte er: „Die Tüchtigkeit und Befähigung dieser Männer hat mehr und mehr meine Bewunderung erregt. Der Bericht zeigt, wie sie die Sache angegriffen haben, er beweist, daß es Männer von ungewöhnlichem Geist und Eifer, von ungewöhnlichen Fähigkeiten sind; aber zu diesen ihren Eigenschaften kommt noch eine, d. i. eine persönliche, praktische, genaue Kenntnis der Gewohnheiten, Sitten, und so zu sagen der Naturgeschichte der Leute, mit denen sie zu thun haben. Denn es darf doch nicht vergessen werden, obwohl dies Volk von Natur ist wie wir, obwohl sie dieselben Hoffnungen haben und zu demselben Ziele bestimmt sind, so hat eine lange Gewohnheit und lange Vernachlässigung einen solchen Einfluß auf ihren Charakter, auf ihre Sitten und ihre Neigungen ausgeübt, daß man ihre Eigentümlichkeiten durchaus kennen und verstehen muß, ehe man versucht, heilsam auf sie einzuwirken, oder nur irgend einen Verkehr mit ihnen zu eröffnen. Gerade in dieser Beziehung sind die Arbeiter der Londoner Stadtmission ganz besonders tüchtig; und es hat mein Erstaunen erregt, daß das

Komitee eine so große Anzahl solcher Männer hat ausfindig machen können. Ich kann es nur als ein besonderes Zeichen des göttlichen Segens betrachten, der auf diesem Unternehmen ruht, daß man 201 solcher Männer gefunden hat, während ich in der That vor ein paar Jahren glaubte, daß es in der ganzen Hauptstadt nicht einen einzigen Mann gäbe, der für solche Wirksamkeit geeignet wäre." — Schließlich redet er von einem der Stadtmissionare, Miller, der durch einen Eisenbahnunfall ums Leben gekommen war: „Und nun lassen Sie mich sagen, was ich erlebt, als es Gott gefallen hatte, diesen Mann von seinem Wirkungskreise abzurufen. Ich begab mich unmittelbar darauf in seinen Distrikt; eine große Anzahl Kinder und auch Erwachsener waren versammelt und warteten auf eine Ansprache bei dieser traurigen Gelegenheit; und unter diesen Hunderten, die aus dem verwilderten Distrikt, der vor kurzem nur durch Schmutz und Gesetzlosigkeit bekannt war, zusammen gekommen waren, blieb kein Auge trocken über den Verlust jenes vortrefflichen Mannes. An seinem Begräbnistage gingen Hunderte zu Fuß von Broadwall nach Kensallgreen, und ich höre, daß nicht weniger als 300 bei Waterloo-Bridge zurückgewiesen wurden, weil sie das Brückengeld nicht bezahlen konnten. Das ist ein Feld für Ihre Wirksamkeit, und solcher Leute giebt es selbst unter dem verderbtesten Teil der britischen Bevölkerung. Wer ihr Herz rührt und warme Teilnahme für alles, was ihr zeitliches und ewiges Wohl betrifft, zeigt, der wird, sei er Prediger oder Missionar, sei er Premierminister in Downingstreet oder Agent der Stadtmission in Southwark oder Broadwall, ganze Massen mit seinem kleinen Finger regieren können." — Zusammenfassend spricht sich der Lord also aus: „So viel über die innere Wirksamkeit; aber auch in Bezug auf die äußere haben Sie große Ursache, sich zu freuen. Es ist meine feste Überzeugung, daß die Londoner Stadtmission, sowie andere Vereine derselben Art wesentlich dazu beigetragen haben, die Gefahren und Verwirrungen, die neuerlich hereinzubrechen drohten, abzuwenden und die Ruhe der Hauptstadt zu sichern. Große Massen des Volkes haben erfahren, daß man an sie denkt, daß es Leute giebt, denen ihr zeitliches und ewiges Wohl eine Herzens- und Lebenssache geworden ist. Ich glaube nicht, daß diese Stadt vor 10 Jahren dem gewaltigen Stoß hätte widerstehen können, der von dem Kontinente ausgegangen ist. Aber wenn auch, was ich nicht bezweifle, andere Stöße kommen sollten, und Sie alle nur nicht ermüden in Ihrem Werke, sondern sich rüsten mit dem Harnisch des Glaubens, und jeder in seinem Beruf und Amt für das Wohl der arbeitenden Klassen thut, was seine Schuldigkeit ist, so mag der ganze Kontinent umgewälzt und wie durch Erdbeben von einem Ende zum anderen zerstört werden, es wird mich betrüben für die Beteiligten, aber nicht für unser Land."

In Deutschland hat sich die Sache nach den hier vorliegenden Verhältnissen vielfach anders gestaltet, namentlich in zwei Beziehungen. Bei uns arbeitet die Stadtmission fast durchgehends im Anschluß an die Landeskirche, und es nehmen in ihr, wenn auch auf die geistliche Seite aller Nachdruck gelegt wird, die äußeren Hilfleistungen einen breiten Platz ein. Wichern hat die erste

deutsche Stadtmission 1848 in Hamburg gegründet, hierauf 1859 eine in Berlin. Seitdem hat man sie in fast allen deutschen Großstädten und auch in manchen kleineren eingerichtet.

Über die Anfänge der Stadtmission in Hamburg berichtet der älteste noch jetzt lebende und arbeitende deutsche Stadtmissionar Timm: Als Dr. Wichern im Jahre 1848 (es war wohl im September) die zündende Rede über Stadtmission in Hamburg gehalten, wonach sich der Verein für Innere Mission konstituiert hatte, beschied er meinen Kollegen B. und mich zu sich und sagte uns, daß er sich gedacht habe, daß wir beide als Stadtmissionare nach Hamburg gehen sollten und, weil er unsere Namen schon genannt hätte, wir uns als designiert ansehen könnten. Auf unsere Frage, wie wir in diese Arbeit hineinkommen sollten, sagte er: „Kommen Sie da hinein, wie ich da hineingekommen bin. Als ich noch Kandidat in Hamburg war, hing ich mir eine Tasche um, stopfte die voll Bibeln und bot sie den Leuten zum Verkauf an; denn bekanntlich giebt der Mensch sich anders, wenn man ihm eine Bibel anbietet, als wenn man ihm einen Thaler giebt.“ Wir kolportierten den Winter über an drei Nachmittagen in der Woche, aus welcher Arbeit ich manches Interessante mitteilen könnte. So kam ich auf dem Brook in einen Hof, wo etwa ein halbes Dutzend Frauen zusammen standen, und miteinander schwatzten. Als ich dazwischen trat, und ihnen eine Bibel zum Verkauf anbot, sagte die eine: „Sie gehören wohl zu den Insekten [Sekten]?“ Ich: „Nein, liebe Frau, ich gehöre weder zu den Insekten noch zu den Würmern, sondern bin ein Mensch, der Ihnen eine Bibel verkaufen will.“ Ich setzte aber keine ab, wohl weil die eine sich vor der anderen genierte, eine Bibel zu kaufen. — Auf dem Kehrwieder kam ich in eine Wohnung, wo ein großer, waldbärtiger Mann mir entgegentrat. Als ich ihm eine Bibel feilbot, fragte er: „Bibeln!?“ Ich: „Ja!“ „Bibeln!!?“ „Ja!“ „Bibeln!!!?“ „Ja!“ Dann zeigte er mit dem Finger auf die Thür, worauf ich ruhig „kehrt“ machte, und meine Wege ging. — In eine andere Wohnung trat ich, wo eine alte Frau und eine ältliche Jungfrau zusammen wohnten. Die Jungfrau war gerade auf dem Vorplatz, die Alte in der Stube; ich hörte aber durch die offenstehende Thür, wie sie drinnen schrie, als ich der auf dem Vorplatz eine Bibel anbot: „Nein, nein, nicht meine Bibel!“ Als ich näher trat, sah ich, wie sie mit beiden Armen ihre Bibel, die auf der Kommode lag, umklammert hielt, und hörte dann von beiden, wie sie gehört hätten, daß alle Bibeln, die nur zur Verdummung der Menschheit beitrügen, eingefordert werden sollten.

Am 17. März 1849 zog ich vom Rauhen Hause nach Hamburg als Stadtmissionar. In der „Dreifältigen Schnur,“ die zu der Zeit im Rauhen Hause an jedem Morgen im Betsaal gelesen wurde, und die jeder Hausgenosse für sich besaß und gebrauchte, stand für den Tag das Wort Jes. 45, 13: „Alle seine Wege will ich eben machen.“ Für mich ein großer Trost. Dr. Wichern entließ mich mit den Worten: „Was Stadtmission ist, wissen weder Sie noch ich. Sie gehen jetzt nach Hamburg, nicht um die Kirche von Steinen und Holz, sondern die Kirche des heiligen Geistes bauen zu helfen.“ Der Abschied wurde mir doch sehr schwer von der Stätte, wo ich so viel Liebe erfahren hatte.

Meine Wohnung war mir gemietet im alten Katharinenkirchspiel, in einem großen Hof, bestehend aus Stube, Schlafstube, Vorplatz und Kellerküche. Unter mir waren zwei Wohnkeller, die von zwei Arbeitsleuten, welche mit ihren Personen in wilder Ehe lebten, bewohnt wurden. Der eine war kinderlos, der andere hatte drei Kinder, ungetauft. Man nannte diese Männer damals „Eckensteher", weil sie an der Wandrahmsecke standen und dort auf die Quartiersleute warteten, die sich von da ihre Arbeiter annahmen. Hier war eine Schnapsschenke, deren Mauern schon einen Branntweingeruch aushauchten. In dieser Schankwirtschaft lag ein großes Buch aus, darin jeder, der an der Ecke als Arbeiter stehen wollte, seinen Namen für 2 M. eintragen lassen mußte. Die 2 M. wurden vertrunken. In diesem Buch standen 1851 1300 Namen verzeichnet.

Ich sagte mir nun, daß ich zunächst an die beiden unter mir wohnenden Eckensteher gewiesen sei. Eine Bibel hatte ich jedem verschafft. Ich besuchte sie fleißig, redete ihnen ins Gewissen und wies sie auf ihr Leben hin.

Am Sonntag den 25. März 1849 gründete ich mit zwei Knaben die Sonntagsschule, die bald so wuchs, daß ich sie in meiner Stube nicht mehr halten konnte. Ich teilte sie in eine Knaben- und eine Mädchensonntagsschule. Für letztere wurde meine, damals noch zukünftige, Schwiegermutter die Leiterin.

Am 8. April, als am Ostersonntage, als ich aus der Kirche kam, standen beide obenerwähnten Eckensteher vor ihrer Kellerthür und sprachen miteinander. Ich fragte, ob sie in der Kirche gewesen wären? „Nein", hieß es, „dahin gehen wir nicht." „Haben Sie denn schon das Osterevangelium gelesen?" fragte ich weiter. Abermals „nein". „Dann", sagte ich, „kommen Sie heute abend einmal zu mir, dann können wir es miteinander lesen." Das schien ihnen zu gefallen, sie sagten zu, kamen dann auch beide mit ihren Personen an einem und ihrer Bibel unterm anderen Arm. Die beiden Personen mußten auf meinem Sopha Platz nehmen, und wir Männer setzten uns auf Stühlen um den Tisch. Ich gab die Stelle an, sah aber bald, daß sie es nicht aufzuschlagen wußten, denn sie suchten das Markus-Evangelium im ersten Buch Mose. Ich schlug ihnen auf, und weil ich mit ihnen plattdeutsch zu sprechen gewohnt war, hielt ich die erste mir denkwürdige Bibelstunde in plattdeutscher Sprache.

Nach Beendigung sagte ich: „Wenn es Ihnen gefallen hat, können wir am nächsten Sonntag ja wieder zusammen kommen." „Aber", sagte der eine, „warum bis nächsten Sonntag warten? Können wir nicht auch in der Woche mal zusammen kommen?" Es wurde der Mittwoch bestimmt. So ist es bis heute Sonntag und Mittwoch abends geblieben. Am Mittwochabend kamen sie, und brachten noch andere mit. Diese Mitgebrachten waren Leute, die gerade so lebten und dachten, wie sie. Am Sonntag kamen noch mehr. Ich lernte alle als der Kirche entfremdete Leute kennen. Bei meinen Besuchen in den Häusern fand ich Knaben und Mädchen von 15, 16, 17 Jahren; einige von ihnen kannten keinen Buchstaben. Einen 17jährigen fragte ich: „Wer läßt auf dem Wall die Bäume aus der Erde wachsen?" Antwort: „De Garner" (der Gärtner). Einen 36jährigen fand ich, der zu dem, daß er die Buchstaben nicht kannte, noch nicht konfirmiert war.

Ich sah mich jetzt voll und ganz auf mein mir zugewiesenes Arbeitsfeld versetzt und hatte nun 13 solcher oben bezeichneter Menschen beisammen. Ich unterrichtete diese drei Jahre an vier Abenden in der Woche, in biblischer Geschichte, Katechismus und, um ihnen die Bibel zugänglich zu machen, im Lesen. Dann wurden sie von Pastor Wendt geprüft und konfirmiert; der 36jährige, der indessen 39 Jahre alt geworden war, im Hause, die andern 12 in der Kirche.

Durch diese Arbeit wurde meine Bude (Hamburger Ausdruck für eine besondere Art Wohnung) in der Gegend berüchtigt und eine Zielscheibe des Spottes. Besonders war es ein mir gegenüber wohnender nächster Nachbar, der mit mir die Hausdiele teilte, und der von sich sagte: „Ich bin ein Demokrat vom reinsten Wasser.“ Lange hatte ich es ihm schon angemerkt, wie ihm meine Arbeit wie meine Person zuwider waren. — Als ich eines Abends nach Hause kam, war meine Hausdiele sowie die Haustreppe voll Menschen — Männer, Frauen und Kinder — daß es mir nicht möglich war, hineinzukommen, und mein Nachbar stand vor ihnen und redete. Was er bis zu meiner Ankunft gesagt hatte, weiß ich nicht, habe auch nicht danach gefragt; ich hörte und sah nur, wie er immer auf meine Bude mit den Worten wies: „Diese Giftbuden, die jetzt hier in Hamburg eingerichtet werden, sind nur dazu da, um die Menschen zu verdummen, dazu werden sie von den Großen eingerichtet.“ Was half's, ich mußte stille halten, bis er am Ende war und die Versammlung auseinander ging. Der Herr aber öffnete mir auch die Thür zu diesem nächsten Nachbarn, und ich wurde bald ganz gut Freund mit ihm. Als ich ihm dann später eine Bibel schenkte, wurde er sogar ganz gerührt. — Sehr störend war es, wenn während der Bibelstunde allerlei auf das Wort Gottes Bezügliche unter meinen Fenstern gerufen wurde. Einmal wurde ein Fenster eingeworfen, daß die Glasscherben unter die Zuhörer flogen. — Ein ander mal saß eine Anzahl Betrunkener unter den Hörern. Als ich etwa zehn Minuten gesprochen hatte, standen sie auf und gingen davon, hinterließen aber einen ekelhaften Branntweindunst. Was mir dabei verwunderlich war, war, daß diese Art Leute, die doch keine gläubige Christen waren, sich nicht abhalten ließen, immer wieder zu kommen. Im August des Jahres 1849 mußte ich mich schon nach einem größeren Lokal umsehen, weil meine Stube nicht alle, die kamen, mehr zu fassen vermochte. Auch die Sonntagsschule schwoll mehr und mehr an.

Doch um wieder auf die beiden unter mir wohnenden Eckensteher zu kommen, ging meine Arbeit für diese dahin, daß ihre Ehen eingesegnet, und die ungetauften Kinder zur Taufe gebracht wurden. Es sei hier gleich bemerkt, daß ich es von jeher, wenn ich ungetaufte Kinder gefunden, festgehalten habe, dahin zu arbeiten, die Eltern zu bewegen, ihre Kinder zur Taufe zu bringen. Darum habe ich den Eltern nie gesagt: „Laßt eure Kinder taufen,“ sondern ich frage: „Warum habt ihr eure Kinder nicht taufen lassen?“ Dann müssen sie sich ja darüber aussprechen. Da ist es denn entweder Gleichgiltigkeit gegen das Sakrament, oder es ist Nachlässigkeit, oder der Mann, weil er gottlos ist, will es nicht, oder es sind auch beide Sakramentsverächter. Dann rede ich ihnen ins Gewissen, sage den Eltern, daß sie die Verantwortung tragen 2c. Wir müssen doch irgend eine Garantie für die Taufgnade, die in das Kind gelegt wird, haben, und die ist, wenn auch sehr schwach,

nur da, wo die Kinder von den Eltern gebracht werden; obgleich die völlige Garantie ja nur von Eltern, die im lebendigen Glauben stehen, gegeben werden kann. — Von den beiden Eckenstehern starb der eine vor der Einsegnung seiner Ehe, das andere Paar wurde getraut und die Kinder getauft. . . .

Das war mein erster Eingang in die Hamburger Stadtmission.

Man kann eine Stadtmission im weiteren und im engeren Sinn unterscheiden. Im weiteren Sinn umfaßt sie die gesamte Missionsarbeit, welche von irgend welchen Vereinen, Anstalten, Persönlichkeiten innerhalb einer Stadt getrieben wird. Wo dieser Begriff der Sache herrscht, da werden die verschiedenen arbeitenden Kräfte miteinander Fühlung suchen, d. h. sie werden sich nicht der Leitung der Stadtmission unterstellen, aber doch so viel als möglich Hand in Hand arbeiten und diesem Wunsch und Gedanken auch durch praktische Maßnahmen und gemeinsame Beratungen Ausdruck verleihen. Wo ein Vereinshaus besteht, kann es für diese Bestrebungen den lokalen Mittelpunkt abgeben, indem die verschiedenen Komitees, Vereine 2c. hier ihre besonderen und gemeinsamen Versammlungen abhalten. Solch ein Vereinshaus pflegt einen Saal und kleinere Zimmer, sowie die Wohnung des Vereinsgeistlichen zu umfassen. — Im engeren Sinn nennt man nur die Arbeit der Stadtmissionare und ihres theologischen Leiters Stadtmission.

Von dem Tageslauf und der Arbeit eines Stadtmissionars entwirft ein erfahrener Stadtmissionsdirektor folgendes Bild: In den Morgenstunden hält sich der Stadtmissionar in seiner Wohnung. Seine Arbeit und sein Name ist schon so weit bekannt, daß selten ein Morgen vergeht, an dem er nicht Besuche empfängt. Männer und Frauen kommen in mancherlei Anliegen zu ihm. Eltern, die ums Heil ihrer Kinder, und Kinder, die um ihre Eltern besorgt sind, begehren seinen Rat. Da giebt's zu trösten, zu mahnen, zu bitten. Zwischen 9 und 11 Uhr geht er aus. Er geht in die Wohnungen der Armen, von ihnen selbst gerufen oder von Wohlthätern hingewiesen. Er geht in die Wohnungen der Reichen, um Kunde von den Armen zu bringen und Hilfe für die gefundene Not zu suchen. Was sieht er für Elend in den Wohnungen der Armen! Die Höfe und Gänge der engen Straßen bergen in ihren Sälen und Kellerwohnungen unglaubliche Verkommenheit und wüstes Sündentreiben. Er findet Wohnstätten ohne Licht und Wärme, ohne Sonne und Luft, dazu so beschränkt, so übereinander und durcheinander gebaut, daß darin eine gesunde Familien- und Kinderzucht nicht denkbar ist. Ein Wunder ist es zu nennen, wenn manche Familie in solcher Wohnung noch den Schmuck der Sauberkeit und Ordnung zu bewahren weiß; wer aber zählt die Hunderte der armen Familien, die in Schmutz und ekelerregender Liederlichkeit dahin leben. Oft sucht der Blick des Besuchenden vergebens auch das nötigste Mobiliar. Daß für Mann und Frau und sechs Kinder nur eine Lagerstätte

vorhanden ist, die den Namen eines Bettes nicht verdient, ist nichts Unerhörtes. An den Wänden hängen neben den Portraits moderner Freiheitshelden oft die sittenlosesten Bilder, die vielleicht auch noch als Hochzeitsgeschenke guter Freunde hoch in Ehren gehalten werden. Als der größte Feind der Ordnung und des Familienglücks ist immer wieder der Branntwein zu erkennen. In den zahllosen Schenken herrscht der furchtbare Gesell des Branntweins, das Spiel, welches den sauer verdienten Wochenlohn nur zu oft in einer einzigen Stunde verschlingt. Daraus folgen dann zerrüttete Ehen, Unfriede zwischen Mann und Weib und zwischen Kindern und Eltern.

Was für Scenen führt uns der Stadtmissionar aus zerrütteten Ehen vor! Da steht ein trunkner Mann mit dem geladenen Bürgergewehr vor dem Bett der Frau, voll Zorn, daß er, mitten in der Nacht heimkehrend, das erwartete Abendbrot nicht bereit findet. Hier zwingt ein anderer im trunkenen Frevelmut seine eigenen Kinder zum Singen schmutziger Lieder und mißhandelt die an der Schwindsucht dem Tode nahe Frau, weil sie nicht mit einstimmen will. Als Lohn für solche Erziehung muß der Rabenvater dann, als er nüchtern ist, seine eben konfirmierte Tochter am Tage der ersten Kommunion betrunken ins Haus tragen sehen. Und nun gar jener Ehemann, der, nachdem er alles durchgebracht, vor den Augen der Frau den Trauring höhnend in das Wasser wirft und sich dann bei einem Krugwirt einmietet, um hinfort bequemer dem Laster dienen zu können. Dem weinenden Knaben, der ihm die Bitte der Mutter bringt, er möge doch wieder zu ihnen kommen, giebt er die Antwort an die Mutter zurück: wenn sie tot sei, dann wolle er wieder kommen.

Sage niemand, dergleichen Vorgänge seien nur selten! Wer die tiefste Not des Volkes kennt, weiß, daß das noch nicht die schlimmsten Dinge der Art sind. Wenn erst der Branntwein das lebenslange Getränk auch der Frau geworden ist und beide Ehegatten unter den schreienden Kindern sich zanken und schlagen, ja, wenn die Kinder erst Partei ergreifen, und mit zur Unterdrückung und Mißhandlung des Vaters oder der Mutter helfen, — dann ist wohl das Gegenbild des Familienlebens, wie es sein soll, erreicht, und die Menschen, welche vom Schöpfer so nahe zusammengestellt sind, um sich zur Seligkeit und zu allem Guten zu helfen, machen sich das Leben hier auf Erden schon zur Hölle. In zwei Jahren hat der Stadtmissionar 118 so zerrüttete Ehen kennen gelernt. Beide Teile von ihren Sünden zu heilen, gelingt nur selten. Viel ist schon erreicht, wenn der leidende Teil zur Erkenntnis seiner Schuld gebracht wird und zum stillen Dulden um Gottes willen sich mahnen läßt.

Ein anderes, noch wüsteres Arbeitsfeld der Stadtmission sind die zahlreichen wilden Ehen, wo Mann und Weib ohne Trauung und ohne Gottes Segen ein Leben voll Fluch und Schande führen. Nur wenig anständige Leute haben eine Vorstellung von der Schamlosigkeit, der man in jenen Verhältnissen begegnet. Man höre nur einmal eine solche Mutter mit der in gleichem Verhältnis lebenden erwachsenen Tochter sich streiten, und es bleibt zur Charakterisierung dieser wilden Ehen nichts hinzuzufügen. Von 112 wilden Ehen waren in den zwei Jahren, die der Bericht umfaßt, nur 19 in rechtmäßige zu verwandeln gewesen. So schwer ist es, die Sünde in dieser Gestalt zu überwinden.

Neben dem Branntwein und der Unkeuschheit sind es die Vergnügungs-

sucht und der Luxus, sowie die mit ihnen Hand in Hand gehende Arbeitsscheu und Faulheit, welche das Familienleben zerrütten und verwüsten. Wo die Vergnügungssucht zur Herrschaft gekommen ist, da weicht die Genügsamkeit und die Lust zur Arbeit. Den einmal geschmeckten Genüssen aber will man nicht entsagen, und so bleibt außer dem Diebstahl nichts anderes, als das Betteln übrig. So hat dann auch das professionsmäßige, als Nahrungszweig betriebene Betteln mit Bettelbriefen und Subskriptionsbogen in großen Städten sich förmlich kunstgerecht zu einer Art von Industrie entwickelt. Diesem Bettelunwesen kann allein durch eine regelrechte, ununterbrochene und persönliche Armenpflege gesteuert werden, wie sie nur mit Hilfe von Stadtmissionaren geübt werden kann.

Von wesentlicher Bedeutung für die Stadtmission ist die Erbauung neuer Kirchen, die Anstellung von Pastoren, die Gründung und Abzweigung von Gemeinden und Seelsorgebezirken. Zwar wird dadurch nicht — wenigstens zunächst nicht — die Notwendigkeit, Stadtmission zu treiben, aufhören. Sie wird eher vermehrt werden insofern als die Schäden, noch mehr ans Licht gezogen, auch um so dringlicher zur Abhilfe auffordern. Aber je mehr die Kirchengemeinden zerteilt, die Gottesdienststätten und die persönlichen Kräfte gemehrt werden, desto mehr Hoffnung auf Bewältigung der Arbeit ist auch für die Stadtmission vorhanden. Je mehr Mittelpunkte geistlichen Lebens geschaffen werden, desto leichter übersehbare Kreise sind von da aus zu versorgen, desto gründlicher und eingehender kann die Arbeit gethan werden. Es ist deshalb nicht hoch genug anzuschlagen, daß die hierauf gehenden Bemühungen sich neuerdings sehr mehren. Namentlich hat der Evangelisch-kirchliche Hilfsverein nach den landesmütterlichen Weisungen unserer Kaiserin, welche für alles, was dem kirchlichen, sittlichen und materiellen Wohl des Volkes dient, das wärmste Herz hat und die thätigste Liebe entfaltet, direkt und indirekt viel für diese Zwecke sowohl in Berlin als auswärts gethan. Derselbe ist 1888 gegründet worden und hat namentlich der Pflege des innerkirchlichen Lebens durch Unterstützung der Stadtmission, Gemeindediakonie &c. sich zugewendet.

Die sogenannte Laienpredigt verbindet sich auch am besten mit der Stadtmission. Wir sehen hier ab von den Erbauungsversammlungen, welche unter dem Namen von „Stunden“ z. B. in Württemberg einen festen, wenngleich nicht offiziellen Platz im kirchlichen Leben einnehmen. Für uns handelt es sich um die Wortverkündigung an solche, welche allem religiösen und kirchlichen Leben entfremdet sind. Ihnen hat man versucht durch umherreisende Prediger nahe zu kommen. Die Erfahrung zeigt, daß

damit gerade jene Kreise kaum erreicht werden, daß die Gefahr der Sektiererei und des Separatismus heraufbeschworen wird, und daß endlich auch für die Prediger selbst bei dem steten Umherreisen mancherlei Gefahren drohen. Viel richtiger ist's, wenn man Männer hat, die dafür mit besonderen Gaben ausgestattet sind, dieselben von Vereinswegen fest zu stationieren und ihnen im Anschluß an anderweitige größere Thätigkeiten ihre Sonderaufgabe zuzuweisen. Dann geht alles mit mehr Ordnung vor sich und im Anschluß an die Kirche, von deren Lehre der Betreffende nicht abweichen darf; es ist mehr Garantie und Möglichkeit vorhanden, daß die durchs Wort Erweckten und Angefaßten auch weiter gefördert und gepflegt werden, und die Prediger selbst genießen die Wohlthat eines bindenden Berufs. — Außerdem halten auch Stadtmissionare vielfach in kleinem Kreis Bibelstunden und Vorträge im Anschluß an ihre sonstige Arbeit.

f) Gemeindepflege. Was die Stadtmission als Arbeitsfeld für die männlichen Kräfte in der Inneren Mission, das ist die Gemeindepflege für die weiblichen. Und wie in jener meist Diakonen aus den Brüderanstalten angestellt sind, so in dieser Diakonissen aus den Schwesternhäusern. Ähnlichkeit und Verschiedenheit der Arbeit ergiebt sich hieraus von selbst. Den Diakonissen ist z. B. wie allen Frauen nach des Apostels Weisung der Dienst am Wort verwehrt (1. Kor. 14, 4 f.). Deshalb bleibt ihnen aber ein nicht minder großes Arbeitsfeld, auf welchem der Weiber Wandel ohne Wort (1. Petri 3, 1) eine sehr wirksame Sprache führt. — Gemeindepflege könnte dem Wortlaut nach jede Thätigkeit bezeichnen, wodurch die Gemeinde gepflegt wird. Thatsächlich aber ist es Bezeichnung der Pflegearbeit von Diakonissen, welche ihrem korrekten Begriff nach von der Kirchgemeinde angestellt sind, um zunächst die Kranken oder sonst irgendwie Bedürftigen der Kirchgemeinde zu pflegen. Dabei macht reich und arm keinen Unterschied, nur etwa den, daß die Armen den Wohlhabenden bei gleicher Not vorgehn. Auch auf Nichtangehörige der Kirchgemeinde und Fremdgläubige erstreckt sich die Thätigkeit, wenn irgend die Kraft reicht. Und wo die Kirchgemeinde sich noch nicht zu solcher Thätigkeit aufgerafft hat, da sind es vielfach die bürgerlichen Obrigkeiten (Magistrate) oder Frauenvereine (auch „vaterländische Frauenvereine"), welche in die Lücke getreten sind und Schwestern zu diesem Zweck angestellt haben. — Gemeindepflege ist die älteste

Form der weiblichen Diakonie (Röm. 16, 1). — Zur Einführung der Gemeindediakonie auf dem Lande hat man schon verschiedene Versuche gemacht, die auch hier und da gelungen sein mögen. Indessen ist das in der Mehrzahl der Fälle anwendbare Verfahren noch nicht gefunden.

Der geborene Leiter der Gemeindepflege ist der Pastor resp. der Kirchenvorstand. Hat jedoch eine andere Körperschaft, etwa der Magistrat oder ein Frauenverein, die Schwestern angestellt, so beansprucht dieselbe mit Recht die Leitung der Sache. Indessen kann sich diese Leitung nur auf die größeren Angelegenheiten beziehen. Im einzelnen arbeiten die Schwestern selbständig. Wie ihrem Vorstand, so sind sie natürlich ihrem Mutterhaus, dessen Angehörige sie auch auf auswärtigem Arbeitsfeld bleiben, für ihr Thun und Lassen, sowie in pekuniärer Beziehung Rechenschaft schuldig. Der Regel nach werden zwei und mehr Schwestern an einem Ort angestellt, die ihre eigene Wohnung mit selbständigem Haushalt haben und in derselben in besonderem Raum allerlei Geräte und Vorräte, wie sie zur Krankenpflege oder zur Unterstützung der Armen mit Kleidern 2c. notwendig sind. Von mildthätigen Gemeindegliedern erbitten sie sich Essenportionen, Kleidungsstücke, Bettwerk, Krämerwaren, Brot, Fleisch 2c., wie es für ihre Pflegebefohlenen nötig ist.

In den meisten Fällen ist die Krankenpflege der Mittelpunkt und die Hauptarbeit der Gemeindepflege. In diesem Fall ist es die Aufgabe der Schwester, in Einvernehmen mit dem Arzt und nach dessen Anordnung alles zur Pflege Nötige auszuführen. Selbstmedizinieren und Anwenden anderer Mittel, als der Arzt verordnet hat, ist ihr verboten. Sie verrichtet alle Arbeit, welche für die Kranken zu thun ist, und greift außerdem im Hausstand und bei der Pflege der etwa vorhandenen Kinder mit an, so weit nötig und möglich. Da aber die Hilfe der Schwester in vielen Fällen begehrt wird, so kann sie sich nur in der alleräußersten Not einer Familie allein widmen. Sie sucht vielmehr Glieder der Familie, Bekannte und Nachbarn oder auch sonstige ihr zur Verfügung stehende freiwillige oder auch bezahlte Hilfen in Thätigkeit zu setzen, weist sie an, hilft ihnen, damit alles geht, wie es soll; während sie selbst weiter eilt und in einer anderen Familie ähnliche Hilfe leistet. Also nicht, um es sich bequem zu machen, sondern um ihre Hilfe zu vervielfältigen, handelt sie, wie eben

angegeben. Auch eine gewisse Erziehung muß sie je nach Umständen den Pfleglingen zu teil werden lassen; namentlich aber sie auf den rechten Arzt und Helfer, Jesum Christum, hinweisen. Dies vor allem durch ihren Wandel, gegebenenfalls aber auch durch ein schlichtes Wort. Wo es angebracht ist, soll sie den Kranken vorlesen und mit ihnen beten in aller Einfachheit und Lauterkeit.

Häufig ist auch die Kleinkinderschule der Mittelpunkt der Gemeindepflege. Bei solcher Einrichtung fällt die Hauptthätigkeit auf die Erziehung der Jugend, sonderlich der weiblichen. In der Krankenpflege kann die Schwester dann nur in Ausnahmefällen und aushilfsweise thätig sein, wenn unterdessen für Stunden oder Tage ihre Schule anderweitig versorgt ist.

An beide Arbeiten, die Krankenpflege oder die Kleinkinderschule, schließen sich aber Nebenarbeiten an, z. B. Helferdienst in der Sonntagsschule, Jungfrauenverein, Näh-, Flick- und Strickschule, Sorge für die Konfirmandinnen oder einzelne besonders gefährdete weibliche Gemeindeglieder ꝛc.

Um ein Bild der Arbeit einer in der Krankenpflege thätigen Gemeindeschwester zu geben, berichten wir nach den aus dem Leben entnommenen Beispielen eines bestimmten Diakonissenhauses den Verlauf eines Vormittags. Die betreffende Gemeindepflegestation hat drei Schwestern. In der Frühe haben Schwester E. und Schwester A. ihre Wohnung verlassen, und erstere tritt nach kurzem Gang durch eine nur leicht angelehnte Thür in ein unscheinbares Haus, steigt sicheren Schrittes die knarrenden Stufen zum zweiten Stockwerk hinauf, und — in dem fast noch nächtlichen Dunkel doch wie zu Hause — findet sie, ohne zu fehlen, die Thür, und steht, dieselbe leise öffnend und hinter sich schließend, mit einem „Grüß Gott“ einen Augenblick später vor dem Schmerzenslager einer schwer heimgesuchten, von Gicht fast zusammengezogenen Witwe in den sechziger Jahren. Obgleich diese allein lebt, bedarf sie doch nur weniger Pflege; darum ist es stets nur der erste und letzte Gang am Tage, welcher der „Frau T.“ gilt, während deren Mittagstisch aus der „Schwesternküche“ versorgt wird, die wir noch weiter unten werden kennen lernen.

Jetzt nun ist der Schwester erstes Bemühen um den bescheidenen Ofen: von dem kleinen, stets auch nur auf dem Wege zugeteilter „Kohlenmarken“ erneuten Bestande wird das Feuer in Gang gebracht, ein Topf Wasser und ein dergleichen kleinerer mit auf dem Wege nach hier gekaufter frischer Milch darauf gesetzt, und nun erst gilt der Kranken selbst der Schwester Sorge. Vorsichtig, um möglichst wenig Schmerzen zu bereiten, wird sie aus dem Bett gehoben, auf den Stuhl daneben, den einzigen in der ganzen Wohnung, gesetzt, sorglich zugedeckt, und das ärmliche Lager frisch bereitet. Mit dem inzwischen lau gewordenen Wasser wäscht ihr Schwester E. Gesicht und Hände, und ist eben nur mit diesen und anderen Handreichungen fertig, als die aufkochende Milch nach ihr verlangt. Schnell entnimmt sie der Tasche

eine Büchse, thut aus derselben einen reichlichen Löffel Kakaomehl zur Milch, quirlt beides tüchtig durcheinander, legt ein mitgebrachtes Brötchen von gestern dazu, beides auf einen Schemel neben dem Stuhle der Kranken, und setzt sich selber zu dieser auf den Rand des Bettes.

Alles dieses ist unserer Kranken nichts Neues. So oder dem ähnlich vollzieht sich jeden Morgen seit Halbjahresfrist die Arbeit vor ihren Augen, und doch folgen diese jeden Tag so neugierig jeder Bewegung der Schwester, als sähe sie diese zum erstenmal. In dem matten Auge und dem Blicke nach der Schwester, jetzt an ihrer Seite, liegt aber mehr als Neugierde, liegt ein unaussprechlicher Dank, zunächst wohl gegen ihre Pflegerin. Diese hat, wie täglich, wenn die Arbeit bis hierher gediehen ist, still die Hände gefaltet, und auch die Kranke legt die ihrigen — dieselben zu falten ist sie nicht mehr fähig — ineinander, spricht mit Inbrunst den Morgensegen und das Dankgebet der Schwester nach, und erhält aus deren Händen löffelweise das kräftige und wohlschmeckende Morgenmahl. Als darauf die Kranke wie ein Kind sanft in das frisch bereitete Bett zurückgelegt wird, da ist ihr so wohl, wenn auch oft nur auf einige Augenblicke, daß ihr Abschiedsblick und -Gruß, „Gott lohn's, Schwester E.!“ genau so treu gemeint ist, wie der Schwester „Behüt' Sie Gott, Frau T.!“

Mittlerweile ist es hell geworden auf der Straße. In die nächste Seitengasse einbiegend, folgen wir der Schwester E. durch die niedere Eingangsthür eines Hauses, dieses mal jedoch nicht die Treppen aufwärts, sondern einige Stufen abwärts, in der Richtung helltönender Kinderstimmen. In dumpfiger, wenn auch großer Stube zu ebener Erde harrt unserer Führerin eine tobende Kinderschar, die sämtlich, das fünfte von wenigen Tagen in den Armen der Wöchnerin ungerechnet, der Fürsorge der Mutter zeitweise entbehren Wohl ist hier die Not in ihrer krassesten Gestalt nicht heimisch, denn der Ernährer lebt noch und ist im Augenblick in der nahen Fabrik thätig, doch, will er den Verdienst nicht missen, so müssen es andere Hände sein, welche die den seinigen ungewohnte Pflege von Frau und Kindern übernehmen.

Eine solche, gleich über eine ganze zahlreiche Familie sich erstreckende Thätigkeit ist in unserem Vereine für Gemeindepflege keine Seltenheit; sie entspringt eben unmittelbar dem in unseren Statuten an die Spitze gestellten Vereinszwecke, „arme Kranke in ihren Familien zu pflegen;“ es soll mit der Erkrankung des Vaters oder der Mutter das Familienleben, etwa durch Unterbringung des erkrankten Teiles im Stadtkrankenhause oder sonstwo, nicht sofort gelöst sein, vielmehr durch Eintreten einer christlichen Pflegerin möglichst lange ungestört erhalten bleiben. Freilich gilt es da oftmals für unsere Gemeindeschwestern neben dem Dienste an der oder an den Kranken auch den am Hause und an den Kindern zu übernehmen. Gerade an solchen Stellen, so viel Arbeit sie auch erfordern, treten unsere Schwestern aber besonders gern ein, denn in dem schnell gewonnenen Vertrauen und der Liebe der Jugend finden sie einen reichen Lohn.

So war es auch in diesem Hause. Jubelnd, wenn auch noch in möglichst ursprünglicher Toilette, empfängt die kleine Schar die ihnen wohlbekannte, und, schon weil nie mit leeren Händen kommend, so gern gesehene Schwester und murrt nicht, wenn sie, beiseite geschoben, diese zunächst auf das

Bett der Mutter zuschreiten und um diese sich beschäftigen sieht. Erst nachdem hier das Allernötigste besorgt, kommt die kleine Vierzahl an die Reihe, macht, vom Jüngsten angehoben, mit Wasser und Kamm genaue Bekanntschaft und gewinnt unter dem Einfluß beider sichtlich, im Äußeren sowohl wie an innerem Behagen. Lüsternen Auges verfolgen sie nun die Schritte und weiteren Hantierungen der Schwester, die sich jetzt, mit den Örtlichkeiten und so ziemlich auch mit den kleinen Vorräten des Hauses genau bekannt, anschickt, das Frühmahl zu bereiten und, sobald es fertig, auszuteilen. Nachdem das Älteste mit einem gewissen, andächtigen Stolze das liebe „Komm, Herr Jesu 2c." gesprochen, verzehrt jedes sein Teil, das Kleinste der vier auf dem Schoße der Schwester, und von dieser ihm gereicht.

Das Gesicht nicht einen Augenblick abgewendet von dem eben beschriebenen, stets wechselnden, doch immer gleich lieblichen Bilde, hat die Mutter leuchtenden Auges und vor Freude klopfenden Herzens den Vorgängen um sie her während länger als einer Stunde zugeschaut. Den Säugling fester an ihr Herz drückend und die Hände zu stummem Dankgebet gefaltet, hat sie ganz vergessen, daß der wesentlichste Teil der Fürsorge für sie selbst noch im Rückstande ist. Hierzu schreitet jetzt Schwester E., und erst, nachdem die kranke Wöchnerin und ihr Kind in jeder Beziehung versorgt sind, schickt sie sich nach herzlichem Abschied zum Weggehen an, nicht ohne daß das kleine Viergespann mit ernsthaftestem Gesicht versprochen hätte, zur Schonung der lieben Mutter sich recht ruhig zu verhalten.

Nur so „im Vorbeigehen" eilen wir mit Schwester E. die drei Treppen eines nahen Hauses hinauf, zur Witwe E., herzkrank und unheilbar, daher aus dem Krankenhause zurückgewiesen. Kinderlos, hat sie — selbst schon sehr elend — vor knapp Jahresfrist ihren alten Mann verloren. An seinem Krankenlager lernte sie unsere Schwestern kennen und — lieben. Sie lernte dabei auch ihren Heiland kennen, und mehr zur Bereitung der Seele, als zur Pflege des Leibes, welche letztere treue Nachbarinnen in der Hauptsache vermitteln, erhält sie täglich den Besuch mindestens einer der auch sie wiederum herzlich liebenden Schwestern, mit denen zu beten, oder von denen eines unserer schönen Lieder vorlesen zu hören, der müden Erdenpilgerin höchste Freude ist. Schon mehrfach ward ihr an ihrem Krankenlager der Tisch des Herrn bereitet; doch der Herr hat sie wohl noch nicht reif befunden für sein Himmelreich und läßt sie noch warten und sich sehnen.

Von solchen Stätten strömt für unsere Schwestern die oft recht notwendige Stärkung des Geistes und der Seele aus. Selbst das hilfbereiteste Gemüt will unter Menschen auch einmal etwas anderes als Elend sehen, Elend des Leibes und der Seele. Nicht das Glück allein stumpft ab, auch der Jammer; für solchen das rechte Empfinden zu bewahren, dazu gehören Weihestunden gleich denen am Krankenlager der E.

Und unserer Schwester E. ist diese Stärkung zu gönnen, Stärkung zunächst des Körpers, denn ihr nunmehriger Weg ist weit, es geht bis fast ans Ende der L. Straße, und dazu hat sich jetzt ein böses Wetter aufgemacht, so recht novemberhaft mit Sturm, Regen und Schnee, und Schutz auf diesem Wege giebt es nicht. Schlimmer aber als dies ist die Bangigkeit des Herzens,

die unsere Schwester beschleicht, je näher sie ihrem Ziele kommt; denn sie weiß, was ihrer in jenem Hintergebäude harrt, das da seitwärts durch die entlaubten Äste der Akazien blickt. Dort ist nicht allein schweres körperliches Leiden, dort gilt es — gebe Gott! — auch Heilung tiefen Seelenschadens.

Dort in der Ecke eines wenig reinlichen Zimmers auf ärmlichem Lager, fast nur von Stroh, liegt bleich und abgezehrt eine Frau, anscheinend am Ende der Vierziger. Ein unheimliches, schreckliches Krebsleiden ruft seit langen Wochen unsere Schwestern täglich an diese Stelle. Wohl möchte ihre Liebe entbehrlich scheinen, denn was nicht Arztes Sache ist, könnten die beiden einzigen Kinder, erwachsene Mädchen von 18 und 20 Jahren, leisten, die, gesund, kräftig und nicht häßlich, dort hinter dem trüben Fenster kaum ernstlich beschäftigt sitzen, und der Vater, ein Handarbeiter, der in der Vollkraft seiner Jahre steht. Doch dieser ist seit etwa 14 Tagen durch dickgeschwollene Füße — Folgen übermäßiger, in rot und blau gedunsenem Gesicht mit wässrigen Augen sich wiederspiegelnder Trunksucht — an jenes zerlumpte Sofa gefesselt; und die Töchter? — von der zu weichen Mutter in ihrer Jugend vielleicht nicht streng genug zur Arbeit angehalten, haben sie sich der Trägheit und, infolge der Trägheit, der Sünde ergeben. Die Umarmung aber der Sünde ist mächtiger, als das Flehen einer seit Jahren schwer kranken Mutter, zumal wenn dieser der Beistand des Vaters fehlt, dem es gleichgültig ist, ob ihm ehrlicher Erwerb oder die Schande seiner Töchter das Schnapsglas füllt. Und hier hinein, in diesen Schmutz nach außen, Schmutz nach innen, tritt mit uns ein und lerne sie verstehen, die ganze Schwere des Berufs dienender Liebe.

Mit einem flüchtigen Gruß gegen Vater und Töchter, mit einem warmen „Grüß Gott“ für die Schwerkranke steht Schwester E. an deren Lager, jede von ihnen beiden mit stummem Verständnis die Augen in die der andern tauchend. Leise, nur wenige Worte austauschend — Worte des Trostes hier, fester Hoffnung auf baldige Erlösung dort — verbindet Schwester E. die Kranke, bettet sie von neuem, reicht ihr aus ihrem kleinen Vorrat einige Erquickungen, und beide falten dann, unbekümmert um das spöttische Lächeln der Töchter und die rohen Schmerzensflüche des Vaters, ihre Hände zum brünstigen Gebet. Wohl duldet nun auch der Vater stumm die Erneuerung des Verbandes an seinen Füßen durch geschickte Hände, poltert auch mit rauher Stimme ein „Schön Dank“ heraus; doch für jeden Versuch, in die Nacht der Seele hineinzuleuchten, findet die treue Dienerin am Werke christlicher Barmherzigkeit bei Vater und Töchtern heute wie schon so oft nur ein trotziges und verstocktes Herz. Solche Erfahrungen sind die schrecklichsten im Berufe einer Gemeinde-Pflegerin, und Schwester E., nachdem sie noch einen stummen Blick rückwärts auf die Dulderin geworfen — einen Abschiedsblick vielleicht fürs Leben — wird draußen vor dem, was ihr so gewaltig das Herz bewegt, den Regen und den Sturm nicht gewahr.

Auf dem weiten Rückwege durch die Vorstadt gilt es, diesem oder jenem leicht Kranken in kürzerem Besuch hier einen Verband zu erneuern, dort eine Erfrischung zu reichen. Dann, bald nach 12 Uhr, finden wir für gewöhnlich unsere drei Schwestern für ein paar Stunden wiederum beisammen in ihrem friedlichen Heim. Hier hat inzwischen keine Unthätigkeit gewaltet:

während Schwester A., in gleicher Weise wie Schwester C. im Westen, so im Osten der Stadt thätig gewesen ist, hat Schwester M. die auf Nachtwache versäumte Nachtruhe etwas nachgeholt. Dann galt es, in der Küche zu schaffen und den Mittagstisch zu bereiten, nicht für die Schwestern allein, sondern auch für die 12—18 Gäste, die regelmäßig um die Mittagszeit mit Schüsseln und Töpfen kommen, um für ebenso viele Kranke die einfache aber kräftige Kost an Fleisch und Gemüse in Empfang zu nehmen. Es ist dies eine erst seit zwei Jahren eingerichtete, trefflich bewährte Ergänzung der privaten Wohlthätigkeit.

Wohl verfügen wir über eine ganze Reihe auf die verschiedenen Tage der Woche sich verteilende Freitische für Arme aus vermögenderen christlichen Familien. Teils aber schrumpft deren Zahl im Sommer, wo diese Familien auf Zeit die Stadt verlassen, ganz bedeutend zusammen, teils ist die von dort ausgehende Speisung für einige unserer armen Kranken nicht immer die geeignete. Da ist dann unsere „Schwesternküche" ein trefflicher Regulator, damit jeder Kranke erhält, was ihm dienlich ist. Freilich sind die Opfer für diese Einrichtung nicht klein, doch der liebe Herr hat bisher noch immer geholfen, und öfter schon hat ein kleines ländliches Fuhrwerk vor unserer Schwesternwohnung gehalten und uns von einem lieben Freunde außerhalb etwas vom Segen des Feldes gebracht; da ist Jubel und Dank vollauf. Nun sind jene Gäste gekommen und befriedigt, unsere Schwestern sind wieder allein, tauschen, nachdem sie selber ihr Mahl eingenommen und das Dankgebet gesprochen haben, die Erlebnisse des Vormittags aus, verteilen die Aufgabe für den Nachmittag, und fort ziehen sie wieder — in der Regel alle drei zu gleicher und doch immer neuer Arbeit.

Neuerdings hat unsere Kaiserin die Begründung einer ganzen Anzahl trefflich ausgestatteter Pflegestationen in Berlin durch Schwestern aus den größeren Mutterhäusern veranlaßt, um auch in dieser Weise den Notständen der Großstadt zu begegnen.

g) Sonntagsheiligung. Sie besteht, wie uns Luther in der Erklärung des dritten Gebots lehrt, darin, daß man die Predigt und Gottes Wort heilig hält, gern hört und lernt. Das ist aber unmöglich ohne Sonntagsruhe. Zumal für den Gemeindegottesdienst ist sie die unentbehrlichste Grundlage. Also die Frömmigkeit leidet, wo keine Sonntagsruhe ist. Aber auch die Interessen der Gesundheit fordern den Sonntag. Als man z. B. in der französischen Revolution den Feiertag am zehnten statt am siebenten Tag einführte, standen sich alsbald und sichtlich Menschen und Vieh sehr schlecht dabei. Die Volkswirtschaftslehre verlangt ein Gleiches wie die Gesundheitslehre. Bei mangelnder Sonntagsruhe werden die Kräfte zu rasch verzehrt, die Menschen werden zu früh alt und arbeitsunfähig; die Arbeit wird nicht mit Eifer und Aufmerksamkeit, sondern maschinenmäßig gethan. Auch die Sittlich-

keit leidet durch das ewige Hasten. Für das Familienleben ist über all der Arbeitshetze der Sonntagslosigkeit keine Zeit mehr. Man begehrt nach aufregender Abwechslung, weil die Arbeit selbst nur noch Last und keine Freude mehr ist. — Allerdings sind auch die Gefahren nicht gering, wenn man nur Sonntagsruhe aber nicht Sonntagsheiligung pflegt. Da verschlingen leicht die Vergnügungen alles Vergnügen. Also Sonntagsheiligung ist sowohl die Krone als die einzig solide Garantie der rechten Sonntagsruhe.

Der Mißbrauch des Sonntags ist nach Landesart und Volksgewohnheit sehr verschieden. Wenn irgendwo, dann wird hier die Macht der Sitte im Leben des Volks und des Einzelnen offenbar. Alle gesunden Kräfte im Volk müssen zur Erhaltung und Wiedergewinnung des Sonntags zusammenwirken. Gesetz und Sitte müssen einander ergänzen. Über die bloße Sitte setzt sich die Habgier des Ausbeuters leicht hinweg. Wenn der Arbeitgeber dem Arbeiter das bekannte Rechenexempel vorschwindelt, daß man in sieben Tagen mehr arbeiten und also auch mehr verdienen könne, als in sechs Tagen, so ist der Abhängige in vielen Fällen gegen solche Zumutungen sowohl äußerlich wehrlos als innerlich nicht genug gewappnet. Er überlegt nicht, daß jenes System nur für kurze Zeit recht hat, daß aber auf die Dauer alle oben angedeuteten schlimmen Folgen dabei eintreten. Da muß das Gesetz die Abhängigen und die Unverständigen schützen. Aber natürlich reicht das Gesetz allein auch nicht aus. Wenn nicht der gute Wille der Bevölkerung, die Überzeugung von der Heilsamkeit der Sonntagsruhe herrscht, die Sitte nicht dem Gesetz zum Ansehn verhilft, dann giebt's hundert Ausnahmen, Lücken, Umgehungen, Schikanen, Reibungen, welche das Wohlgefühl der durch Gesetz wie Sitte gesicherten Sonntagsruhe nicht aufkommen lassen.

Von Anfang an haben Wichern und seine Freunde für Hebung der Sonntagssitte und Verbesserung der Sonntagsgesetze gewirkt. Von besonderem Verdienst ist aber die Thätigkeit der Schweizer Gesellschaft für Sonntagsheiligung seit 1871 unter ihrem langjährigen Präsidenten, dem Banquier Alexander Lombard († 1887). Mit allen diesen Bemühungen ist wenigstens so viel erreicht, daß die öffentliche Meinung jetzt wohl durchgehends der Sonntagsruhe günstiger gegenüber steht als früher. Auch das Reichsgesetz für Sonntagsruhe von 1892 ist mit als eine Folge dieser Bestrebungen anzusehen.

Wo durch Herstellung der Sonntagsruhe der Wirksamkeit der Kirche für Sonntagsheiligung der Weg gebahnt ist, da hat diese dann aber auch mit voller Kraft einzusetzen. Sie muß freilich schon ohnedem ihr Möglichstes thun. Sie veranstalte am Sonntag mehrere, verschiedenartige, zu den günstigsten Zeiten abzuhaltende Gottesdienste, in denen das Lebensbrot reichlich und wohlzubereitet dargereicht wird. Sie pflege und veredle das außergottesdienstliche Sonntagsleben der Gemeinde durch Abhaltung von Vereinsversammlungen, Veranstaltung von Festen, Darbietung von Lektüre. Je arbeitsvoller der Sonntag des Pastors und seiner Hilfskräfte ist, desto herrlicher wird sich die Feier des Sonntags vonseiten der Gemeinde gestalten.

h) Sonntagsschule (Kindergottesdienst). Sie ist für uns von besonderem Interesse, weil in ihr die Wurzeln unserer Inneren Mission liegen. Als Oberlehrer der Sonntagsschule hat Wichern zuerst die Hand an den Pflug gelegt (vergl. S. 1). Freilich war die frühere Sonntagsschule noch etwas Anderes als unsere jetzigen gleichnamigen Einrichtungen. Sie war in England 1780 entstanden durch den Zeitungsredakteur Robert Raikes zu Gloucester. Er wollte der Verwahrlosung der auf den Straßen sich umhertreibenden Jugend damit wehren, daß er einige Lehrerinnen besoldete, welche die Kinder zwei Stunden im Lesen unterrichten, sie dann in die Kirche begleiten und endlich ihnen eine Katechismusstunde erteilen sollten. Das war gut und nötig in England, wo das Volksschulwesen daniederlag, namentlich kein Schulzwang bestand. Für ähnliche Verhältnisse wurde die Sonntagsschule auch zunächst in Hamburg eingeführt. Sie hat sich aber völlig verwandelt; sie hat das eigentlich Schulmäßige ganz abgestreift, von Lesenlernen ist natürlich keine Rede mehr, die Hilfskräfte dienen alle freiwillig und ohne Entgelt; sie ist ein lediglich religiöses und kirchliches Institut geworden, das nur in einer gewissen Pietät den überkommenen Namen beibehält, in der That aber ein Kindergottesdienst ist, mit der Absicht, den Kindern einen vollen Sonntagssegen zu teil werden zu lassen.

„Mehr Sonntag als Schule" muß deshalb die Losung sein. Es ist bemerkenswert, wie die Kinder den ihnen hier zugedachten Segen und den Sonnenstrahl aus Gottes und freundlicher Menschen Herzen empfinden und sich zur Sonntagsschule drängen. Wie schwer ist die Jugend sonst zu solch ernsthaften Dingen zu haben.

Hier kommen sie gern, wenn die Sache nur einigermaßen richtig angefangen wird. Am meisten Bedenken hat die Bildung kleiner Kindergruppen und deren gleichzeitiger Unterricht in Einem Raum erweckt. Indessen lehrt die Erfahrung — und „probiert geht doch auch hier über studiert" — daß, wenn der Raum nicht zu klein und die Kinderzahl der Gruppen nicht zu groß ist, der Unterricht ganz ohne gegenseitige Störung vor sich geht. Mehr als 10—15 Kinder sollte eigentlich eine Gruppe nicht haben. An den Unterricht darf man nicht den Maßstab pädagogischer und didaktischer Korrektheit legen. Die ist sehr wertvoll und notwendig, wenn der Unterricht Lebensberuf ist und die Schule Ausbildungszwecke verfolgt. Was in der Sonntagsschule geschieht, ist dem Thun der Mutter zu vergleichen, die ihrem Kinderhäuflein biblische Geschichten erzählt. Man verfolgt damit in erster Linie den Zweck gemütvoller und religiöser Anregung.

Nichtsdestoweniger ist eine Vorbereitung der Hilfskräfte nützlich und in gewisser Weise notwendig. Am besten ist es, wenn der Leiter der Sonntagsschule, meist ein Pastor, auch die Vorbereitung hält. Sie hat den Zweck, den betreffenden biblischen Abschnitt dem Helfer wichtig und deutlich zu machen und ihm einige Fingerzeige für die Behandlung vor den Kindern zu geben. Wer in dieser Weise längere Zeit treu sich vorbereitet und vorbereiten läßt, wird großen Segen für seine eigene Schriftkenntnis wie auch für seinen Umgang mit den Kindern davon haben.

Denn in der Sonntagsschule soll das freundliche Verhältnis zwischen Kind und Lehrer oder Lehrerin nur angeknüpft werden. Indem man diese Verbindung pflegt, sonderlich durch Besuche bei besonderen Anlässen (etwa Geburtstag, Krankheit), durch freundliche Teilnahme an des Kindes Ergehen und dem seiner Familie, knüpfen sich gar schöne Bande zwischen den verschiedenen Persönlichkeiten, Schichten und Familien der Gemeinde. Das Gefühl der Gemeinschaft wird dadurch gestärkt und genährt. Und es thut in unserer Zeit doppelt und dreifach not, daß man dasselbe auf alle Weise pflegt.

Ein Bild aus dem amerikanischen Sonntagsschulleben bietet die Chautauqua-Sonntagsschulversammlung, welche seit 1874 nach verschiedenen Richtungen hin von weitgehendem Einfluß gewesen ist.

Chautauqua, das frühere Fairpoint, ein waldreicher Ort, im westlichen Teile des Staates New-York, am See gleichen Namens gelegen, aus mehrfachen Gründen besonders gut für größere Zusammenkünfte geeignet, wurde von Freunden der Sonntagsschulsache angekauft, um gleichsam als Sonntags-

schul-Universität zu dienen, und seitdem findet dort in jedem Sommer eine Lehrversammlung für Sonntagsschularbeiter statt, die drei Wochen lang dauert. Diese hat zunächst Sonntagsschullehrer im Auge, will aber auch jedem Christen den Weg zu erweiterten Kenntnissen eröffnen, so daß jeder, welchen Alters, Geschlechtes und Berufes er sei, zur Teilnahme willkommen ist.

In den Villen und Hotels des Ortes, die früher für die Aufnahme von Sommergästen dienten, seitdem jedoch sich sehr vermehrt haben, finden die Tausende von Teilnehmern Unterkunft, die alljährlich von allen Seiten herbeiströmen, um Belehrung und Unterweisung nicht nur in den Wahrheiten der Bibel, sondern auch auf sonstigen Gebieten des Wissens zu empfangen. In den für die Zwecke der Versammlung errichteten Gebäuden findet sich ein Saal für Vorträge, der 3000 Zuhörer faßt, eine Festhalle mit 6000 Sitzplätzen, in der sich eine mächtige Orgel befindet, eine Kinderkirche für die täglich stattfindenden Kindergottesdienste, die Räume für die „Musterschule", die den Kern der ganzen Einrichtung bildet und den Zweck hat, in fünf, nach dem Alter und der geistigen Reife abgeteilten Klassen alt und jung in den Wahrheiten der Bibel zu unterweisen, und zur weiteren Ausbildung solcher zu dienen, die als Eltern und Sonntagsschullehrer andere auf den Weg des Lebens leiten sollen.

Den theoretischen Unterricht sucht man durch allerlei praktische Anschauung zu beleben. So hat man am Ufer des Sees, der zu dem Zweck das mittelländische Meer vertritt, einen „Palästinapark" angelegt, der im kleinen ganz genau die Gestaltung des heiligen Landes in seinen Hügeln und Thälern, mit dem Jordan, dem toten Meer, dem See Genezareth darstellt, so daß jeder gleichsam die Stätten der heiligen Schrift selbst dort betreten kann. Dazu kommt ein großes, vorzügliches Modell der Stadt Jerusalem, der jüdischen Stiftshütte, der ägyptischen Pyramide des Cheops, sowie ein Museum biblischer Altertümer. Dies alles, unterstützt durch Stereoskopbilder von Scenen aus dem heiligen Lande, welche abends vielfach vergrößert auf einem ungeheuren Wandschirm gezeigt werden, dient dazu, einen lebendigen Begriff des orientalischen Lebens zu geben, und um das Verständnis desselben noch mehr zu fördern, halten dazu berufene Männer in orientalischem Kostüm Vorträge über Sitten und Gebräuche der biblischen Länder, die durch lebende Bilder illustriert werden, in denen z. B. eine arabische Schule, eine Hochzeitsfeier, ein Begräbnis rc. zur Darstellung kommen. Auch ist in Chautauqua ein genau nachgebildetes orientalisches Haus, von dessen Dache jeden Nachmittag, mit Ausnahme des Sonntags, der Muezzinruf ertönt, d. h. der Ruf, den die türkischen Priester erschallen lassen, um dem Volk die Gebetsstunde zu verkünden, der aber hier bedeutet, daß der orientalische Lehrer sich anschickt, seine tägliche Vorlesung zu halten.

Außer der geistigen Arbeit und Anregung finden während der Versammlungswochen übrigens auch mancherlei Veranstaltungen statt, die denselben gleichzeitig den Charakter einer Sommerfrische verleihen.

Kann die in so kurzer Zeit gebotene Unterweisung freilich nur bruchstückartig sein, so möchte doch die Chautauqua-Versammlung ihren Teilnehmern so viel Anregung und Anweisung zur Fortbildung mitgeben, daß, wenn die oft verschwendeten Mußestunden auch des geschäftigsten Lebens richtig ange-

wendet werden, doch ein befriedigendes Gesamtergebnis für die Bildung erreicht werden kann.

Mit der Sonntagsschulversammlung in Zusammenhang sind im Laufe der Zeit verschiedene andere Unternehmungen entstanden, von denen wir aus Mangel an Raum nur den Chautauqua-Leseverein nennen, der in mehreren für verschiedene Altersstufen berechneten und mehr oder weniger umfassenden Abteilungen die Volksbildung fördern will. Die außerordentlich zahlreichen Mitglieder aus allen Schichten der Bevölkerung zahlen einen geringen jährlichen Beitrag und verpflichten sich, nach einem von Chautauqua ausgehenden, durch vier Jahre sich erstreckenden Studien- und Leseplan jährlich eine Anzahl vorgeschriebener Bücher aus verschiedenen Wissensgebieten zu lesen und sich über deren Inhalt einer schriftlichen Prüfung zu unterziehen, deren Ergebnis ihnen ein Diplom einträgt.

Die ganze Sache, die in Amerika mancherlei Nachahmung gefunden hat, mutet uns zwar recht fremdartig an, kann aber trotzdem als Beweis dienen, welch wichtigen Platz die Sonntagsschulsache im kirchlichen Leben Nord-Amerikas einnimmt.

i) B i b e l s a c h e. Die erste Bibelanstalt für billigen Druck und weiteste Verbreitung der heiligen Schrift hat 1712 Freiherr von Canstein, der Freund A. H. Franckes, in Halle gegründet. Erst 100 Jahre später trat die Württembergische zu Stuttgart ins Leben. Jetzt giebt's in Deutschland deren 26. Am meisten hat aber für die Verbreitung der Bibel die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft (1804 in London gestiftet) gethan. Sie hat die Bibel in mehr als 300 Sprachen veröffentlicht und seit ihrem Bestehen die kolossale Summe von über 230 Millionen Mark aufgewendet.

Die Entstehung derselben hat ein großes Interesse. Es war im Spätherbst des Jahres 1802, daß in Bala, einem Städtchen in der englischen Provinz Wales, der Methodistenprediger Charles durch die Straßen ging, um einige Gemeindeglieder zu besuchen. Da begegnet ihm ein armes Mädchen, das zu seiner Gemeinde gehörte, und das er in seiner Kirche, wie in der Sonntagsschule, immer mit großer Aufmerksamkeit dasitzen sah. Er fragte das Mädchen, ob es ihm den Text seiner letzten Predigt noch sagen könne. Statt eine schnelle Antwort zu geben, wie er es von ihr gewohnt war, blieb sie diesmal still und schlug die Augen nieder. „Kannst du mir den Text nicht sagen, liebes Kind?“ wiederholte Herr Charles. Das Kind weinte, blieb aber stumm. Endlich sagte es: „Ach, das Wetter war so schlimm, daß ich keine Bibel kriegen konnte, um den Text nochmals zu lesen und zu lernen!“ Der Prediger verstand nicht recht, was sie meinte, und sagte mit einigem Befremden: „Du konntest keine Bibel kriegen? wie meinst du das?“ Darauf erzählte ihm das Mädchen, daß weder seine Eltern, noch seine Verwandten und näheren Freunde hier in der Stadt eine Bibel besäßen, und daß sie deshalb bisher gewohnt gewesen, jede Woche zwei starke Stunden weit über die Berge zu wandern zu Verwandten, die im Besitz einer wälischen Bibel seien, — und da lese sie jedesmal das Kapitel, aus dem der Text entnommen war, und

lerne den letzteren auswendig. Aber in dieser Woche sei das Wetter so kalt und stürmisch gewesen, daß sie nicht habe gehen können. Der Prediger konnte vor Bewegung kein Wort sagen, gab dem Kind die Hand und ging seines Weges. Also ein Kind seiner Gemeinde fand weder bei seinen Eltern noch bei seinen Freunden in der Stadt eine Bibel und mußte zwei Stunden über die Berge wandern, um eine zu finden. Dieser Gedanke ließ dem treuen Prediger keine Ruhe mehr. Er erkundigte sich weiter, wie es mit dem Mangel an Bibeln in seiner Gemeinde und in den anderen Gegenden der Provinz stehe, und fand zu seinem tiefen Schmerze, daß dieser Mangel über alle Vorstellung groß sei. Das Beklagenswerteste aber war, daß nirgends mehr Bibeln in wälischer Sprache zu kaufen waren. Einer seiner Freunde schrieb ihm voll Wehmut: „Giebt es auch eine Armut gleich der Armut dieses Volkes, das das Wort seines Gottes nicht haben kann?“ Charles machte sich im Dezember nach London auf den Weg, um auf irgend eine Weise Bibeln für sein armes Volk zu erhalten. Er suchte einen Freund auf und schüttete ihm sein Herz aus. Gott hatte ihn zu dem rechten Mann geführt; er war eines der Komiteemitglieder der Traktatgesellschaft. „Kommen Sie morgen mit mir in die Sitzung unseres Vereins,“ sagte dieser, „da finden Sie unsere Freunde beisammen, die vielleicht Rat in der Sache wissen.“ Charles trug sein Anliegen vor. Es war eine ernste, unvergeßliche Stunde. Daß etwas gethan werden müsse, das war allen klar und gewiß. Es wurde vorgeschlagen, man solle sogleich eine Gesellschaft gründen zur Verbreitung der Bibel in Wales. Da erhob sich der Prediger Hughes und rief: „Wenn für Wales, warum nicht auch für das ganze Land und für die ganze Welt?“ — Das war der Augenblick, da das Senfkorn in die Erde fiel, aus dem die große Bibelgesellschaft erwachsen sollte. Es war damit der Gedanke ausgesprochen, den schon Luther mit den Worten ausgedrückt hatte: „Dieses Buch muß aller Menschen Zungen, Hände, Augen, Ohren und Herzen erfüllen.“ Aber man ging überlegt und besonnen vor. Erst am 7. März 1804 ist der eigentliche Gründungstag der Gesellschaft. Eine Verbindung von Kühnheit mit Weisheit, Eifer mit Vorsicht charakterisiert die echten Unternehmungen der christlichen Liebe.

Das Hauptwerk der Bibelgesellschaften ist der Natur der Sache nach die Verbreitung der heiligen Schrift. Jedem soll das Wort nahe gebracht werden, damit er keine Entschuldigung hat. Die Verbreitung geschieht durch den Buchhandel — allein der Buchhändler muß an der Bibel, wie an anderen Büchern verdienen, giebt sie also nicht zum Einkaufspreis ab. So ist der bessere Weg der durch freiwillige Agenten. Ein Pastor, Lehrer oder sonst ein Freund der Sache läßt sich von der Bibelgesellschaft seines Landes eine Anzahl Exemplare in Kommission geben und sendet am Ende des Jahres den Betrag der verkauften Exemplare an die Gesellschaft ein. Bald verbreitet sich die Kunde unter jung und alt, daß da und da im Bedarfsfall Bibeln billig zu haben seien. Eine einfachere Weise etwas für die Verbreitung des Wortes

Gottes zu thun, kann's gar nicht geben. — Außerdem wird die Bibel auch durch Kolporteure verbreitet.

Das Bibelverständnis zu wecken, müssen die Bibelgesellschaften in erster Linie der Kirche, Schule und Familie überlassen. Hilfsdienste dabei thun auch andere Veranstaltungen der Inneren Mission: Bibelstunden und Bibelbesprechungen in den Vereinen, Verbreitung von Lesezetteln, guten Erklärungsschriften (Auslegungen, biblische Wörterbücher ꝛc.).

k) Schriftenverbreitung. Sie ist wie der verlängerte Arm der Bibelverbreitung. Es handelt sich dabei sowohl um direkt religiöse Schriften, als auch um solche, die auf Grund der christlichen Heilslehre und im Einverständnis mit ihr gesunde Geistesnahrung darbieten, sowohl Poetisches als Belehrendes. Man will durch diese gesunde Kost das Volksleben vor dem Minderwertigen oder gar Schlechten bewahren und echtes geistiges und geistliches Leben pflanzen und pflegen. Dies geschieht auf mannigfache Weise.

Die Sonntagsblätter. Zu den verbreitetsten gehören das Stuttgarter und das Duisburger Sonntagsblatt sowie der Hamburger Nachbar. Sie werden am besten, weil am billigsten, durch freiwillige Agenturen, ähnlich wie oben bei der Bibelverbreitung empfohlen, unter die Leute gebracht. Nur daß die Blätter meist ins Haus getragen werden müssen. Das kann durch ein Kind oder sonst eine nicht voll arbeitsfähige Person geschehen. Predigten werden an Bahnwärter, Droschkenkutscher ꝛc. in ähnlicher Weise verteilt.

Die Traktate. Als Traktate in unserem Sinn sind viele kleine Schriften Luthers zu bezeichnen, durch welche er die Wahrheit des Evangeliums in weiteste Volkskreise hineintrug. Zu den empfehlenswertesten Traktatgesellschaften gehören die Niedersächsische in Hamburg und die Baseler. Denn in ihnen wird auf Sichtung der zu verbreitenden Schriften am sorgfältigsten geachtet, namentlich ist man hier auf der Hut gegen solche von englisch-methodistischer, ungesunder Richtung. Man soll keinen Traktat verteilen, den man nicht selbst gelesen hat, und soll irgend eine persönliche Beziehung zu dem damit Beschenkten haben, so daß man ihn wenigstens einigermaßen kennt und weiß, was ihm zu lesen wohl heilsam wäre.

Volksschriften (im weitesten Sinn) können leihweise durch die Volksbibliothek oder verkaufsweise durch Kolportage verbreitet werden. In ersterer müssen die besten Erzählungen fürs

Volk (von Jeremias Gotthelf, O. Glaubrecht, Caspari, W. O. von Horn, Fries, Frommel &c.) den Grundstock bilden. Daran schließen sich belehrende Schriften: geschichtliche, geographische (Reisebeschreibungen), naturgeschichtliche. Eigentlich religiöse Schriften, namentlich Erbauungsbücher, sind ausgeschlossen. Die soll man sich nicht aus der Leihbibliothek holen, sondern selbst besitzen. Hauptsächlich zu ihrer Verbreitung richtet man Kolportage ein, neuerdings meist in der Form der Kirchspiels- oder Bezirkskolportage. Ein Mann der betreffenden Gemeinde oder des betreffenden Distrikts macht in einer Zeit, wo sein Geschäft ganz oder teilweise ruht, meist vor Weihnachten und vor Ostern, die Runde und bietet in allen Häusern Bibeln, Gesangbücher, Erbauungsbücher, belehrende und erzählende Schriften, sowie Bilder an. Es muß ein zuverlässiger, nicht zu ungewandter Mann sein. Man hat auf diese Weise sehr schöne Resultate erzielt.

Das beliebige Ausstreuen von Traktaten können wir nicht billigen. Doch macht Gott manchmal wieder gut, was Menschen verkehrt angefangen haben. Dafür wird folgendes Beispiel aus der Traktatverbreitung angeführt: Ein Traktat wurde in die ländliche Wohnung von Richard Baxters Vater geworfen. Nicht der Vater, aber Richard Baxter, der Sohn, fand das Schriftchen, las es, und ward dadurch zum Herrn bekehrt. Baxter (ausgezeichneter englischer Prediger 1615—1691) schrieb darauf das herrliche Buch von der „Ruhe der Heiligen,“ und wurde damit vielen zum Segen. Dies Buch las Philipp Doddridge (engl. Prediger, Professor und Schriftsteller 1702—1751) und fand dadurch den Weg zum Herrn. Er schrieb das Buch vom „Anfang und Fortgang des neuen Lebens im Menschen.“ Dies las u. a. der große englische Staatsmann und Befreier der Sklaven, Missions- und Bibelfreund Wilberforce (1759—1833) und ward dadurch ein ernster Christ. Als solcher schrieb er ein köstliches Büchlein von der „Religion im Leben,“ welches das praktische, werkthätige Christentum empfahl. Dies las Chalmers (1780—1847), der große schottische Theologe und Armenfreund, die Säule der freien Kirche Schottlands; Chalmers wurde durch diese Schrift zum Herrn hingeführt, dem er von da an seine großen Geistesgaben widmete . . . Wie ein ins Wasser geworfener Stein immer größere Kreise um sich zieht, so zog also jener eine Traktat immer größere Segenswirkung um sich her.

3. Hilfsarbeit für den Staat.

Wir fassen hier das Wort Staat als Sammelname für alle politischen und bürgerlichen Gewalten und Größen, mögen dieselben nun auf der unteren Stufe als politische Gemeinde, oder auf der mittleren als Kreis oder Provinz, oder auf der oberen als Staat im gewöhnlichen Sinn uns entgegentreten.

Auf dem Gebiet des Staates hat es bis jetzt sich am meisten verwirklicht, daß die Innere Mission überflüssig geworden ist. Die christliche Freithätigkeit thut Pionierdienste, legt die Bedürfnisse klar, schafft die Methoden, bildet die Grundlagen. Dann kommt der Staat, sofern er seine Aufgabe verstanden hat, nicht bloß fürs Recht und die Polizeiordnung zu sorgen, sondern als Kulturstaat auch zur Hebung des geistigen und materiellen Wohlstandes seiner Bürger an seinem Teil mit beizutragen, namentlich ein Schützer der Schwachen, ein Vormund der Unmündigen, ein Helfer der Hilflosen zu sein, und nimmt das Begonnene mit seinen umfassenden Mitteln der Gesetzgebung und der Steuerkraft in die Hand. Das heißen wir sehr willkommen. Wenn sich dann nur auch der Staat der Schranken seines Könnens bewußt bleibt! Mit aller seiner Macht kann er die zur guten Versorgung der betreffenden Pfleglinge nötige Gesinnung des christlichen Glaubens, der Liebe, Hingabe, Treue nicht erzwingen. Er muß deshalb der Kirche Einfluß auf seine Institute verstatten, ja ihre Mitwirkung eifrig suchen und erleichtern und von der Inneren Mission die persönlichen Kräfte sich erbitten zur Ausführung seiner schönen Ziele. Sonst wird an innerem Gehalt eingebüßt, was an äußerem Fortschritt gewonnen ist. Auch im prunkvollsten Krankenhaus können die Kranken von untreuem Personal elend vernachlässigt werden u. s. w. Und so wichtig z. B. im Krieg auch für die Liebesthätigkeit das militärische Kommando ist, ohne die Riesenopfer und persönliche Mitarbeit der „Barmherzigkeit in Civil“ kann man nur wenig leisten. Durch die Abgabe einiger Arbeitsfelder wird die Arbeit der Inneren Mission nicht geringer, sondern verschiebt sich nur, da die frei gewordenen Kräfte alsbald für andere Thätigkeiten Verwendung finden.

a) Gefangenenpflege. Gleich hier zu Anfang ergiebt sich uns, von welcher Bedeutung privater Einfluß auf staatliche Einrichtungen ist und zugleich, in welcher Weise er sich äußern muß: lediglich als Dienst, als Einwirkung durch die Macht der Wahrheit, durch das Recht der guten Sache, aber nicht als Beherrschung und Einmischung. Die Geschichte des Gefängniswesens ist dessen ein lautredender Zeuge. Hier verdankt man gerade die wichtigsten und tiefstgehenden Fortschritte den Anregungen, welche von entschiedenen Christen und von der Inneren Mission ausgingen. Es sind hauptsächlich vier Namen zu nennen. Der Engländer John Howard (1724—1790), ein Mann von ernster Frömmigkeit, zähester Thatkraft und regstem Eifer für die

Besserung der Gefängniszustände. Bei der Nachricht von dem Lissaboner Erdbeben eilt er über das Meer, um nach Kräften Hilfe zu bringen. Das Schiff, auf welchem er die Überfahrt macht, wird von einem französischen Kaper aufgebracht, und nun lernt er als Kriegsgefangener den furchtbaren Zustand der französischen Gefängnisse kennen. Damit ist sein Blick auf das Gefängniselend gelenkt, dem nun sein Herz und Leben gehört. Er reist in England von Gefängnis zu Gefängnis und findet die unglaublichsten Zustände. Er legt sie dem Parlament dar, das ihn mit Staunen und Scham anhört. Hierauf bereist er den Kontinent und findet allein in den holländischen Gefängnissen menschenwürdige Verhältnisse. Erziehung der Kinder und Armen zur Arbeit, Erziehung der Gefangenen durch Arbeit und Religion, Abkürzung der Haftzeit bei guter Führung, das waren einige der Lehren, welche er von der Reise mitbrachte. Sein ganzes Leben diente dem Einen Zweck, durch stetes Reisen, rücksichtsloses Geltendmachen seiner Überzeugungen und Veröffentlichung der wahrgenommenen Thatsachen, später Zusammenfassung derselben in einer größeren Schrift. Schon auf den Reisen der ersten zwölf Jahre hatte er 42 000 Meilen durchmessen und 600 000 Mark aus eigenen Mitteln aufgewendet. Er starb auf seinen Berufswegen in der Krim am Gefängnisfieber. In seinem Testament bat er um ein einfaches Grab an einem Platz, den er sich ausgesucht: „Setzt auf mein Grab eine Sonnenuhr, nichts weiter, und vergeßt mich.“ Das dankbare England hat dem schlichten Bürger und großen Menschenfreund ein Denkmal in der Paulskirche gesetzt. Er hatte einen mächtigen Anstoß gegeben zur Reform, aber in praktische Bahnen sie zu leiten war er nicht der Mann. — So waren zu den Zeiten der Elisabeth Fry (vergl. unten) die Verhältnisse wieder oder vielmehr immer noch grauenerregend. — Auch der durch Elisabeth Fry beeinflußte Pastor Th. Fliedner fand in Düsseldorf die schrecklichsten Zustände. Das führte zur Gründung der Rheinisch-westfälischen Gefängnisgesellschaft, der wir die allerheilsamsten, wertvollsten und nachhaltigsten Anregungen zur Besserung verdanken (näheres vergl. unten). — Von Elisabeth Fry war Wichern ebenfalls für die Gefängnissache aufs wärmste interessiert worden. Nachdem er von Friedrich Wilhelm IV. 1857 nach Berlin berufen war, sollte er mit seiner Arbeit in erster Linie auch dem Gefängniswesen aufhelfen. Obwohl dies mißlang (vergl. S. 21), blieb doch aus seiner Thätigkeit ein geistiges

Segenserbe übrig, das noch jetzt zu spüren ist. Wichern trat namentlich für Zellenhaft, sowie für ein eigens für seine Aufgabe erzogenes christliches Wärterpersonal (Brüder des Rauhen Hauses) ein.

Viele stellen sich den Gefangenen in Einzelhaft wie einen Begrabenen und von aller menschlichen Berührung Abgeschnittenen vor. Dies ist ganz falsch. Er ist in seiner Zelle, meist auch in Kirche, Schule, Spazierhof allerdings von seinen Mitgefangenen getrennt, aber es kann dem besserungswilligen Gefangenen nur lieb sein, nicht mit dem Abschaum der Menschheit verkehren zu müssen; dem nichtwilligen aber kann's nur heilsam sein, denn er lernt von jenen nichts Gutes, und lehrt sie nur Schlechtes. In der Zelle hat der Gefangene Arbeit und empfängt vom Wärter, sonstigen Beamten, dem Pastor Besuch, so daß er täglich mehrmals andere Menschen zu sehen bekommt. Dies ist freilich von der allergrößten Bedeutung. — Ohne das rechte Personal ist die Einzelhaft allein von zweifelhaftem Wert. — Vergleicht man übrigens auch nur die äußeren Einrichtungen eines Gefängnisses der Gegenwart, namentlich eines Zellengefängnisses, mit denjenigen, die noch vor 50 und 80 Jahren fast allgemein in Deutschland bestanden, so ist das ein Unterschied wie Tag und Nacht.

Nach der Entlassung aus dem Gefängnis nimmt man sich derer, welche auf guten Wegen gehen wollen, vonseiten der Gefängnisvereine hilfreich an, damit sie nicht durch die Not und den Ausschluß von anständiger Umgebung dem Laster wieder in die Arme getrieben werden. Für Frauen öffnen sich vielfach auch die Magdalenenanstalten oder neuerdings besondere „Frauenheime“, welche nach dem Vorbild eines solchen bei Hildesheim (P. Isermeyer) als eine Art Arbeiterkolonien für Weiber begründet worden sind.

b) Waisenpflege. Dieselbe ist jetzt allgemein als eine Pflicht des Staates resp. der politischen Gemeinde anerkannt, doch ist dies noch nicht lange der Fall. In der alten Zeit und im Mittelalter waren die Waisen Pfleglinge der Kirche und der Privatwohlthätigkeit. Durch Aug. Herm. Francke, diesen Vorläufer der Inneren Mission (vergl. unten), wurde die Versorgung dieser Verlassenen zeitweilig ein Werk der christlichen Liebesthätigkeit im neueren Sinn. Seit die Sache staatlich geregelt ist, existieren außer zahlreichen alten Stiftungen nur noch eigene Veranstaltungen im Sinn der Inneren Mission für solche Waisen, welche durch besondere Notstände in ihre Lage gekommen sind, oder für solche, bei

denen man auf eine bessere Erziehung mit höheren Zielen als sie das staatliche oder städtische Waisenhaus bieten kann, Gewicht legt. So hat also die Waisenpflege als Arbeitsfeld der christlichen Liebesthätigkeit in der Hauptsache ihre Bedeutung bereits gehabt.

Aus der Geschichte der Waisenpflege scheint als Hauptresultat die Erkenntnis hervorzugehen, daß weder einseitige Anstaltspflege, noch einseitige Außenpflege, sondern daß vielmehr ein aus beiden gemischtes System das richtige ist. Alles Menschliche hat seine Schwächen. Erkannte man, daß die Anstaltserziehung der Gefahr der Schablone ausgesetzt ist, daß bei der großen, auf einen Haufen zusammengebrachten Zahl der Kinder die etwa vorhandenen Übelstände sich rasch verbreiten und multiplicieren, wurden gar in einem Waisenhaus grobe Mißbräuche entdeckt, so war man oft nur allzu bereit, möglichst rasch alle Kinder in Familien unterzubringen: das sei doch das Natürliche ꝛc. Indes auch hier gab's Mißstände. Man merkte, daß die Auswahl der betreffenden Familien, die Beaufsichtigung der Erziehung vonseiten der Behörden sehr schwierig ist, daß aber ohne diese auch hier nicht selten Verfehlungen vorkommen (Ausnutzung der Kinder, körperliche Vernachlässigung, mangelhaftes Anhalten zu den Schularbeiten ꝛc.). Dann verfiel man wieder aufs Anstaltssystem u. s. w. Das Richtige ist, beides zu kombinieren; dann kann man zeitweilig, je nach den Umständen, sich mehr auf diese oder auf jene Weise stützen, auch die Kinder je nach ihrer Eigenart hier oder dort unterbringen u. s. w. Aber die Menschen begeistern sich nun einmal lieber für mechanisch anzuwendende Systeme, als daß sie sorgsam die Verhältnisse abwägen.

c) Rettungshaus und Erziehungsverein. Auch hier finden manche der eben (sowie der oben beim Staat) gemachten Bemerkungen ihre Anwendung. Früher überließ man die sittlich verwahrlosten Kinder sehr gern der christlichen Barmherzigkeit, welche sich derselben zuerst in Rettungshäusern annahm. Dieselben waren in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts die Lieblingsanstalten der ernsten Christen, vielfach die Sammelpunkte der „Stillen im Lande,“ wo für diese neben der Heidenmission eifrig und willig opferten. Die Namen eines Pestalozzi, Christ. H. Zeller in Beuggen, Joh. Falk in Weimar, Grafen v. d. Recke zu Düsselthal, Wichern zeigen, welche Fülle glänzender geistiger Kräfte (von solchen zweiten Rangs zu schweigen) sich dieser Sache zur Verfügung stellten.

Gegen Ende des genannten Zeitraums kamen die Erziehungsvereine auf, welche Kinder, die in der eigenen Familie ohne Gefährdung nicht sein konnten, in anderen Familien unterbrachten. Von besonderer Bedeutung ist der betreffende Verein des Pfarrer Bräm in Neukirchen bei Mörs a. Rh. geworden, von 1845 an. Diese Vereine hatten das Wort des trefflichen Zeller, der doch selbst ein Rettungshaus leitete, für sich: „Die Hausstube muß Rettungsanstalt werden." Sie arbeiteten meist billiger als die Anstalten, und zweifelsohne waren eine ganze Reihe von Kindern in Familien ebenso gut, ja vielleicht besser aufgehoben, als in Anstalten.

Eine neue Periode trat ein mit dem preußischen (auch anderwärts nachgeahmten) Zwangserziehungsgesetz vom 13. März 1878. Es bestimmt, daß Kinder vom 6.—12. Lebensjahre, welche eine strafbare Handlung begehen, von Obrigkeitswegen in einer geeigneten Familie oder in einer Erziehungs- oder Besserungsanstalt untergebracht werden können, wenn die Unterbringung mit Rücksicht auf die Beschaffenheit der strafbaren Handlung, auf die Persönlichkeit der Eltern oder sonstiger Erzieher des Kindes und auf dessen übrige Lebensverhältnisse zur Verhütung weiterer sittlicher Verwahrlosung erforderlich ist. Infolge dessen hat man solche Kinder teils den Rettungsanstalten, teils den Erziehungsvereinen überwiesen, teils staatliche Erziehungs- und Besserungsanstalten für sie eingerichtet.

So haben wir also in vielen Fällen drei Möglichkeiten zur Unterbringung eines Kindes, und es kann mit Verständnis und Einsicht dem Betreffenden das zugeteilt werden, was ihm voraussichtlich das Zuträglichste sein wird. Ja, wenn die Systemmacher nicht wären! Da begeistert sich der eine nur für Rettungshäuser alten Stils, der andere nur für Erziehungsvereine, der dritte nur für Staatsanstalten. Es sollten vielmehr alle drei in Erkenntnis ihrer Mittel und ihrer Schranken miteinander gehen zum Wohl des Ganzen. Das alte, meist kleine oder doch in Familien geteilte Rettungshaus hat den Vorzug der Anpassung an die betreffende Gegend in allen Lebensgewohnheiten, die Möglichkeit individueller Behandlung, meist die Einheitlichkeit von Schule und häuslicher Erziehung, die ernstchristliche Grundlage und Hausordnung. Aber letztere braucht in der Familienpflege nicht zu fehlen, und dazu hat diese den Vorzug, daß das Kostgeld geringer

sein kann, daß die wirkliche Familie der natürlichste Boden für das Gedeihen eines Kindes und daß damit eine gewisse Gleichförmigkeit der Verhältnisse in der Jugendzeit und dem späteren Leben gegeben ist u. s. w. Die Staatsanstalt schöpft materiell aus dem Vollen, kann in allem die zweckmäßigsten Einrichtungen treffen, ohne knausern zu müssen, eine gewisse militärische Zucht (für Knaben wenigstens nicht zu verwerfen) herrscht da u. s. w. Nur freilich darf nicht versäumt werden, nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich qualificierte Erzieher zu gewinnen und anzustellen. — Alle diese Einrichtungen sind doch der Kinder wegen da. Und erst recht bei ihnen gilt: Eines schickt sich nicht für alle. Also freue man sich der verschieden gearteten Gelegenheiten zur Erziehung und befehde, mißtraue, beneide, verachte und drücke einander nicht. Es dürfte namentlich unangebracht sein, wenn bei diesem oder jenem Vertreter der Staatsverwaltung die Neigung bestehen sollte, über die Rettungshäuser, denen man doch so lang die wahrlich mühselige Aufgabe der Besserung der Mißratenen überlassen, plötzlich einen Strich zu machen von dem Tag an, wo man sich staatlicherseits auf seine Pflicht besonnen hat. — Vertrauen und Wohlwollen sind immer bessere Leitsterne, als Rücksichtslosigkeit und Prinzipienreiterei.

d) Die heilpädagogischen Anstalten. Mit diesem Sammelnamen benennt man die Anstalten, in welchen die Schule und die Medizin einen Bund eingehen zu Gunsten der armen Pfleglinge, die an körperlichen Gebrechen leiden, oder genauer: in welchen die Medizin den Pädagogen als den Hauptarzt einsetzt und sich nur die unterstützenden Hilfsdienste vorbehält. Es thun sich hier sehr schöne Arbeitsfelder und solche vom höchsten Interesse für die Pädagogik auf, welche erst angefangen hat, die erwachsenden Erfahrungen und Erkenntnisse wissenschaftlich zu verarbeiten, und auch für den christlichen Menschenfreund, dessen Wirksamkeit eine reiche Ernte winkt. — Dahin gehört die Fürsorge für die Taubstummen, Blinden, Idioten, Epileptischen, Verkrüppelten (anhangsweise auch für die schwachen und skrofulösen Kinder). Es ist ein großer Mangel, daß für die bildungsfähigen unter ihnen erst in einigen Ländern Schulzwang existiert. Hier harren unser noch große Aufgaben. — Auch bei den Anstalten dieses Gebiets hat sich ein allmählicher Verstaatlichungsprozeß vollzogen, aber er ist noch lange nicht vollendet. Zwar für Taubstumme und Blinde giebt's viele staatliche Anstalten, aber die Blöden, Epileptischen und Krüppel fanden bis

in die neuste Zeit nur in Privatanstalten, resp. solchen der Inneren Mission Aufnahme.

Der Taubstummen nahm sich zuerst in Frankreich der Geistliche de l'Epée (1712—1788) an. Er unterrichtete sie in einer künstlichen Gebärdensprache (zu unterscheiden von der natürlichen Gebärdensprache des Taubstummen, welche aus der Zeichensprache herausgewachsen ist, die auch sonst lebhafte Menschen anwenden, indem sie ihre Worte durch Handbewegungen, Körperhaltung, Mienenspiel begleiten und verdeutlichen). Nach de l'Epée hatte jeder Laut ein bestimmtes Zeichen. — Eine andre Weise befolgte der Lehrer Samuel Heinicke (1729—1790) in Eppendorf bei Hamburg, dann Vorsteher einer Taubstummenanstalt in Leipzig. Er lehrte die Taubstummen erstens die Lautsprache, wodurch sie sich Vollsinnigen verständlich machen können, und sodann das Ablesen der Worte von den Lippen anderer, wodurch sie deren Gedanken erfassen können. Heutzutage hat die Methode Heinickes diejenige von de l'Epée weit überflügelt. Sie ist auch sachgemäßer, weil sie den Taubstummen in lebendigen Verkehr mit seiner Umgebung setzt, während jene künstliche Zeichensprache, die nur seine unterrichteten Leidensgenossen verstehen, ihn von der Umgebung im Leben abschneidet. Mit einem Taubstummen ist in einer Volksschule nichts anzufangen. Das Beste ist, ihn mit sieben Jahren der Anstalt anzuvertrauen. Wer sein wahres Wohl im Auge hat, sollte dafür sorgen. Nach geschehener Schulausbildung kann ein Taubstummer fast jedes Geschäft erlernen und betreiben.

Etwas anders und für's äußere etwas weniger günstig steht's mit dem Blinden. Valentin Hauy in Paris (1756—1822) und Joh. Wilh. Klein in Wien (1765—1848) haben sich zuerst in größerem Maßstab der Blindenbildung gewidmet. Wenn ein blindes Kind ein klein wenig Nachhilfe zu Haus hat, und wenn der Lehrer sich auch nur etwas Mühe mit ihm geben will, kann es mit Nutzen neben andern Kindern die Volksschule etwa bis zum 0. Jahr besuchen. Es giebt dafür vortreffliche Anleitungen von Georgi und Hebold (vergl. Litteratur). Dann muß es aber in einer Blindenanstalt untergebracht werden. Hier lernt es das Lesen erhabener Buchstaben mittelst der Fingerspitzen, sowie auch das Schreiben einer eigenen Schrift, alle übrigen Schulgegenstände, sowie namentlich nach der Schulzeit einige technische Fertigkeiten (Seilerei, Flechtarbeiten verschiedener Art ꝛc.), damit

es sich später selbst sein Brot verdienen kann. Das Wichtigste bei der Erziehung ist, den Blinden selbständig, unabhängig von fremder Hilfe zu machen. Wahre Liebe besteht nicht darin, daß man alles für ihn thut, sondern daß man ihn geduldig lehrt, alles selbst zu thun.

Der Idioten hat sich zuerst in größerem Maßstab der Arzt Dr. Guggenbühl (etwas marktschreierisch) angenommen, der 1836 bei Interlaken eine Idiotenanstalt begründete. In Deutschland hat Pastor Jul. Disselhoff, der Nachfolger Fliedners an der Kaiserswerther Diakonissenanstalt, durch eine vorzügliche Schrift 1857 in dieser Sache eine solche Anregung gegeben, daß sich die wenigen schon damals in Süddeutschland vorhandenen Anstalten bis heute auf 44 vermehrt haben, welche meist den Vereinen für Innere Mission ihre Entstehung verdanken. — Kein wirklich Blöder wird je ganz wie ein Gesunder. Zu einem selbständigen Fortkommen in der Welt bringt's keiner. Aber durch sorgfältige Erziehung, Unterricht und Pflege kann der Zustand bei vielen sehr gebessert und oft so gehoben werden, daß der Idiot den Seinen nicht zur Last ist, sich sogar in mancher Weise nützlich machen kann, während ein solcher ohne Unterricht immer tiefer sinkt. Auch ihm ist wie dem Blinden und Taubstummen Unterbringung in einer Anstalt nur eine Wohlthat.

Nicht wenige Idioten sind auch epileptisch, wie umgekehrt manche Epileptiker allmählich Idioten werden. Deshalb pflegt man vielfach beiderlei Kranke in denselben Anstalten. Der erste, der sie trennte, war Pfarrer Bost, der in Laforce (Dordogne-Frankreich) eine ganze Kolonie von Anstalten der Barmherzigkeit gegründet hat. Die größte selbständige Epileptischen-Kolonie ist die bei Bielefeld unter Leitung des P. v. Bodelschwingh. Auch diese Kranken pflegen sich in einer Anstalt am glücklichsten und wohlsten zu befinden. Sonst flieht sie jedermann, hier ist alles und sind alle für sie vorhanden, sie haben Arbeit, Pflege, Gottesdienst 2c.

Der Verkrüppelten hat man sich auch erst in den letzten Jahrzehnten ernstlicher angenommen. Zwar bestand schon seit 1832 eine Anstalt für sie in München, fand aber keine Nachfolge. Sehr anregend dagegen wirkte die Anstalt des Pastor Knudsen in Kopenhagen. Infolge davon ist in Nowawes bei Potsdam in Verbindung mit dem Oberlinhaus eine Krüppelanstalt gegründet und

sind auch sonst Anfänge vorhanden (Hannover, Württemberg ꝛc.). Der Lehrer, der Arzt, der Bandagist, der Handwerker müssen miteinander arbeiten, um dies überaus vielgestaltige Elend zu bekämpfen. Die Erfolge sind sehr erfreulich.

Die Pflege der schwachen und skrofulösen Kinder vollzieht sich in Ferienkolonien, Luftkurorten, Sool- und Seebädern. Die leichteren Fälle finden (vielleicht durch mehrmaligen Aufenthalt) Heilung und Stärkung, die schwereren doch meist Besserung und Erleichterung. Ernste pädagogische Erwägung und Beaufsichtigung müssen freilich bei den Ferienkolonien sich geltend machen, damit das Dichterwort nicht Wahrheit werde: „Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage."

e) Krankenhaus (Irrenhaus). Hier handelt es sich nur um die anstaltliche Pflege (wegen der Pflege in den Häusern vergl. oben Gemeindepflege). Die Geschichte derselben ist ein glänzendes Blatt in der Gesamtgeschichte der christlichen Liebesthätigkeit. Die eine Wahrheit tritt uns hier immer wieder entgegen, daß kein äußerer Aufwand, keine ärztliche Kunst, keine architektonische Pracht diese Anstalten vor der Versumpfung bewahren konnte, wenn nicht ein christlich gesinntes, sachkundiges, opferwilliges Pflegepersonal in denselben vorhanden war.

Uns interessiert hier vor allem der ungeheure Fortschritt, den der Zustand der Krankenhäuser durch die Wiedererweckung der weiblichen Diakonie (vergl. unten) gemacht hat. Vordem stand es mit dem Personal in protestantischen Spitälern durchweg äußerst traurig. Das Trinkgeld und vieles Schlimmere regierte da. Wollte man gute Pflege haben, mußte man sich an katholische Schwestern wenden. Das war ein völlig unwürdiger Zustand. Die Diakonissen haben direkt (durch Übernahme der Hauswirtschaft und Pflege in vielen Krankenhäusern) und indirekt (durch Erweckung der Aufmerksamkeit auf die Zustände, Anspornung zur Bildung anderweiter Genossenschaften und Pflegerinnenschulen ꝛc.) zu dessen Beseitigung beigetragen. Jetzt ist der Zustand ein viel besserer, als noch vor 50 Jahren (wenn gleich noch vieles nachzuholen bleibt). Von besonderer Wichtigkeit ist es, daß durch die Diakonissenarbeit das Krankenhaus doch wieder für Gottes Wort, Kirche und Seelsorge erobert worden ist.

Als Bauwerk ist das Krankenhaus entweder nach dem Baracken-system hergestellt (leichte, ganz selbständige Parterregebäude, nament-

lich seit dem letzten Krieg in Aufnahme gekommen, Ventilationseinrichtungen im Dach) oder nach dem Pavillonsystem (feste, auch mehrstöckige Einzelgebäude, die mit einander ein gegliedertes Ganze ausmachen) oder nach dem Korridorsystem (ein Haus oder deren mehrere mit je einem Korridor nach Norden, alle Krankenzimmer nach Süden) oder nach dem Blocksystem (alle zum Krankenhaus gehörigen Haupträume in einem kasernenartigen Bau vereinigt, meist mehrstöckig, Korridor mitten durch gehend). Die beiden an mittlerer Stelle genannten Systeme sind für die meisten Verhältnisse die besten.

Es herrscht im allgemeinen das Bestreben, die Krankheitsarten möglichst von einander zu trennen und dieselben in eigenen Teilen des Einen Krankenhauses oder auch in verschiedenen Häusern unterzubringen. — Bis zu einem gewissen Grad hat das sein gutes Recht. So unterscheidet man (außer der als selbstverständlich vorausgesetzten Teilung von Männern und Frauen) zwischen innerlich und chirurgisch Kranken, Kindern und Erwachsenen, Heilbaren und Unheilbaren, körperlich Kranken und Geisteskranken u. s. w.

Im Kinderkrankenhaus muß im Interesse der länger hier verweilenden, namentlich der nicht bettlägerigen Kinder, für etwas Unterricht gesorgt werden, 1—2 Stunden täglich.

Im Siechenhaus, in welchem Unheilbare und Altersschwache verpflegt werden, muß es den Insassen, welche oft Jahre, ja Jahrzehnte da zubringen, recht gemütlich gemacht und die stramme Krankenhausordnung etwas gemildert werden.

Im Irrenhaus werden die Gehirn- und Nervenkranken verpflegt. Nicht der Geist, sondern nur das Werkzeug des Geistes ist bei ihnen erkrankt, ganz ähnlich wie ein Fieberkranker nicht seinen Verstand verloren, sondern nur ein Gehirn hat, das zeitweilig den Dienst versagt oder ihn verkehrt leistet. Von Nichtärzten wird häufig die Krankheit nicht erkannt. So lang jemand noch leidlich vernünftig redet, hält man ihn noch nicht für „reif fürs Irrenhaus“. Damit, daß man den Kranken zu spät in eine Heilanstalt bringt, begeht man ein Unrecht gegen ihn. Gerade von den frischen Fällen werden etwa zwei Drittel geheilt, während, wenn das Übel schon eingerostet ist, die Hoffnung auf Heilung je länger desto mehr schwindet. Bei der Überführung in eine Heilanstalt darf man den Kranken ja nicht betrügen oder überlisten. Arzt oder Seelsorger, wenn es die Angehörigen nicht können,

müssen es ihm sagen, daß seine Krankeit den zeitweiligen Aufenthalt in einer Heilanstalt nötig macht. In keiner guten Anstalt werden die Kranken mit Härte behandelt. Die Kranken pflegen auch zu Haus viel ungebärdiger zu sein, als in der Heilanstalt. — Eine Hauptsache ist, daß sich die Leidenden in der Anstalt heimisch fühlen. Dazu trägt ja vor allem gutes Pflegepersonal bei; natürlich auch die Persönlichkeit des Arztes, sowie des Seelsorgers. Also wähle man immerhin eine Anstalt, zu der man in diesen Stücken Vertrauen hat.

f) Pflege in Kriegs- und Seuchenzeiten. Die Schrecknisse des Krieges braucht man niemanden erst zu beweisen. Ein Schlachtfeld nach beendetem Kampf wird für alle Zeiten ein entsetzlicher Anblick sein, wie er es von jeher gewesen ist. Aber dadurch unterscheiden sich die Kriege von heute von den früheren, daß hinter dem Heer, das Wunden schlagen will, ein solches auszieht, das eben so eifrig ist, sie zu heilen. Die damit gegebene Veränderung ist einer der glänzendsten und wohlthuendsten Züge der neueren Geschichte. Will man sich den ganzen Fortschritt vergegenwärtigen, den die letzten 100 Jahre uns gebracht haben, so vergleiche man die Verwundetenpflege in den Freiheitskriegen mit der heutigen.

Auf die Kunde von den zwanzig-, ja dreißigtausend Verwundeten, die in Leipzig aufgehäuft seien, machte sich der Arzt Dr. Reil von Berlin aus auf den Weg, um für die Hospitäler Sorge zu tragen. Am 26. Oktober erstattete er an den Minister v. Stein einen Bericht, in dem u. a. folgendes zu lesen ist: „Auf dem Wege," so schreibt er, „begegnete mir ein ununterbrochener Zug von Verwundeten, die wie Kälber, auf Schubkarren, ohne Strohpolster, zusammengeklumpt lagen, und einzeln ihre zerschossenen Glieder, die nicht Raum genug auf diesem engen Fuhrwerk hatten, neben sich herschleppten. Noch an diesem Tage, also sieben Tage nach der ewig denkwürdigen Völkerschlacht, wurden Menschen vom Schlachtfelde eingebracht, deren unverwüstliches Leben nicht durch Verwundungen, noch durch Nachtfröste und Hunger zerstörbar gewesen war. In Leipzig fand ich ungefähr 20 000 verwundete und kranke Krieger von allen Nationen. Die zügelloseste Phantasie ist nicht imstande, sich ein Bild des Jammers in so grellen Farben auszumalen, als ich es hier in der Wirklichkeit vor mir fand. Das Panorama würde selbst der kräftigste Mensch nicht anzuschauen vermögen: daher gebe ich Ihnen nur einzelne Züge dieses schauderhaften Gemäldes, von welchem ich selbst Augenzeuge war, und die ich daher verbürgen kann. Man hat unsere Verwundeten an Orte niedergelegt, die ich der Kaufmännin nicht für ihren kranken Möppel anbieten möchte. Sie liegen entweder in dunkeln Spelunken, in welchen selbst das Amphibienleben nicht Sauerstoffgas genug finden würde, oder in scheibenleeren

Stuben und wölbischen Kirchen, in welchen die Kälte der Atmosphäre in dem Maße wächst, als ihre Verderbnis abnimmt, bis endlich einzelne Franzosen noch ganz ins Freie hinausgeschoben sind, wo der Himmel das Dach macht und Heulen und Zähnknirschen herrscht. An dem einen Pol der Reihe tötet die Stickluft, an dem anderen reibt der Frost die Kranken auf. Bei dem Mangel öffentlicher Gebäude hat man dennoch nicht ein einziges Bürgerhaus den gemeinen Soldaten zum Spitale eingeräumt. An jenen Orten liegen sie geschichtet wie die Heringe in ihren Tonnen, alle noch in den blutigen Gewändern, in welchen sie aus der heißen Schlacht hineingetragen sind. Unter 20000 Verwundeten hat auch nicht ein einziger ein Hemde, Betttuch, Strohsack oder Bettstelle erhalten. Nicht allen, aber doch einzelnen hätte man geben können. Keiner Nation ist ein Vorzug eingeräumt, alle sind gleich elend beraten, und das ist das einzige, worüber die Soldaten sich nicht zu beklagen haben. . . . Unvergeßlich bleibt mir eine Scene aus der Bürgerschule. Ist es Ihr Geist? so rief mir eine Stimme entgegen, als ich die Thür eines Zimmers öffnete, oder sind Sie es selbst, den mir der Himmel zur Rettung zusendet? und doppelte Thränengüsse, von Schmerz und Freuden gefordert, rollten über das krampfhafte Gesicht herab. Es war ein Kaufmannssohn aus Preußen, der in der Schlacht bei Großbeeren verwundet, von mir im Spital des Frauenvereins geheilt und hier wieder im Schenkel verwundet war. Aber deine Hoffnung, armer Jüngling, ist eine leere Fulguration: du hast einen Strohhalm in den wilden Brandungen der Zeit erhascht, der dich gegen die Wellenschläge des Todes nicht schützen wird. Das Mark deiner Knochen ist abgestorben, deine Wunden atmen nicht mehr, und der Todesengel flattert schon um deine Schläfe herum, der dich in wenigen Stunden in eine bessere Welt hinüberführen wird. — An Wärtern fehlt es ganz. Verwundete, die nicht aufstehen können, müssen Kot und Urin unter sich gehen lassen und faulen in ihrem eigenen Unrat an. Für die gangbaren sind zwar offene Bütten ausgesetzt, die aber nach allen Seiten überströmen, weil sie nicht ausgetragen werden. In der Petrikirche stand eine solche Bütte neben einer andern, ihr gleichen, die eben mit der Mittagssuppe hereingebracht war. Diese Nachbarschaft der Speisen und der Ausleerungen, — — muß notwendig einen Ekel erregen, den nur der grimmigste Hunger zu überwinden imstande ist. Das scheußlichste in dieser Art gab das Gewandhaus. Der Perron war mit einer Reihe solcher überströmender Bütten besetzt, deren träger Inhalt sich langsam über die Treppen herabwälzte. Es war mir unmöglich, durch die Dünste dieser Kaskade zu dringen, die der Avernus nicht giftiger aushauchen kann, und den Eingang des Spitals von der Straße her zu forcieren. Ich fand einen andern Weg zu demselben auf dem Hofe, kam in lange, finstere Galerien, die mit mehr als 2000 blessierten Franzosen garniert waren, welche durch ihr Geächze und ihre Ausflüsse die Luft für Ohr und Nase gleich unerträglich machten. Unter dieser Masse fand ich ungefähr 20 Preußen vergraben, die vor Freude außer sich waren, als sie wieder die Stimme eines Deutschen hörten, die sie nach der Schlacht nicht gehört hatten. Erlösen Sie uns aus diesem Pfuhl des Verderbens! riefen sie mir aus Einem Munde entgegen, wo die physischen und psychischen Eindrücke uns in kurzem töten müssen. — Ich schließe meinen Bericht mit dem gräßlichsten Schauspiel, das mir kalt durch die Glieder fuhr, und meine ganze

Fassung lähmte. Nämlich auf dem offenen Hof der Bürgerschule fand ich einen Berg, der aus Kehricht und Leichen meiner Landsleute bestand, die nackend lagen und von Hunden und Raben angefressen wurden, als wenn sie Missethäter und Mordbrenner gewesen wären. So entheiligt man die Überreste der Helden, die dem Vaterlande gefallen sind!"

Aber im Jahr 1859 sah es noch nicht viel besser aus. Nach der Schlacht bei Solferino (24. Juni), im Lombardischen Krieg zwischen Italienern und Franzosen einerseits und Österreich andererseits, widmete sich der Genfer Henri Dunant in menschlicher Teilnahme den Verwundeten und veröffentlichte nachher viele Seiten lange Schilderungen des Grauenvollen, was er erlebt.

Wir heben nur einiges Wenige, lange nicht das Schlimmste aus: „Auf den Steinplatten der Spitäler und Kirchen von Castiglione lagen neben einander Kranke aller Nationen, Franzosen und Araber, Deutsche und Slaven, manche einstweilen in die Ecke einer Kapelle verbrachten hatten keine Kraft mehr, sich zu bewegen oder konnten sich vor dem engen Raum nicht rühren. Flüche, Lästerworte und Geschrei, das sich nicht in Worte fassen läßt, hallen in den heiligen Räumen wieder. „Ach mein Herr, wie leide ich!" sagten einige dieser Unglücklichen zu mir, „man läßt uns im Stich; man läßt uns elend sterben, und doch haben wir uns wacker geschlagen!" Trotz den Mühen, die sie ausgestanden, trotz den schlaflosen Nächten können sie keine Ruhe finden; in ihrer Verzweiflung rufen sie einen Arzt um Hilfe an oder winden und krümmen sich, bis der Starrkrampf und der Tod ihrem Leben ein Ende macht. Einige Soldaten, welche glauben, daß das auf ihre bereits in Eiterung übergegangene Wunden gegossene kalte Wasser Würmer erzeuge, wollen sich ihre Verbände nicht mehr anfeuchten lassen; anderen, welche in den Feldlazaretten verbunden worden waren, wurde seit ihrem gezwungenen Aufenthalte in Castiglione der Verband nicht mehr gewechselt. Um den übelen Folgen der Stöße auf der Fahrt vorzubeugen, hatte man die Leinwand stark zusammengepreßt, wodurch sie jetzt, da sie weder erneuert noch gelockert worden war, wahre Qual auszustehen hatten. Ihr Angesicht ist schwarz vor Mücken, welche an ihren Wunden saugen; ihre Blicke schweifen forschend nach allen Seiten umher, ohne eine Antwort zu erhalten; Mantel, Hemd, Fleisch und Blut bilden bei jenen eine unbeschreibliche, schaudererregende Mischung, in die sich die Würmer eingefressen haben. Viele erschrecken vor dem Gedanken, von diesen Würmern zernagt zu werden, in dem Glauben, daß dieselben aus ihrem Körper kämen, indessen sie doch von den zahllosen Mückenschwärmen herkommen, welche die Luft erfüllen. . . . Obgleich jedes Haus zu einer Herberge für Verwundete geworden war, und jede Familie hinlänglich zu thun hatte, um die aufgenommenen Offiziere zu pflegen, so gelang es mir doch von Dienstag Morgen an, eine Anzahl Frauen aus dem Volke zusammenzubringen, welche ihr Möglichstes thaten, um bei der Pflege der Verwundeten behülflich zu sein; es handelt sich jetzt in der That nicht mehr um Gliederabnahme oder andere wundärztliche Verrichtungen, sondern man muß den buchstäblich an Hunger und Durst sterbenden Leuten zu essen und zu trinken geben, dann ihre Wunden

verbinden, oder ihre blutenden, mit Kot und Ungeziefer bedeckten Körper abwaschen, und das alles inmitten von stinkenden und ekelerregenden Ausdünstungen, unter dem Klagegeschrei und dem Stöhnen der Verwundeten und bei einer erstickend heißen und verderbten Luft. . . . Das tiefe Gefühl des völligen eigenen Ungenügens so außerordentlichen, ernsten Umständen gegenüber ist eine unnennbare Qual; es ist in der That ungemein peinlich, nicht immer denjenigen Linderung schaffen zu können, welche man vor Augen hat, oder zu denen zu gelangen, welche inständig um Hilfe flehen, indem lange Stunden vergehen, bis man dahin kommt, wohin man will, hier aufgehalten von dem einen, dort begehrt von dem anderen, und auf jedem Schritte hingehalten von einer Menge Unglücklicher, die sich vor uns hindrängen, und uns umringen; und dann weshalb sich auch links wenden, während rechts so viele am Sterben sind, ohne ein freundliches Wort, ohne einen Trost, ohne auch nur ein Glas Wasser, um ihren brennenden Durst zu stillen?“

Diese Veröffentlichungen waren von dem segensreichsten Erfolg begleitet. Der Ruf schallte in alle Lande. Nach vielen Verhandlungen kam am 22. Aug. 1864 die sogenannte Genfer Konvention zustande, worin bestimmt wurde, daß Verwundete und Erkrankte, deren Wohnung und Geräte, sowie ärztliches und Hilfspersonal als neutral behandelt werden sollten. Ihr Zeichen ist das rote Kreuz im weißen Felde. Alle civilisierten Länder haben sich derselben angeschlossen. Das Wichtigste dabei sind nicht ihre einzelnen Bestimmungen, sondern die Anregungen, welche der freiwilligen Liebesthätigkeit gegeben wurden, ihr Bestes zu thun, schon im Frieden sich zu rüsten, um im Krieg im Anschluß an die Sanitätseinrichtungen des Heeres den großen Anforderungen gewachsen zu sein. Von einem Krieg zum anderen hat man Erfahrungen gemacht, sind die Einrichtungen und Organisationen verbessert worden, sodaß nun in Deutschland, wo man am eifrigsten in dieser Beziehung war, neben dem Kriegsheer ein ganzes Heer der Barmherzigkeit bereit steht für den entscheidenden Augenblick. Patriotische und religiöse Organisationen wetteifern miteinander und arbeiten zusammen für den Einen Zweck. Und dieses schöne Resultat verdankt man nächst der guten Gesinnung der guten Organisation, der Vorsorge, Vorbildung, so lang es Zeit ist. Das mögen sich die merken, welche bei der Barmherzigkeitsübung alles vom Mitleid des Augenblicks erwarten, welche es immer zu viel finden, was an Vereinswirksamkeit oder Gaben von ihnen verlangt wird. Diese Augenblicks-Barmherzigkeit vermag im Kriegsfall fast nichts — die Organisation sehr viel. Es mögen hier nur die wichtigsten Kräfte genannt sein, welche bereit stehen: viele Diakonen,

Diakonissen aus den evangelischen Brüder- und Schwesternhäusern, katholische barmherzige Brüder und Schwestern, der Johanniterorden mit seinen männlichen Gliedern und dienenden Schwestern, die Vereine vom roten Kreuz (die Männer- und Frauenvereine nebst den Berufspflegerinnen), die Genossenschaft freiwilliger Krankenpfleger im Krieg. — Diese alle wirken im Anschluß an und in Unterordnung unter das Sanitätspersonal des Heeres. — Unsere Kaiserin wendet allen diesen Bestrebungen, sonderlich den mit weiblichen Kräften arbeitenden, ihr wärmstes, thatkräftiges Interesse zu.

Auch in allen schweren Seuchenzeiten (Typhus-, Choleraepidemieen) haben jene Vereine und Kräfte ihr Bestes gethan und unzähliges Leid gehoben und gelindert.

g) Armenpflege. Was vereinte Kräfte vermögen, haben die Kriegszeiten gezeigt. Die brennende Not, die sich auf verhältnismäßig kurze Zeit zusammendrängt, läßt alles kleinliche Treiben vergessen. In der Armenpflege ist man bis jetzt nur selten zu einem eifrigen Miteinander der verschiednen Faktoren gekommen; meist herrscht ein kaltes Nebeneinander, zuweilen auch ein feindliches Widereinander. Man sollte sich gegenseitig respektieren, seine eigenen Grenzen kennen und Fühlung mit einander zu gewinnen suchen.

Man kann heutzutage vier verschiedene Formen der Armenpflege unterscheiden: die persönliche (in einzelnen Fällen sehr gut, wenn man Zeit, Kraft und Mittel an solche Arme wendet, zu denen man in ein näheres Verhältnis tritt; meist aber in kritikloser Weise durch das Almosen auf der Straße, den Bettelpfennig an der Hausthür geübt); die staatliche, gesetzliche (sie muß das Allernotwendigste geben und zwar jedem, der in erweislicher Not ist; hat sehr wenig, meist gar keinen sittlichen Einfluß, es geht alles den Aktenweg; sie ist gut, wenn sie nur die Mittel giebt, das Äußere ordnet, andere die persönliche Hilfe leisten läßt, wie z. B. für Blinde, Kranke 2c.); die kirchliche (kann bewahrend und erziehend wirken, die verschämten Armen unterstützen, kann Diakonen und Diakonissen anstellen — wenn sie zu alledem die Mittel hat; das ist der Fall, wo reges kirchliches Leben und Verstand von der Sache ist); die vereinsmäßige (gut als Ersatz und Lückenbüßer für die Mängel oder das Fehlen eines der übrigen Faktoren, namentlich des kirchlichen; für die Wirksamkeit beruht alles auf dem Vorhandensein einiger tüchtiger, sachkundiger, arbeitswilliger

Persönlichkeiten). Von der freien Liebesthätigkeit sind, ähnlich wie in der Gefangenenpflege, Krankenpflege, Heilpädagogik, alle wesentlichen Anstöße zum Fortschritt ausgegangen, wieder ein Zeichen dafür, daß die großen Korporationen, Staat und Kirche, des Brunnens der Erneuerung aus privater Anregung nicht entbehren können.

So ist's auch mit dem sogenannten Elberfelder Armenpflegesystem, das von Pastor Feldner und Daniel v. d. Heydt 1852 eingeführt ist und seitdem viel Nachfolge gefunden hat. Sein wesentlichster Grundsatz besteht darin, daß ein Armenpfleger nur höchstens vier Arme zugewiesen erhält. Dieser kleinen Zahl kann er sich dann wirklich annehmen. Auch hier ist die Hauptsache: die rechten Persönlichkeiten!

Ein wichtiger Hilfsdienst für die Armenpflege, namentlich für die vereinsmäßige, vorbeugende, wenn auch in seiner Wirkung weit über die Armenpflege hinausreichend, ist die Fürsorge für gute Wohnungen. Der hier herrschenden Not kann abgeholfen werden durch Freiwohnungen in Stiften 2c., durch Herstellung guter Mietwohnungen, die zwar ihren Zins abwerfen, aber keinen Überschuß, durch Bau guter Wohnungen zum Ankauf, auch auf der Grundlage eines reellen Geschäfts, aber ohne Gewinn für den Hersteller und Verkäufer.

Auf diesem Punkt besteht ein Zusammenhang mit dem Sparkassenwesen. Dasselbe ist von Vereinswegen in der Form von Pfennigsparkassen, Jugend- und Schulsparkassen und von Raiffeisenschen Darlehnskassen eingerichtet worden. Hierbei wird überall die sittlich günstige Einwirkung auf die Beteiligten von Erfahrenen gerühmt.

4. Die Arbeiter der Inneren Mission.

Wenigstens ein Überblick über die wichtigsten Organisationen der Arbeiter der Inneren Mission muß hier gegeben werden. Wir nennen zuerst die bedeutendsten Vereine, dann die Diakonen- (oder Brüder-) Anstalten, endlich die Diakonissen-Anstalten (alles mit Beschränkung auf Deutschland und nach Ländern geordnet). Wir geben überall auch Adressen an (bei den Vereinen [a!] den in ihrem Dienst arbeitenden Vereinsgeistlichen, wenn der augenblicklich fehlt, den Vorsitzenden; bei den Diakonenanstalten [b!] den Pastor resp. Vorsteher; bei den Diakonissen-Anstalten [c!] den Pastor und die

Oberin resp. vorstehende Schwester). Mit diesen Adressen glauben wir einem Bedürfnis entgegen zu kommen. Wenn jemand über eine Frage der Inneren Mission eine Auskunft begehrt, wendet er sich am besten an eine der gegebenen Adressen seines Landes, seiner Provinz. Das Geschichtliche über die Diakonen und Diakonissen findet an anderm Ort seine Darstellung.

Deutschland.

a. Centralausschuß für die J. M. der deutsch-evangelischen Kirche in Berlin.
P. Fritzsch, Berlin W. Genthinerstr. 38.
Evang.-kirchl. Hilfsverein. P. Cremer, Berlin S. Hasenheide 80.

Provinz Ostpreußen.

a. Ostpreußischer Provinzial-Verein für J. M. P. Graf, Königsberg.
b. Carlshof bei Rastenburg. P. Dr. Dembowski.
c. Königsberg. P. Lic. Götz. Rosa Bronsart v. Schellendorf.

Provinz Westpreußen.

a. Provinzial-Verein für J. M. in Westpr. P. Scheffen, Danzig.
c. Danzig P. Richter. Cäcilie v. Stülpnagel.

Provinz Posen.

a. Provinzial-Verein für J. M. in Posen. Schulrat Polte, Posen.
c. Posen. P. Kühn, Johanna Bade.

Provinz Brandenburg.

a. Ev. Verein f. kirchl. Zwecke in Berlin. P. Dietrich, Berlin SW. Oranienstr. 104.
Prov.-Aussch. f. J. M. i. d. Pr. Brdb. P. Hennig, Berlin W. Steinmetzstr. 77.
b. Johannesstift bei Berlin NW. Plötzensee. P. Philipps.
c. Berlin, Bethanien, Mariannenplatz. P. Schulze. Jenny Gräfin Keller.
" Elisabethkrankenh., Lützowstr. P. Stosch. Anna Gräfin v. Arnim.
" Lazaruskrankenhaus, Bernauerstr. P. Böhme. Gräfin Herzberg.
" Magdalenenstift, Plötzensee. P. Wießner. A. Freiin v. Koschkull.
" Paul Gerhardt-Stift, Müllerstr. P. Schlegel. Emma Linden.
Frankfurt a. O. P. Lindner. Elise Jahn.
Nowawes. P. Hoppe. Thusnelda v. Saldern.

Provinz Pommern.

a. Prov.-Verein für J. M. in Pommern. P. Thimm, Stettin.
b. Züllchow bei Stettin. P. F. Jahn.
c. Neutorney bei Stettin, Bethanien. P. Brandt. Philippine Mangelsdorf.
" " " Stift Salem. P. Dux. Thekla v. Hünerbein.

Provinz Schlesien.

a. Schlesischer Prov.-Verein für J. M. vacat.
b. Kraschnitz bei Militsch. P. Jäkel.
c. Breslau, Bethanien . P. Ulbrich. Emmy Lücke.
Kraschnitz. P. Jäkel. Selma Gräfin v. d. Recke-Volmarstein.
Frankenstein. P. Lic. Veit. Hedwig Gräfin Stosch.
Kreuzburg. P. Schulz. Gertrud v. Bosse.

Provinz Sachsen.

a. Prov.-Ausschuß für J. M. in der Prov. Sachsen. P. Jäsrich, Magdeburg.
b. Lindenhof zu Neinstedt a. Harz P. Kobelt.
c. Halle a. S. P. Jordan. Luise Moll.

Provinz Westfalen.

a. Evang. Verein für J. M. in der Grafschaft Mark. P. Niemeyer, Eichlinghofen bei Dortmund.
b. Brüderanstalt „Nazareth" bei Bielefeld. P. Stürmer.
c. Bielefeld. P. D. v. Bodelschwingh. Emilie Heuser.
Witten. P. Gräber. Wilhelmine Meyer.

Rheinprovinz.

a. Rhein. Prov.-Ausschuß für J. M. P. vom Endt, Langenberg (Reg.-Bez. Düsseldorf).
b. Diakonen-Anstalt zu Duisburg. P. Engelbert.
c. Kaiserswerth a. Rh. P. Fliedner. Minna Fliedner.
Sobernheim. P. Reich. Eugenie Michels.

Provinz Schleswig-Holstein.

a. Landesverein für J. M. in Schlesw.-Holstein. P. Biernatzki, Neumünster.
b. Breklum bei Bredstedt. P. Jensen.
c. Altona. P. Schäfer. Anna Raabe.
Flensburg. P. Wacker. Albertine v. Lüderitz.

Provinz Hannover.

a. Evang. Verein in Hannover. P. Strecker, Hannover.
b. Stephansstift bei Hannover. P. Oehlkers.
c. Hannover, Henriettenstift. P. D. Büttner. Anna Forcke.

Provinz Hessen-Nassau.

a. Ev. Verein in dem Konf.-Bez. Wiesbaden. Gen.-Sup. D. Ernst, Wiesbaden.
Landesverein für J. M. im Konf.-Bez. Kassel. Gen.-Sup. Lohr, Kassel.
c. Kassel. P. Lic. Sardemann. Marie Behre.
Frankfurt a. M. P. Leydhecker. Natalie v. Veltheim.
Wiesbaden. P. Neubourg. Isabelle von Wintzingerode.

Königreich Bayern.

a. Gesellschaft für innere u. äußere Mission im Sinn der luth. Kirche in Bayern. Missions-Inspektor Deinzer, Neuendettelsau.
Landesverein für J. M. in Bayern. P. Scholler, Nürnberg.
b. Diakonenanstalt in Nürnberg. P. Scholler, Nürnberg.
c. Augsburg. P. Böckh. Pauline Fischer.
Speier. P. Scherer. Helene Schäffer.
Neuendettelsau. P. Dr. Bezzel. Therese Stählin.

Königreich Württemberg.

a. Centralleitung der Wohlthätigkeitsvereine in Württemberg zu Stuttgart. Senatspräs. Staatsrat v. Köstlin, Stuttgart.
Evang. Gesellschaft in Stuttgart. P. W. Kopp.
b. Karlshöhe bei Ludwigsburg. P. Hahn.
c. Stuttgart. P. Hoffmann. Marie Gräfin v. Taubenheim.

Königreich Sachsen.

a. Landesver. für J. M. der ev.-luth. K. in Sachsen. P. Weidauer, Dresden.

b. Diakonenanstalt zu Obergorbitz bei Dresden. P. Höhne.
c. Dresden. P. Dr. Molwitz. Julie Gräfin v. Vitzthum.
Leipzig. P. Große. Else v. Werdeck.

Großherzogtum Mecklenburg.

a. Meckl. Landesausschuß für J. M. Prof. D. Hashagen, Rostock.
c. Ludwigslust. P. Dr. Krabbe. Ina Gräfin von Bassewitz.

Großherzogtum Oldenburg.

c. Oldenburg. P. Roth. Frau v. Carisien.

Großherzogtum Baden.

a. Südwestdeutsche Konf. für J. M. Dekan D. Stromberger, Zwingenberg a. Bergstraße.
c. Karlsruhe. P. Walter. Karoline Staib.
Mannheim. P. Hermann. Vacat.

Großherzogtum Hessen.

a. Südwestdeutsche Konf. f. J. M. vergl. Baden.
c. Darmstadt, Elisabethenstift. P. Steiner. Julie Spannagel.

Thüringen.

a. Thüring. Konf. für J. M. Reg.-Präs. v. Brauchitsch, Erfurt.
Freie Vereinigung f. J. M. i. Herz. Gotha. Gen.-Sup. D. Kretschmar, Gotha.
Landesv. für J. M. im Fürstentum Schwarzburg-Sondershausen. Konf.-Rat Zahn, Sondershausen.
Verein für J. M. im Herz. Anhalt. Gen.-Sup. D. Teichmüller, Dessau.
c. Eisenach. P. Brauer. Martha v. Pappenheim.

Herzogtum Braunschweig.

a. Evang. Verein für das Herz. Braunschweig. P. Kraus, Braunschweig.
c. Braunschweig. P. Buschmann. Luise Chappuzeau.

Fürstentum Waldeck.

c. Arolsen. P. Busold. Lina v. Schell.

Freie Reichsstadt Hamburg.

a. Verein für J. M. P. Mahling, Hamburg.
b. Rauhes Haus zu Horn bei Hamburg. Direktor Wichern.
c. Bethesda. P. R. Anthes. Helene Hartmeyer.
Bethlehem. P. Koopmann. Sophie Springorum.

Freie Reichsstadt Bremen.

a. Verein für J. M. Richter Carstens.
c. Bremen. P. Ecke. Natalie v. Meyeren.

Reichsland Elsaß-Lothringen.

a. Ev.-Ges. zur Förderung der J. M. P. Härter, Straßburg.
c. Straßburg. P. Bögner. Sophie de Pury.
Ingweiler. P. Ziegelmeyer. Marie Wendling.

Wir haben einen weiten Kreis von Werken der Barmherzigkeit und der Bruderliebe überschaut und damit einen Überblick über

die Innere Mission in ihrem heutigen Bestand gewonnen. Wir haben nur das Allerwichtigste wie im Fluge mitgenommen, und doch: es ist eine überwältigende Fülle! Am Anfang, ja im ganzen ersten Drittel unseres Jahrhunderts bestanden von alledem nur ganz vereinzelte bescheidenste Anfänge. Wir danken Gott, daß er in unsere von manchen fast nur gescholtene, von vielen bejammerte Zeit eine solche Fülle von Hilfe und Güte ausgegossen. Neben den schwarzen Schatten im Bild unserer Zeit, die wir wahrlich nicht verkennen, strahlen die Züge der Barmherzigkeit, so wenig auch hier die Schwächen fehlen mögen, als ein Hoffnungslicht.

Aber wir wollten nicht nur einen Überblick gewinnen zur Beantwortung der Frage: Wie sieht's mit der Inneren Mission heutzutage aus? sondern im Verein mit der Beantwortung der vorausgehenden Fragen: Wie ist die Innere Mission entstanden? und: Wer war Wichern? sollte uns diese Darlegung das Material geben zur Auskunft auf die über diesen dreien stehende Hauptfrage: Was ist die Innere Mission? Wir geben dieselbe nun zusammenfassend nicht in Form einer Definition (die gehört in andere, rein wissenschaftliche oder fachliche Zusammenhänge, aber nicht in die Schule!), sondern durch Angabe einer Reihe von Merkmalen, deren Richtigkeit man an dem Gebotenen prüfen möge.

Die Innere Mission ist ein Werk des Glaubens, der durch die Liebe thätig ist; was nicht in dem Geist geschieht, ist keine Innere Mission.

Sie ist ein außeramtliches Thun, nicht der Ausfluß einer beruflichen Verpflichtung in Familie, Kirche, Staat, sondern lediglich des von Jesu Liebe getriebenen Christenherzens.

Sie ist eine innerkirchliche Arbeit. Was nicht zur Kirche gehört, z. B. Juden und Heiden, ist nicht Gegenstand der Inneren Mission.

Ihre Arbeitsmittel sind Wort und Werk, sehr häufig beide in engster Verbindung, nicht selten auch so, daß das Werk bedeutend in den Vordergrund tritt. Das Werk der Liebe soll dann dem Wort des Glaubens die Wege bahnen.

Außerordentliche und massenhafte Notstände sind der Entstehungsgrund der Inneren Mission gewesen und meist auch noch jetzt die Herausforderung ihrer Thätigkeit.

Ihre Arbeit tritt weitaus in den meisten Fällen als eine zwar freie, aber doch organisierte auf (Anstalt oder Verein.)

Zur Vergleichung sei hier noch hingewiesen auf eine Begriffsbestimmung oder Beschreibung der Inneren Mission, welche Wichern gegeben hat: „Als Innere Mission gilt uns nicht diese oder jene einzelne, sondern die gesamte Arbeit der aus dem Glauben an Christum gebornen Liebe, welche diejenigen Massen in der Christenheit innerlich und äußerlich erneuern will, die der Macht und Herrschaft der aus der Sünde direkt oder indirekt entspringenden mannigfachen äußeren und inneren Verderbnis anheimgefallen sind, ohne daß sie, so wie es zu ihrer christlichen Erneuerung nötig wäre, von den jedesmaligen geordneten christlichen Ämtern erreicht werden."

Meine eigne Definition, deren Entwicklung und Begründung jedoch einem theologisch-wissenschaftlichen Zusammenhang vorbehalten bleiben muß, ist diese: „Die Innere Mission ist diejenige kirchliche Reformbewegung des 19. Jahrhunderts, welche den inneren Zustand des evangelischen Kirchentums dadurch zu bessern unternimmt, daß sie sowohl die Barmherzigkeitswerke, als auch die freie Wortverkündigung in demselben wirksam machen und ihm organisch einfügen will."

Zweites Kapitel.

Was hat die Schule mit der Inneren Mission zu thun?

Dies ist die entscheidende Frage unseres Buchs. Nichts kann den Titel desselben, ja das Buch selbst retten, wenn nicht auf diese Frage eine runde, klare und überzeugende Antwort gefunden wird. Wir nehmen's deshalb genau damit, fragen nach dem „Daß" und nach dem „Wie", und geben Antwort im Blick auf die Prinzipien und im Blick auf die Praxis.

Vorab ein Wort über die Fassung und Bedeutung des Themas. Dasselbe will nicht von der Mission der Schule im Inneren unseres Volkslebens reden, etwa im Sinn des Satzes und seiner Konsequenzen: „Die Schule muß vor allen Dingen ihre eigene Mission inmitten der Christenheit erfüllen, dann wird sie zugleich die kräftigste Mitarbeiterin der Inneren Mission sein." Dasselbe will auch nicht von dem reden, was die Innere Mission etwa der Schule als Institution sein könnte; das wäre Innere Mission a n der Schule. — Sondern unser Thema faßt das Wort Schule im engeren Sinn, als Schulstunde („Ich gehe in die Schule zu dem und dem" d. h. ich habe Unterricht von ihm) und fragt: Ist die Innere Mission im Unterricht zu verwerten? und wenn dies der Fall: Auf welche Weise hat es zu geschehen?

I. Soll die Schule für die Innere Mission wirken?

1. Das Verhältnis der beiden zu einander.

Die Innere Mission ist eine Hilfsarbeiterin der Familie, der Kirche, des Staats (vergl. oben).

Die Schule aber ist auch eine Hilfsarbeiterin dieser drei Lebenskreise. Sie ist nicht ein selbständiges Wesen neben jenen, das sein eigenes Leben lebt, sondern sie empfängt den Gegenstand ihrer Arbeit, ihren geistigen Inhalt, ihr Ziel von der Familie, der

Kirche, dem Staat. Daraus ergeben sich eine Fülle lebensvoller Beziehungen zwischen jenen drei Kreisen und der Schule und umgekehrt.

Von der Familie empfängt die Schule die Kinder, deren Erziehung sie zum großen Teil und nach bestimmten Seiten hin leiten und leisten soll. Die Schule hätte gar nichts zu erziehen, wenn nicht aus dem Urboden der Familie immer wieder neue Geschlechter erwüchsen. Und die Familie vertraut mit ihren Kindern der Schule ihr Bestes, ihren kostbarsten Schatz an. Die Schule giebt die Kinder der Familie wieder, jeden Tag nach dem Unterricht und endlich nach der ganzen vollendeten Schulzeit. Eine Fülle von Einflüssen strömen durch die Kinder aus der Familie in die Schule und aus der Schule zurück in die Familie. Zwischen beiden ist nur ein Gitter, aber keine Mauer. Der Stand der Schule ist für die Familie von der größten Bedeutung (in Bezug auf Frömmigkeit, Sittlichkeit, namentlich Gehorsam, Wahrhaftigkeit, Fleiß, Kenntnisse, Geistesentwicklung); und wiederum ist der Zustand der Familie für die Schule von der höchsten Wichtigkeit (mit der dort in den ersten sechs Jahren erhaltenen Erziehung und Anfangsbildung empfängt die Schule die Kinder und merkt es während des ganzen Verlaufs der Schulzeit, ob das Haus mit der Schule und für sie, oder gegen und ohne sie an dem Kind wirksam ist).

Von der Kirche empfängt die Schule den religiösen Lehrstoff und, wenigstens nach der tieferen Wirklichkeit, wenn auch nicht immer nach dem geschriebenen Recht, den Lehrauftrag in allen den hier einschlagenden Lehrfächern. Die Schule kann ja sowenig wie irgend eine andere lediglich irdische Veranstaltung den religiösen Lehrstoff aus sich erzeugen. Was sie darzubieten hat, ist im Himmel gewachsen und der Erde geschenkt. Und zwar werkzeuglich durch die Kirche als Heilsgemeinschaft und darin und damit auch Heilsanstalt. Die Schule trägt also die Aufgabe der religiösen und kirchlichen Erziehung zu Lehen, als ein anvertrautes Pfund. Ihr Ziel ist nach dieser Seite, die Kinder zu treuen Kirchengliedern zu erziehen. Die Entlassung aus der Schule fällt zusammen mit der Konfirmation als der Aufnahme unter die Zahl der reiferen Kirchenglieder (mag man auch sonst die Konfirmation fassen, wie man will). Auch aus diesem Verhältnis ergeben sich die mannigfaltigsten Beziehungen zwischen dem Leben der Kirche

und der Schule — beiden zum Segen, wenn jene Beziehungen rechter Art sind und recht gepflegt werden, beiden zum Unsegen, wenn man einander nicht versteht, falsch versteht, bemißtraut, ungerecht beurteilt und behandelt. Und den allergrößten Schaden haben die Kinder von solchen Mißverhältnissen. Sie sind wie Bäumchen; wenn in deren Blüten der Frost kommt, tragen sie wenig oder kümmerliche oder keine Frucht.

Vom Staat empfängt die Schule den übrigen Wissensstoff (natürlich Staat nicht bloß als Rechts- oder gar Polizeistaat, sondern als Kulturstaat und als Zusammenfassung aller politischen Gewalt auch in der Gemeinde, dem Kreis, der Provinz verstanden). Der Staat ist der Herr in der Schule, faktisch und rechtlich. Gönnen wir ihm herzlich gern sein Scepter; er hat damit eine große Verantwortung auf seine Schultern genommen; aber er streut auch weitumher Segen aus, wenn er sein Amt recht verwaltet. Namentlich, wenn er sich der Köstlichkeit und des unendlichen Wertes sowie der zarten Natur des ihm mit der Kinderwelt anvertrauten Schatzes bewußt bleibt. Hier erwächst das Volk der Zukunft. Die sorgsamste Rücksicht verdienen auch die beiden anderen Erziehungsmächte, Familie und Kirche; ja der Staat kann gar nichts Klügeres thun, als deren Mithilfe thunlichst zu erleichtern und sich derselben zu versichern. Wenn er in deren innerliche Berechtigung mit eiserner Faust eingreifen wollte und mit machtvoller Rücksichtslosigkeit schalten und walten — es wäre sein eigener Verderb, weil der Kinder Verderb. — Vom Staat empfängt die Schule den zu verarbeitenden weltlichen Wissensstoff. Zwar produziert ihn der Staat ja nicht, aber er disponiert doch über ihn in Hinsicht auf die Schule, ordnet an: dies soll gelernt werden, jenes nicht; ja, auf diese Weise soll es gelernt werden und nicht auf eine andere. — Dem Staat soll die Schule seine künftigen Bürger erziehen helfen und zum guten Teil mit den Kenntnissen ausrüsten, unter welche das allgemeine Niveau nicht heruntersinken darf, wenn der Staat seiner Aufgabe nachkommen und auch mit den Nachbarstaaten konkurrieren will. Kurz: der Einfluß des Staats auf die Schule und umgekehrt ist sehr groß und bedeutungsvoll.

Können hiernach die Zustände in Familie, Kirche, Staat der Schule gleichgiltig sein, um ihrer selbst willen? um der Kinder willen? um der Lebenskreise willen, deren Hilfsarbeiterin sie ist? Wird es nicht aufs tiefste auch in das Leben der Schule ein-

greifen, wenn die Zustände in Familie, Kirche und Staat zum Teil Notstände sind?

Es kann ihr deshalb auch die Innere Mission nicht gleichgiltig sein, die doch eine Hilfsarbeiterin auf denselben Gebieten ist, denen auch die Schule als Hilfsarbeiterin dient. Nur das ist der Unterschied: die Schule ist von beiden die ältere Schwester, arbeitet in einem geregelten Verband, in offizieller Stellung, für wesentlich normale Verhältnisse; die Innere Mission ist die jüngere Schwester, lediglich freie Mitarbeiterin, die sich für die Fälle der Not mit dem Recht der Liebe selbst anbietet.

Dies ist das Grundverhältnis der Schule und der Inneren Mission zu Familie, Kirche, Staat und damit auch zu einander.

2. Das Verhalten der beiden gegeneinander.

Aus dem Verhältnis ergiebt sich das Verhalten. Es kann kein anderes sein, als gegenseitigen Dienens, wechselseitiger Hilfe; denn damit dient und hilft man den zur Pflege und Erziehung Anvertrauten, sowie letztlich jenen drei Lebenskreisen, denen die Gesamtarbeit sowohl der Schule als der Inneren Mission zu gute kommen soll.

Die Innere Mission dient der Schule in der mannigfachsten Weise. In betreff der Einzelheiten verweisen wir auf die oben gegebene Übersicht und fassen dieselben hier nur mit wenig Worten zusammen.

Die Innere Mission **bereitet** die Wirksamkeit der Schule **vor** in der Krippe und Kleinkinderschule. Wir haben uns gegen den obligatorischen Charakter der Vorschulen, wie ihn Fröbel forderte, erklärt. Dieser wollte, daß jedes kleine Kind, wie auch immer die Familie geartet sei, der es entstamme, durch die Vorschule und ihre methodischen Anweisungen hindurchgehe. Das scheint uns eine übel angebrachte Wertschätzung der Methode oder des Drill (zumal in der Form wie er bei Fröbel ausgestaltet ist) und eine Verkümmerung der freien und individuellen Entfaltung des Kindeslebens, wie eine unberechtigte Beschneidung des Familienlebens, das schon ohnedem in unserer Zeit notgedrungen so manche Einbuße erleidet. Aber etwas anderes ist's, wo Notstände vorliegen, wo die Familie sich um die kleinen Kinder nicht kümmern kann, wo sie sich auf der Gasse und vielfach in der Gosse umhertreiben. Es geschieht doch der Schule ein Dienst damit,

wenn sie die Kinder, statt dorther, aus Krippe und Kleinkinderschule empfängt, wo sie an Gehorsam, Reinlichkeit, Ordnung gewöhnt und schon ein klein wenig für geistige Dinge empfänglich gemacht sind.

Die Innere Mission ergänzt die Wirksamkeit der Schule nach solchen Seiten hin, wohin ihre Kraft und ihr Arm nicht reicht, oder wo ihr infolge besonderer Verhältnisse der Erfolg teilweise oder ganz fehlt. Wir finden die Bedeutung der Sonntagsschule (Kindergottesdienst) nicht darin, daß sie ein Ersatz wäre für die Wochenschule. Das mag sie bei ihrer Entstehung in Deutschland gewesen sein, das mag sie in England und Amerika auch noch jetzt vielfach sein. Aber wer es als noch gegenwärtig geltend von unseren deutschen Verhältnissen behauptet, der weiß nicht, was er sagt. Die Sonntagsschule ist kein Lerninstitut, sondern eine Veranstaltung zur Anregung des Gemüts und zur gottesdienstlichen Feier für Kinder. Darauf wird in der Fachlitteratur immer und immer wieder hingewiesen. Gerade in dieser ihrer Eigenart liegt die Berechtigung der Sonntagsschule, sowohl neben der Wochenschule als neben dem Gottesdienst der Erwachsenen zu existieren. Weder dieser noch jene können dem Kind in der bezeichneten Richtung ganz und vollständig das geben, was es bedarf. — Sodann wie manche Handarbeitslehrerin beklagt es, daß die kurz bemessene Schulzeit nicht gestattet, den Kindern die Übung in weiblichen Arbeiten zu verschaffen, die doch notwendig ist, um Nutzen davon und Freude daran zu haben. Kann die Mutter des Kindes ihm diese Übung nicht verschaffen, so tritt die etwa von der Gemeindediakonissin geleitete Näh-, Strick- und Flickschule in die Lücke. — Welche Not bereiten dem Lehrer die gar nicht oder nur schlecht gefertigten Schularbeiten, überhaupt das wilde „Umherstreunen" der Kinder in der schulfreien Zeit, während Vater und Mutter bei der Arbeit sind — das Tummeln und Spielen im Freien soll nicht getadelt, sondern sehr empfohlen sein —, da übernimmt der Kinderhort und die Arbeitsschule die Aufgabe, die Kinder zweckmäßig zu beschäftigen und zu beaufsichtigen. — An den langen Winterabenden bietet die Volksbibliothek gut gewählten Lesestoff. Wenn ein Kind Wochen und Monate im Kinderhospital oder Kindersiechenhaus zubringen muß, sorgt der dort erteilte Unterricht dafür, daß es doch nicht ganz aus der Übung kommt.

Die Innere Mission erweitert die Wirksamkeit der Schule

und trägt sie hinüber auf Gebiete, die ihr sonst verschlossen wären. Ein Taubstummer, Blinder, Blöder, Epileptischer, Krüppel galt sonst für nicht bildungsfähig. Was er sich etwa aneignete, brachte ihm der Zufall, eigene hervorragende geistige Begabung oder besonders günstige Familienlage. Die Schule fühlte sich allen jenen Unglücklichen gegenüber nicht verantwortlich. Und die Versuche, durch welche man die Schule der Gesunden für den Mitunterricht der Gebrechlichen, namentlich der Taubstummen und Schwachsinnigen, in Anspruch nehmen wollte, laden nicht gerade zur Nachfolge ein (bei Blinden ist in bescheidenen Grenzen die Durchführung möglich). Aber indem man jene Unglücklichen, sowie auch die Waisen und sittlich Verwahrlosten, in gleichartige Gruppen zusammenfaßte, gewann die erziehliche und unterrichtliche Arbeit bei ihnen schöne Erfolge. Es waren in den Segensbereich der Schule solche hineingezogen, welche bisher dieser Wohlthat entbehrt hatten.

Die Innere Mission *sichert* die Wirksamkeit der Schule in Bezug auf *den Erfolg* in einer ganzen Reihe von Fällen, wo er anfängt wankend zu werden oder ganz in die Brüche zu gehen droht. Mit welcher Besorgnis sieht der treue Lehrer manche gefährlich angelegte Kinder scheiden. Sie waren ihm vielleicht besonders lieb durch ihr Gemüt oder ihre geistigen Gaben. Aber er kennt sie genau. Er weiß, wo die verwundbaren Stellen sind, wo sie wenig Widerstandskraft haben. Oder andere, welche ihm schon bisher Not genug gemacht haben. Was wird aus ihnen, Knaben und Mädchen, werden, wenn sie nun anfangen, sich als Erwachsene zu fühlen, oder wenn sie aus dem heimischen Boden und aus den Schranken des Hauses herausgenommen, ohne Anhalt und christliche Fürsorge in der Fremde weilen? Diesen sorgenden Fragen bieten sich alle jene Veranstaltungen für die Jugend an, die wir als Lehrlingsdaheim, Jünglingsverein, Jungfrauenverein, Herberge zur Heimat, Marthastift, Fabrikarbeiterinnenherberge kennen. Und selbst der auf schwere Irrwege geratenen Tochter thut sich das Magdalenium oder das Frauenheim auf.

Die Innere Mission *vertieft* und bereichert endlich auch die pädagogische Wissenschaft. Die ganze Pädagogik der Anormalen (der Gebrechlichen und der Verwahrlosten) verfügt über eine stattliche Summe von Erfahrungen, von psychologischem und anthropologischem Material. Aber dasselbe ist bis jetzt noch sehr wenig verarbeitet. Es ist eine ganz ähnliche Arbeit nötig, wie wenn

ein Forschungsreisender heimkehrt. Was er mitgebracht, entdeckt hat, das muß erst von der Wissenschaft näher unter die Lupe und das Messer genommen, bestimmt, klassifiziert, eingeordnet und mit dem bisher Bekannten verglichen werden. Es liegen noch Schätze als Rohmaterial vor in den Schriften und Zeitschriften aus den oben genannten Gebieten, welche die Arbeit des gründlichen Studiums von seiten der allgemeinen Pädagogik sehr lohnen würden. Verfasser dieses kann in solchem Betracht aus Erfahrung sprechen. Er hat während mehrerer Jahre umfängliche Studien zu einer Anormalen-Pädagogik gemacht. Andere dringendere Arbeiten haben es aber nur zur Ausarbeitung einiger größerer Abschnitte kommen lassen.

In der That: nach alledem erscheint der Dienst, welchen die Innere Mission der Schule leisten kann und schon bisher nach ihren Kräften geleistet hat, nicht ganz gering.

Welchen Dienst kann nun die Schule der Inneren Mission leisten? Sie stellt der Inneren Mission gar manche edle persönliche Kräfte zu Dienst. Auf einige Namen haben wir schon hingewiesen. Sie bietet sodann der Anormalen-Pädagogik die Wahrheiten und Erfahrungen der allgemeinen Pädagogik dar, welche jene in vollem Umfange, wenn auch in der durch das andersartige Erziehungsobjekt modifizierten Form, verwertet hat. Dies nachzuweisen, ist hier nicht der Ort; es wäre das eine der Aufgaben, welche eine solche Anormalen-Pädagogik, wie sie oben bezeichnet wurde, zu lösen hätte. Sie kann endlich die Benutzung aller direkt oder indirekt der Schule zu gut kommenden Veranstaltungen der Inneren Mission dadurch fördern, daß sie bei gegebener Gelegenheit im Unterricht davon Mitteilung macht, den Sinn dafür zu öffnen, die Herzen dafür zu erwärmen sucht. Es wird das ein Stück der Ausrüstung sein müssen, welche die Schule ihren Kindern fürs Leben mitgiebt. In der Schule kann nicht alles gelernt werden, aber gleichsam die Zellen müssen gebaut werden, in welche der Honig der späteren Kenntnisse und Erfahrungen eingesammelt werden kann. Manchmal hat der Honig auch einen sehr herben Beigeschmack; aber wenn nur kein Gift darin ist, mag's wohl dabei nach dem Sprichwort gehn: Bitter dem Mund, ist dem Herzen gesund. Auch die schweren und schmerzlichen Erfahrungen, ja gerade sie, können und sollen uns zum Segen werden. Dazu ist's aber gut, wenn wir auf sie gerüstet und vorbereitet sind. Ein

Beispiel: wenn ein Dorfjunge als Lehrling nach der Stadt kommt, ist alles so neu, so anders; er fühlt sich einsam; er wünscht Umgang und Anhalt. Wie verschieden ist nun gleich Stimmung und Stellung zur Sache, wenn er nur von dem und jenem hört: es gebe einen Lehrlings- oder einen Jünglingsverein, das werde wohl etwas für ihn sein — oder wenn er sich erinnert, daß sein Lehrer ihm davon erzählt und ihm solchen Verein als etwas Gutes empfohlen hat. — Oder es ist da ein blindes oder taubstummes Kind. Dasselbe in fremde Hände zu geben, ist und bleibt für liebevolle Eltern ein Schweres. Aber wie macht's ihnen doch Mut und erleichtert's ihnen, wenn die Geschwister und vielleicht die Eltern selbst schon in der Schule gelernt haben, daß man's in einer Anstalt für solche Gebrechliche gut hat, daß das kein Gefängnis ist, daß man dort etwas Rechtes lernt und dadurch trotz des Gebrechens ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft werden kann. — Ähnliche Beispiele ließen sich leicht aus allen vorhin genannten Gebieten der Inneren Mission geben. Die beiden genügen wohl zum Erweis des Satzes: wie wichtig und nötig es sei, daß die Innere Mission in dem Unterricht der Schule Berücksichtigung finde.

Zu solcher Berücksichtigung aber möchte die vorliegende Schrift Anregung und Anleitung geben.

3. Behördliches Urteil.

Daß diese unsere Anschauungen von der Berechtigung und Verpflichtung, die Innere Mission mit in den Kreis des Schulunterrichts hineinzuziehen, von autoritativer Seite geteilt werden, beweist eine Verfügung des Hannoverschen Konsistoriums (damals auch noch oberste Schulbehörde in seinem Bezirk) vom 12. Januar 1884, in welcher mit Berufung auf die allgemeinen Bestimmungen in diesem Sinn die nötigen Anordnungen getroffen werden.

Wir lassen diese Verfügung, soweit sie die Innere Mission betrifft, im Wortlaut hier folgen.

Nr. 4. Hannover, den 12. Januar 1884.

Die Bestrebungen und Erfolge auf dem Gebiete der äußeren und inneren Mission haben als hoffnungerweckende Thatbeweise des neuerwachten Glaubenslebens im 19. Jahrhundert in neuerer Zeit einen derartigen Aufschwung und Umfang gewonnen, daß es immer mehr als eine heilige Pflicht auch der Volksschule erscheint, denselben eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen, und sie nach besten Kräften zu fördern.

Eine dahin zielende allgemeine Anordnung findet sich bereits in den „Allgemeinen Bestimmungen“ vom 15. Okt. 1872, indem diese unter Nr. 15 als „die Aufgabe des evangelischen Religionsunterrichtes“ auch dies bezeichnen, daß die Kinder befähigt werden, „an dem Leben sowie an dem Gottesdienste der Gemeinde lebendigen Anteil nehmen zu können,“ und in Nr. 16 bei dem weiteren Fortgange des Unterrichts „Nachrichten über das Leben der evang. Kirche in unserer Zeit“ ausdrücklich erfordern, auch für mehrklassige Schulen vorschreiben, „diesen Unterricht und insbesondere auch die Darstellung der christlichen Kirchengeschichte entsprechend zu erweitern.“

Hat die Volksschule der Natur der Sache nach anderen Kreisen, namentlich den zu diesem Zwecke ins Leben gerufenen besonderen Vereinen, es zu überlassen, auf dem bezeichneten Gebiete die Bahn zu brechen, bestimmte Anstalten und Institute zu gründen und zu erhalten, welche der christlichen Liebesthätigkeit nach dieser oder jener Seite hin sich dienstbar erweisen, so wird sie vielmehr als ihre eigentümliche Aufgabe es erkennen, in der, der Volksschule anvertrauten, heranwachsenden Jugend mit liebevollem Verständnis und sorgsam eingehender Treue den echt christlichen Sinn zu wecken und zu pflegen welcher den Notständen im eigenen Volke wie den Notständen in der Heiden-, welt in wirksamer Weise Abhülfe verschaffen möchte. Eine derartige unterstützende Mitwirkung der Schule wird ohne Zweifel von allen beteiligten Kreisen mit lebhafter Freude begrüßt werden, da es von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist, und eine beachtenswerte Bürgschaft für die Zukunft bietet, wenn insbesondere die heranwachsende Jugend mit Interesse für die in Rede stehenden Bestrebungen erfüllt wird, und mit ihr zugleich die nachfolgenden Generationen, indem nur auf solchem Wege weitgreifende Ziele erreicht werden, der weitere Bestand wohlthätiger Anstalten gesichert, und ihre Erweiterung und Vervollständigung für die Zukunft erhofft werden kann.

1. Schon bisher kam die Volksschule als solche mit den sozialen Notständen unseres Volkes auf mannigfache Weise in die unmittelbarste Berührung, da die ihr zugewiesenen Kinder zu einem nicht unerheblichen Teile gerade solchen Volkskreisen angehören, welche unter jenen Notständen zu leiden haben. In richtigem Verständnisse der ihnen selbst im Berufsleben nahetretenden Bedürfnisse, haben manche der Lehrer, wie wir gern anerkennen, schon immer eine gesegnete Wirksamkeit geübt, als Mitglieder oder Förderer des sehr beachtenswerten neueren Instituts der Waisenräte, sowie bei der Unterbringung verwahrloster Kinder in der Pestalozzistiftung, in Waiseninstituten, Rettungsanstalten, ferner bei Knabenbeschäftigungsanstalten u. dgl., und wir können nur wünschen, daß in allen diesen Beziehungen den alten bewährten Kräften neue, jüngere, mit nicht minderem Eifer sich fort und fort freudig anschließen werden.

Daneben wird es nur förderlich sein können, wenn auch in dem Unterrichte der Volksschule selbst die Kinder auf die vorhandenen Werke und Institute der inneren Mission, zumal auf die in ihrer Nähe befindlichen, und von ihnen selbst beobachteten, in entsprechender Weise ausdrücklich hingewiesen werden, damit sie bei Zeiten deren Bedeutung mit liebevollem Verständnisse würdigen lernen. Die Gelegenheit zu derartigen Mitteilungen wird sich namentlich im Religionsunterrichte, im Anschlusse an das Lesebuch und in der Geographiestunde leicht von selbst ergeben. Eine solche Hinweisung ist dann um

so wünschenswerter, wenn das spätere Leben den Kindern Gelegenheit bieten wird, für sich selbst von ihren Kenntnissen auf diesem Gebiete einen unmittelbaren Nutzen zu ziehen. Wir erinnern hier an die Jünglings- und Dienstbotenvereine, besonders an die „Herbergen zur Heimat,“ welche in ihrer vor Versuchungen bewahrenden Thätigkeit so manchem Schulkinde später bei seinen Wanderungen und dem Leben in der Welt zu unberechenbarem Segen werden können, während es umgekehrt auf der Hand liegt, daß sie solchen Segen entbehren müssen, wenn sie bislang von dem allen nichts oder nur Ungenügendes erfahren haben.

2. [Handelt von der äußeren Mission].

3. Da nun im weiteren vor allem erforderlich ist, daß die Lehrer selbst in fortlaufender Kenntnis sich erhalten über die Entwickelungen und Fortschritte der christlichen Liebesthätigkeit auf dem Gebiete der inneren und äußeren Mission, so müssen wir wünschen, daß zu einer derartigen Fortbildung insbesondere die monatlichen Konferenzen benutzt werden, welche die Lokalschulinspektoren nach bestehender Ordnung mit den Lehrern abzuhalten haben. Weitere Anordnungen dieserhalb uns vorbehaltend, bestimmen wir zunächst, daß in dem laufenden Jahre eine Orientierung auf dem Gebiete der inneren und äußeren Mission fortlaufend zum Hauptgegenstande der Verhandlungen auf den monatlichen Lehrerkonferenzen gemacht werde, indem wir vertrauen, daß die Lokalschulinspektoren nach eigenem Ermessen und etwaiger Beratung mit den Kreisschulinspektoren zu dem Ende einen zweckmäßigen, zum Ziele führenden Weg einschlagen werden.

Als Hilfsmittel für diese gemeinsame Arbeit empfehlen wir, sofern es sich um die innere Mission der Provinz Hannover handelt, u. a. das Werk des Siftspredigers Rothert zu Loccum, welches unter dem Titel „Die innere Mission in Hannover“ 1878 bei Oemler in Hamburg (Preis 4 M.) erschienen ist, und das vom evangelischen Verein hieselbst herausgegebene „Hannoversche Sonntagsblatt,“ im weitern die Wichern'schen „Fliegenden Blätter“ aus dem Rauhen Hause zu Horn ꝛc. — [Handelt von den litter. Hilfsmitteln für äußere Mission.]

Über das bei diesen Verhandlungen in den Lehrerkonferenzen beobachtete Verfahren und dessen Erfolge wünschen wir bis 1. Juli 1885 die Berichte der Kreisschulinspektoren zu erhalten, auf Grund der, von den Lokalschulinspektoren zu machenden Mitteilungen, indem wir hoffen dürfen, daß alle Beteiligten mit freudigem Eifer in eine gemeinsame Thätigkeit nach den bezeichneten Richtungen hin eintreten werden, welche dem Reiche Gottes im kleinen wie im großen zu gute kommt, und unter dem Segen Gottes für jeden die reichsten Früchte verspricht.

Jedem Lokalschulinspektor und jedem Lehrer ist ein Exemplar dieses Ausschreibens zuzustellen und erfolgt die dazu nötige Anzahl hieneben.

Königliches Konsistorium.
Abteilung für Volksschulsachen.

Rautenberg.

An
sämtliche General- und Spezial-Superintendenten, auch Kreisschul-Inspektoren und Magistrate des hiesigen Konsistorialbezirks, sowie an das Königl. und Gräfliche Konsistorium zu Neustadt u. H. Nr. 854.

Auch möchte die Königliche Ordre an das Staatsministerium Berlin d. 18. Okt. 1890 über die Mitwirkung der Schule gegen die Ausbreitung socialistischer und kommunistischer Ideen wenigstens andeutungsweise hier herbeizuziehen sein. Das Gebiet, worauf hier der Blick gelenkt wird, deckt sich ja entfernt nicht mit dem unsrigen. Aber beide berühren sich doch, wie u. a. aus den Ausführungsbestimmungen hervorgeht, welche das Preußische Kultusministerium an sämtliche Königl. Provinzialschulkollegien erlassen hat, und in welchen es sub 1 heißt, daß in den Ergänzungsheften zum Seminar-Lesebuche u. a. auch „Nachrichten über hervorragende Werke der Barmherzigkeit und über deren Urheber und Pfleger“ gegeben werden sollen. — In dem Erlaß an sämtliche Königl. Regierungen und an das Königl. Provinzial-Schulkollegium zu Berlin in betreff desselben Gegenstandes wird sub 4 wieder besonders als Unterrichtsziel hervorgehoben, daß die Kinder befähigt werden sollen „an dem Leben wie an dem Gottesdienst der Gemeinde lebendigen Anteil“ zu nehmen.

Bis jetzt ist von den Ergänzungen zum Seminarlesebuche Heft I, „Vaterländisches“ Berlin 1890, Reichsdruckerei (IV, u. 104 S.) erschienen. Das Heft II, welches jene „Nachrichten über hervorragende Werke der Barmherzigkeit und über deren Urheber und Pfleger“ enthalten sollte, steht noch aus.

II. Wie soll die Schule für die Innere Mission wirken?

Wir haben hier nur das Ergebnis der prinzipiellen Erörterung zu entfalten und auf die Praxis anzuwenden. Es handelt sich dabei um die Methode der Inneren Mission im Unterricht, die Befähigung dazu, die Hilfsmittel dafür.

1. Die Methode.

Vor allem ist hervorzuheben, daß es uns nicht von ferne einfällt, für die Innere Mission besondere Stunden zu verlangen und sie als eine eigene Disciplin behandelt sehn zu wollen. Sondern nach den Grundsätzen der Konzentration sollen die von der Inneren Mission dargebotenen Stoffe an andere Lehrgegenstände angeschlossen werden. Das wird diesen Disciplinen zum Segen gereichen. Der Inneren Mission aber wird am meisten geholfen sein, wenn man sich von ihr helfen läßt. Sie bietet nämlich eine solche Fülle von Lebenszügen, Illustrationen, Anschauungsmitteln, Belegen, daß es dem gesamten Unterricht nur zum Schaden gereichen kann, wenn man sich diese Hilfsmittel entgehen läßt. Zieht man sie aber heran, so wird die Innere Mission in ihren einzelnen Zweigen von selbst bekannt. — Auch die Richtung auf das Ethische, der

praktische, lebensvolle Zug, welcher in der Inneren Mission vorhanden ist, dürfte sie als Unterrichtsmittel und damit zugleich Unterrichtsgegenstand (in der vorhin angegebenen Modifikation) empfehlen. Liebe in den Seelen zu pflegen, bietet sie reiche Gelegenheit.

Der Stoff verteilt sich ziemlich gleichmäßig auf den Religionsunterricht einerseits, den Sach- und Sprachunterricht andrerseits. Wegen der Durchführung im einzelnen sei auf den speziellen Teil dieses Buchs verwiesen. Besonders hervorzuheben ist, daß gerade die Mitteilungen aus der Inneren Mission sehr dazu beitragen werden, dem Unterricht, in was für Fächern es immer sei, den Charakter des Gesinnungsunterrichts aufzuprägen. Übrigens soll das Maß des von uns hier Gebotenen nicht das Maß des im Unterricht Mitzuteilenden und zu Verwendenden sein. Ebenso braucht das Einzelne nicht an der Stelle erzählt und besprochen zu werden, an welcher es hier im Buch steht. Wer ordentlich in unserem Handbüchlein Bescheid weiß, der kann den Stoff im einzelnen ganz anders ordnen, kann, was hier in der Kirchengeschichte genannt ist, beim Katechismus verwenden, und was hier in der Geographie mitgeteilt ist, in dem biblischen Unterricht benutzen. Ebenso braucht lange nicht alles durchgenommen zu werden. Ein Buch für die Hand des Lehrers muß mehr enthalten, als was er gerade einer Klasse in einem Jahreskurs mitteilt. Wir wollten eine reiche Auswahl, wir wollten lebensvolle Anregungen geben. „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.“ — Als Form der Mitteilung ist meist die Erzählung gedacht, wobei der Lehrer an den betreffenden Hauptlehrstoff, sowie an sonst Bekanntes anknüpft und nachher sich natürlich durch Fragen des erfolgten Verständnisses versichert. Ob man auch vorlesen soll? Viel besser ist eine gute freie Mitteilung. Sie kann sich ja ganz anders dem Verständnis der Kinder anschmiegen. Aber wenn jemand mit dem Erzählen längerer Stücke zu große Schwierigkeiten hat, so versuche er das Vorlesen. Zur Abwechslung mag's angehen. Vielleicht ist gut gelesen besser, als schlecht erzählt.

Übrigens gilt auch hier, daß der Lehrer selbst die beste Methode ist. „Es mag eine Methode noch so fein erdacht sein, der Mann erst, der sie handhabt, muß Leben in sie bringen; und wenn er dies nicht thut, wenn er nur gehorsam vollzieht, was sein Lehrbuch oder seine Methodik ihn thun heißt, so wird nichts

Sonderliches dabei heraus kommen" (Palmer). Dagegen rühmt Pestalozzis Schüler Plochmann von diesem seinem Meister: „Die Fülle der Liebe, dieses göttlichen Lebens in ihm, war der Zug, mit dem er erzog, ihre Macht die Bildnerin, die jedes Kind auf die ihm eignende Weise faßte und bildete; er selbst mit seinem Vatersinn und seiner Muttertreue war die Methode." So ist auch in unserem Fall die vom Gegenstand erfüllte und begeisterte Persönlichkeit des Lehrers die große Hauptsache. Einem Lehrer, der ein Mann der Inneren Mission ist, kann unser Büchlein nichts mehr geben als brauchbares Material. Er wird es leicht und freudig mit seinem Geist durchdringen.

2. Die Bildung.

Wie für jede ernste geistige Leistung, so bedarf's auch für den Lehrer der Bildung (Vorbildung, Ausbildung, Fortbildung), wenn er die Innere Mission in der Schule berücksichtigen will.

Im Seminar sollte dafür die Vorbildung gegeben werden. Ein lebendiges Samenkorn aus dem vollen Erntesegen der Inneren Mission in ein jugendliches Herz gesenkt, bringt größeren Gewinn fürs Lehrerleben und Personleben, als eine ganze Menge von Formalismus und toten Kenntnissen. Da sich an vielen Seminarorten oder doch in erreichbarer Nähe derselben Anstalten der Inneren Mission irgend welcher Art befinden, so bedarf's für einen strebsamen Seminaristen oft nur des Hinweises eines geachteten Lehrers, um ihn eine solche in Augenschein nehmen zu lassen. Noch viel besser ist's freilich, wenn der Lehrer mit seiner Klasse nach Verabredung mit der Anstaltsleitung dort einen Besuch macht, so daß alles gründlich gezeigt und erklärt werden kann. Man richtet jetzt oft mit Mühe und Kosten allerlei Kurse ein, auch solche zur Bekanntmachung mit den Bestrebungen der Inneren Mission; wir billigen das im höchsten Maß; aber oft wäre ohne alle Mühe und Kosten das gleiche zu erreichen, wenn man nur die vorhandene Gelegenheit benutzte. Es giebt manches kleine Städtchen, das bei sachkundiger Umschau mehr als ein halbes Dutzend Anstalten der Inneren Mission aufweist. Hier werde dem angehenden Jugendbildner der erste Anschauungsunterricht in der Inneren Mission erteilt.

Da aber die jetzt im Amt stehenden Lehrer diese Vorbildung noch nicht genossen haben, so sind sie darauf angewiesen, sich selbst die nötige Ausbildung zu geben. Das geschieht zunächst durch

Lektüre. Für solche Männer, welchen das Herz warm geworden ist für die Sache, und welche sich nun näher instruieren möchten, ist recht eigentlich unser Büchlein geschrieben. Ein mit Papier durchschossenes Exemplar desselben dient als Vorratskammer, in welche das bei anderweiter Lektüre bemerkenswert und namentlich didaktisch verwendbar Gefundene eingesammelt wird. (Über sonstige Litteratur giebt der folgende Abschnitt Auskunft.) — Neben die Lektüre und das Studium tritt aber sodann auch die Besichtigung von Anstalten der Inneren Mission. Es ist ja leicht zu erkunden, welche derselben in der Nähe vorhanden sind. Ein Nachmittag zum Gang auf eins ihrer Feste oder zur Betrachtung ihres Alltagsbetriebs verwendet wird sich reichlich lohnen. Zudem erhält man von einer jeden gratis die Berichte und sonstigen Veröffentlichungen, so daß man sich auch vorher oder nachher noch näher über das Thatsächliche und die Geschichte der Anstalt instruieren kann. Hat man gar Gelegenheit, auf einer Ferientour eine der großen Unternehmungen der Inneren Mission in Augenschein zu nehmen (das Rauhe Haus, Kaiserswerth, Bielefeld u. s. w.), so ist das eine bedeutende Bereicherung der Anschauungen von der Sache. — Ein letztes Mittel zur Kenntnisnahme, das dem Seminaristen noch verschlossen war, thut sich dem selbständigen Lehrer auf, ich meine die Mitarbeit. Die Gelegenheiten dazu sind zahlreich: Verwaltung einer Volks- und Jugendbibliothek, Hilfe bei der Organisation und Beaufsichtigung einer Kirchspiels- oder Bezirkskolportage, Einsammlung einer Kollekte im Schuldistrikt, Vortrag oder musikalische Produktion in einem Jünglings- oder einem Männerverein, Mithilfe an einem Kindergottesdienst, Übernahme der Pflichten eines Waisenrats oder Armenpflegers, Hilfe in einem Kinderhort, Mitgliedschaft im Vorstand irgend eines Vereins oder einer Anstalt, Sorge für ein nicht vollsinniges Kind oder für dessen Unterbringung in eine Anstalt u. s. w. Wir sehen, es mangelt nicht an Gelegenheit; es ist eher deren zu viel als zu wenig da. Gewiß haben schon manche Lehrer sich für die Innere Mission im ganzen oder für einzelne Zweige derselben theoretisch und praktisch interessiert. Aber viele von denen, welche nach ihrer religiösen Stellung, nach Bildung, Begabung und Beruf in den Reihen der Freunde und Mitarbeiter der Inneren Mission zu finden sein sollten, fehlen noch. Ich kenne hochachtbare Bestrebungen der Inneren Mission, welche sich wiederholt vergeblich bei Vorstandswahlen nach einem und dem

anderen Lehrer umgesehen haben. Sie wollten gern auch diesen Stand in ihrem Kreis vertreten haben. Aber es war kein Vertreter desselben zu finden, der bis dahin schon ein größeres Interesse gezeigt hätte. Und jemand in einen Vorstand wählen auf die Hoffnung hin, daß das Interesse noch kommt, ist doch auch eine eigene Sache. Also die Werke der Inneren Mission bitten um die Liebe, das Interesse, die Mitwirkung der Lehrerschaft in höherem Grad als bisher. Nach dem, was oben über Notwendigkeit der Inneren Missionsarbeit und über deren bisher geleisteten Hilfsdienst für die Schule gesagt ist, dürfte diese Bitte nicht ungerechtfertigt sein.

Der Fortbildung der Lehrer in der Inneren Mission würde es neben allem schon Erwähnten dienen, wenn öfter als bisher auch auf den Lehrerkonferenzen aus den zahlreichen Gebieten der Inneren Mission Themata behandelt würden, welche ein direkt pädagogisches Interesse bieten oder in welchen sich Innere Mission und Pädagogik begegnen. (Für solche, welche bei Vorträgen der Art um Litteratur in Verlegenheit wären, sei namentlich auf die verschiedenen Fachbibliotheken für Innere Mission verwiesen, deren Kataloge unten angegeben werden.)

3. Die Litteratur.

a) Die Handbibliothek des Lehrers, welcher die Innere Mission in seinem Unterricht berücksichtigen will, braucht nur sehr wenig umfangreich zu sein. Zur Not genügt der Besitz dieses Handbüchleins. Sehr wünschenswert ist's freilich, wenn er noch eins der nachbenannten Bücher besitzt, welches gerade über das Land oder die Provinz, in welcher er wohnt, Auskunft giebt. Ich notiere zur Auswahl alles, was in dieser Art erschienen ist. Ein Rat für die Auswahl ist nicht wohl zu geben. Manche der Schriften bieten fast nur Tabellen, andre ausgeführte Darstellungen. Viele sind älter, einige reichen bis in die neuste Zeit, den Preis habe ich, soweit möglich, beigefügt. Aus der angegebenen Seitenzahl kann man die Stärke des Buchs erkennen. Aus allen, auch den älteren und wenigst umfangreichen, gewinnt man doch einen Anhalt für das Wichtigste. Wer sich für Einzelnes näher interessiert, kann sich ja leicht die letzten Jahresberichte der betreffenden Anstalten verschaffen. Dieselben werden auf Wunsch stets gern und gratis übersendet.

1. Provinz Brandenburg.

Die Innere Mission in Berlin. Berlin 1883. (XII u. 176 S.) 2 M.

Reiche, Übersicht über den Stand der Inneren Mission in der Prov. Brandenburg. Berlin 1893. (IV u. 149 S.) 0,50 M.

2. Provinz Schlesien.

Schian, Die Innere Mission in Schlesien. 6. Aufl. Breslau 1886. (93 S.) 30 Pf.

Schütze, Die Innere Mission in Schlesien. (Bd. VI von Th. Schäfer, Die Innere Mission in Deutschland.) Stuttgart 1883. (XII u. 296 S.) 4 M.

3. Provinz Ostpreußen.

Die Innere Mission, ihre Arbeiten und Aufgaben in Ostpreußen. Berlin 1872. (IV u. 64 S.) 0,80 M.

4. Provinz Westpreußen.

Bourwieg, Die Innere Mission in Westpreußen. Elbing 1875. (IV u. 224 S.) 1,60 M.

5. Provinz Pommern.

Droysen, Die Innere Mission, ihre Aufgaben und Arbeiten in Pommern. Stargard i. P. 1876. (VI u. 152 S.) 1,20 M.

Thimm, Übersicht über die Arbeit der Inneren Mission in Pommern. Stettin 1891. (IV u. 128 S.) 1,60 M.

Bilder aus dem kirchlichen Leben und der christlichen Liebesthätigkeit in Pommern. I. Band. Stettin 1895. (VI u. 346 S.)

6. Provinz Sachsen.

Simon, Die Aufgaben und Arbeiten der Inneren Mission in der Provinz Sachsen. Halle 1873. (VIII u. 120 S.) 0,75 M.

Hilfsbüchlein, zunächst für die Synodalvertreter der Inneren Mission in der Provinz Sachsen. Magdeburg 1879. (147 S.)

Die Werke der Inneren Mission und verwandter Bestrebungen in der Provinz Sachsen. Statistische Übersicht nach den Erhebungen von 1886 und 1888. Magdeburg 1889. (83 S.) 0,75 M.

Die Werke der Innern Mission und verwandter Bestrebungen in der Provinz Sachsen. Nachtrag zur Statistik vom Jahre 1889 nach den Erhebungen vom Frühjahr 1894. Magdeburg 1894. (67 S.) 0,50 M.

7. Provinz Posen.

Schlecht, Der Anteil der evangelischen Kirche Posens an den Arbeiten der Inneren Mission. Posen 1875. (IV u. 128 S.) 1 M.

8. Provinz Westfalen.

Schmalenbach, Die Innere Mission in Westfalen. Gütersloh 1873. (VIII u. 170 S.) 1,20 M.

9. Rheinprovinz.

Höpfner, Das Werk der Inneren Mission in der evangelischen Kirche der Rheinprovinz. Bonn 1876. (IV u. 256 S.) 3 M.

10. Provinz Hannover.

Rothert, Die Innere Mission in Hannover. 2. Aufl. (Bd. I von Th. Schäfer, Die Innere Mission in Deutschland.) Stuttgart 1889. (451 S.) 6 M.

11. Provinz Schleswig-Holstein.

Hansen, Schleswig-Holstein, seine Wohlfahrtsbestrebungen und gemeinnützigen Einrichtungen. Kiel 1882. (XII u. 711 S.) 6 M.

Bericht des Ausschusses der III. ordentlichen Gesamtsynode der evang.-luth. Kirche der Provinz Schleswig-Holstein. 1888. (61 S.)

Bericht des Ausschusses der IV. ord. Ges. 2c. 1891. (41 S.)

Bericht des Ausschusses der V. ord. Ges. 2c. 1894. (47 S.)

Treplin, Zur Gesch. der J. M. in Schleswig-Holstein (Flieg. Blätter 1886, S. 133 ff. und 1894, S. 378 ff.).

12. Provinz Hessen-Nassau.

Sardemann, Übersicht über die J. M. im Konsistorialbezirk Kassel (Schäfer, Monatsschrift X, 1890, S. 3 ff.).

13. Reichsland Elsaß-Lothringen.

Hackenschmidt, Armut und Barmherzigkeit im Elsaß. Straßburg 1880. (104 S.) 2 M.

14. Königr. Sachsen.

Misericordias Domini. Der Landesverein für J. M. im Königr. Sachsen. Dresden 1893 (84 S.). 1 M.

15. Königr. Bayern.

Beck, Die Innere Mission in Bayern diesſ. d. Rh. (Bd. III. von Th. Schäfer, Die Innere Mission in Deutschland.) Stuttgart 1880. X u. 233 S.) 4 M.

Ostertag, Helfen und heilen. Bilder aus der evang. Liebesthätigkeit vornehmlich der bayer. Landeskirche. Erlangen und Leipzig 1890. (VI u. 402 S.) 4,80 M.

16. Königr. Württemberg.

Schmidt, Die Innere Mission in Württemberg. (Bd. II von Th. Schäfer, Die Innere Mission in Deutschland.) Stuttgart 1879. (XVI u. 288 S.) 4,80 M.

Jubiläumsbericht der Centralleitung des Wohlthätigkeitsvereins im Königr. Württemberg über ihre Leistungen in den 50 Jahren von der Zeit ihrer Gründung 1817—1867. Stuttgart. (84 S.)

Leibbrand, Stuttgart. Die Anstalten und Vereine für Wohlthätigkeit. Stuttgart 1869. (IV u. 100 S. u. Plan.)

Camerer, Statistik der Fürsorge für Arme und Notleidende im Königreich Württemberg. Stuttgart 1876. (IV u. 294 S.)

Wohlthätigkeits-Anstalten und Vereine im Königr. Württemberg. Wegweiser über die den Hilfsbedürftigen aus dem ganzen Lande zugänglichen Einrichtungen. Stuttgart 1879. (51 S.) 0,75 M.

Übersicht über die Wohlthätigkeits-Anstalten und -Vereine im Königr. Württemberg. Gefertigt durch die Centralleitung des Wohlthätigkeitsvereins. Stuttgart 1882. (51 S.)

17. Großh. Baden.

Hesselbacher, Die Innere Mission in Baden. Karlsruhe 1884. (IV u. 59 S.) 1 M.

18. Herzogtum Anhalt.

Zusammenfassung der Berichte der Diöcesanvertreter für Innere Mission, aus den Jahren 1887—1888. Vorlage an die Landessynode des Herz. Anhalt. (14 S.)

19. Freie Stadt Hamburg.

Lindner, Hamburgs christliche Liebesthätigkeit. Hamburg 1887. (IV u. 140 S.) 1 M.

20. Freie Stadt Lübeck.

Michelsen, Die Innere Mission in Lübeck. (Bd. IV. von Th. Schäfer, Die Innere Mission in Deutschland.) Stuttgart 1880. (X u. 104 S.) 2 M.

21. Freie Stadt Bremen.

Iken, Die Innere Mission in Bremen. (Bd. V von Th. Schäfer, Die Innere Mission in Deutschland.) Stuttgart 1881. (XIV u. 98 S.) 1,80 M.

b) Die pädagogische Bibliothek. Eine solche besteht z. B. am Lehrerseminar, an größeren Schulen, für größere Schulverwaltungsbezirke, als Abteilung anderer wissenschaftlicher größerer Büchersammlungen. Auf alle diese hat der Lehrer entweder als Berufsgenosse oder als einfacher Leser einen gewissen Einfluß. Er benutze denselben, um die Anschaffung mancher Werke zu erbitten und zu empfehlen, welche die Innere Mission betreffen. Jede gut verwaltete Bibliothek schafft je nach Maßgabe ihrer Mittel gern, namentlich größere Werke an, durch welche sie hoffen kann, ihren Besuchern nützlich zu sein. Ich gebe eine Auswahl derjenigen, welche mir vor anderen für eine pädagogische Bibliothek anschaffenswert erscheinen.

Will jemand sich von allen unten genannten, namentlich den zusammenfassenden Werken nur eins anschaffen, so steht ganz zweifellos das Uhlhorn'sche in erster Linie. Es ersetzt bis zu einem gewissen Grad eine ganze, nicht gerade kleine Bibliothek: ein Werk ersten Ranges, sowohl der Forschung als Darstellung nach. Aber es verlangt aufmerksame, gut unterrichtete Leser, wird freilich solchen die aufgewendete Mühe reichlich lohnen. — Mein Leitfaden giebt eine ziemlich ausführliche Geschichte der Liebesthätigkeit (darin namentlich auch kurze Biographien der Helden und Heldinnen der Barmherzigkeit); hernach eine bis auf die Gegenwart fortgeführte Übersicht aller Arbeitsfelder (jedesmal nach den sechs Gesichtspunkten: Notstand, Geschichte, Einrichtung und Arbeit, Schwierigkeiten und Gefahren, verwandte und Hilfs-Einrichtungen, Ziel und Segen); endlich zu allen Abschnitten ein Verzeichnis der bedeutsamsten Litteratur. — Lehmanns

Werke der Liebe umfassen ungefähr denselben Stoff in Form von Vorträgen, die sich mit ihrer schönen warmen Sprache gut lesen, auch zum Vorlesen eignen. In betreff des Thatsächlichen sind sie freilich etwas veraltet. — Meine „Weibliche Diakonie" stellt in ihren drei Bänden die Geschichte und die Arbeit der weiblichen Diakonie, sowie die Diakonissin und das Mutterhaus ganz eingehend dar. Das Buch umfaßt etwa die Hälfte der ganzen Inneren Mission, nämlich die, welche Frauenhänden und Berufsarbeiterinnen obliegt. — „Im Dienst der Liebe" sucht in knappster Form und im Ton der Familienlektüre in die Diakonissensache einzuführen. Namentlich auch jungen Mädchen in die Hand zu geben. — In den beiden Schriften von Wichern finden wir in machtvoll andringender Sprache das Bild der Inneren Mission, wie es sich in den Anfangszeiten darstellte. Es sind heute noch wichtige Impulse daraus zu gewinnen, die mitgeteilten Thatsachen wollen freilich aus ihrer Zeit heraus verstanden sein. — In jedem Band des „Praktischen Christentums" werden neun wichtige Themata aus dem Gesamtgebiet der Innern Mission in Vorträgen besprochen. — Die beiden Schlosserschen Schriften sind edle Zeugnisse eines in Gottes Wort und im Volksleben wurzelnden Mannes, schlicht, tief, charakter- und gemütvoll. — Ostertag erzählt anschaulich und sachkundig von zwölf der wichtigsten Anstalten und bietet damit eine gute Ergänzung des von mir über Innere Mission in der Geographie Gebotenen. — Der „Diakonissen-Katechismus" wird namentlich denen empfohlen, welche den lutherischen Katechismus unter einem neuen Gesichtspunkt betrachten und ihn zur Einführung in die Grundgedanken der Inneren Mission benutzen wollen.

In betreff der biographischen Werke bemerke ich nur, daß ich mich auf eine Auswahl von im engeren Sinn pädagogischen beschränkt habe. Nur drei der genannten sind besonderer Art. Die beiden von Armin Stein kleiden die wirkliche Geschichte novellistisch ein, erzählen aber gut und frisch. Das Buch von Piper ist eine ganze Kirchengeschichte in Lebensbildern — 399 an der Zahl — von den berufensten Kräften gearbeitet, zum Teil Meisterstücke in ihrer Art, darunter auch viele aus der Liebesthätigkeit.

Was die Schriften über die einzelnen Arbeitsgebiete enthalten, geht aus ihren Titeln hervor. Es ist von dem Vorhandenen das Beste ausgewählt.

1. Zusammenfassende Schriften.

Uhlhorn, Die christliche Liebesthätigkeit. I. Bd.: Alte Kirche. Stuttgart 1882. (IV u. 421 S.) II. Bd.: Mittelalter. 1884. (IV u. 531 S.) III. Bd.: Seit der Reformation. 1890. (VI u. 520 S.) 20 M. 2. Aufl. in 1 Bd. [Ohne Anmerkungen.] 1895. (815 S.) 12 M.

Schäfer, Leitfaden der Inneren Mission. 3. Aufl. Hamburg 1893. (XVI u. 255 S.) 3,60 M.

Lehmann, Die Werke der Liebe. 2. Aufl. Leipzig 1883. (VIII u. 380 S.) 4,50 M.

Schäfer, Die weibliche Diakonie in ihrem ganzen Umfang dargestellt. I. Bd.: Die Geschichte der weibl. Diakonie. 2. Aufl. Stuttgart 1887. (XVI u. 328 S.) II. Bd.: Die Arbeit der weibl. Diakonie. 2. Aufl. 1893. (XII u. 344 S.) III. Bd.: Die Diakonissin und das Mutterhaus. 2. Aufl. 1894. (XIV u. 330 S.) à 4,50 M.

Schäfer, Im Dienst der Liebe. Skizzen zur Diakonissensache. 2. Auflage. Gütersloh 1896. (X u. 79 S.) 1 M.

Wichern, Die Innere Mission der Deutschen evangelischen Kirche. Denkschrift. 3. Aufl. Hamburg 1889. (VIII u. 279 S.) 3 M.

Wichern, Vorträge u. Abhandlungen. Herausgeg. von J. Wichern und F. Oldenberg. Hamburg 1891. (VIII u. 334 S.) 3,60 M.

Schäfer, Praktisches Christentum. Vorträge aus der Inneren Mission. 3 Bände. [Jeder einzeln käuflich.] Gütersloh 1888. (VIII u. 172 S.) 1892. (VIII 200 S.) 1895. (VIII u. 172 S.) à 2,40 M.

Schlosser, Vorträge. Gütersloh 1891. (IV u. 432 S.) 5 M.

Schlosser, Reden im Freien ꝛc. Frankf. a. M. 1881. (IV u. 423 S.) 4,50 M.

Ostertag, Werkstätten evang. Liebesthätigkeit. Mit 17 Bildern und einem Plan. ;München, M. Pößl. [1895.] (VIII u. 216 S.) 3 M.

Schäfer, D akonissen-Katechismus. Das Diakonissenleben im Licht des luth. Katechismus. Gütersloh 1895. (VIII u. 200 S.) 1,80 M.

2. Biographieen.

Piper, Die Zeugen der Wahrheit. Leipzig 1874 u. 75. (4 Bde.) 28,80 M.

Kramer, A. H. Franckes pädag. Schriften. 2. Aufl. Langensalza 1885. (XII u. 465 S.) 4 M.

Armin Stein, Aug. Herm. Francke. Zeit- und Lebensbild aus der Periode des deutschen Pietismus. Halle a. S. 1880. (XII u. 357 S.) 2,70 M.

Armin Stein, Johannes Falk. Ein Zeit- und Lebensbild. Halle a. S. 1881. (X u. 326 S.) 3,30 M.

Rosalie Falk, Johannes Falk. Erinnerungsblätter. Weimar 1868. (142 S.) 1,50 M.

Bodemann, Joh. Fr. Oberlin, Pfarrer im Steinthal. 3. Aufl. Stuttgart 1879. (224 S. nebst Oberlins Porträt.) 1,80 M.

v. Zezschwitz, Der Pädagog H. Pestalozzi. Erlangen 1871. (42 S.) 0,60 M.

Thiersch, Christian Heinrich Zellers Leben. Basel 1876. 2 Bde. 6 M.

Oldenberg, Joh. Hinr. Wichern. Sein Leben und Wirken. Hamburg 1882—87. 2 Bde. 16 M.

Kopp, Chr. Gottlob Barth's Leben und Wirken. Calw u. Stuttgart 1886. (304 S.) 1,50 M.

[**L. Heldring**,] bevorw. von Baur, aus dem Holländ. von Müller, O. G. Heldring, sein Leben und seine Arbeit. Gütersloh 1882. (XVI u. 416 S. nebst H.s Porträt.) 6 M.

3. Einzelne Arbeitsfelder.

(Alphabetisch nach den Verfassern.)

Bode, Zum Schutz unserer Kinder vor Wein, Bier und Branntwein. Hildesheim 1894. (47 S.) 0,40 M.

Brösel, Das Recht des Arbeiters auf den Sonntag. Leipzig 1876. (II u. 50 S.) 0,40 M.

Georgi, Anleitung zur Behandlung blinder Kinder im Kreise ihrer Familie bis zur Aufnahme in die Blindenanstalt. Dresden 1857. (45 S.)

Gerlach, Die kirchliche Armenpflege. Nach dem Engl. d. Dr. Th. Chalmers. Berlin 1847. (XXIV u. 245 S.) 4 M.
Hübener, Die christliche Kleinkinderschule, ihre Geschichte und ihr gegenwärtiger Stand. Gotha 1888. (VI u. 328 S.) 2,80 M.
Hebold, Das blinde Kind im elterlichen Hause und in der Volksschule. Berlin 1862. (60 S.)
Hesekiel, Erziehungsvereine. (Heft I der „Kleinen Bibliothek für J. M." herausg. vom Landesverein für J. M. im Königr. Sachsen.) Dresden 1874. (20 S.) 0,20 M.
Hill, Die Geistlichen und Schullehrer im Dienste der Taubstummen. 3. Aufl. v. Öhlwein. Weimar 1882. (VIII u. 143 S.) 1,60 M.
Krummacher, Lebensbilder von Freunden und Förderern der evang. Jünglingsvereine. Elberfeld 1882. (VIII u. 261 S.) 2 M.
Krummacher, Die evang. Jünglingsvereine Elberfeld 1894. (VIII u. 444 S.)
Kruse, Lade die Krüppel ein! Gütersloh 1893. (43 S.) 0,40 M.
Liebich, bevorw. von Wagner, Obdachlos. Bilder aus dem socialen u. sittlichen Elend der Arbeitslosen. Berlin 1894. (XVI u. 256 S.) 3 M.
Martius, Handbuch der deutschen Trinker- und Trunksuchtsfrage. Gotha 1881. (VIII u. 392 S.) 6 M.
Niemeyer, Die Sonntagsruhe vom Standpunkte der Gesundheitslehre. 2. Aufl. Leipzig 1883. (VIII u. 75 S.) 1,50 M.
Römheld, Die Verpflanzung der Inneren Mission, insbesondere der weiblichen Diakonie auf das Land. Gotha 1883. (IV u. 76 S.) 1 M.
Raiffeisen, Kurze Anleitung zur Gründung von Darlehnskassen-Vereinen. Heddesdorf-Neuwied 1883. 0,60 M.
Sengelmann, Idiotophilus. [Idiotenfreund.] Norden 1885. 3 Bände. 10 M.
Stötzner, Altes und Neues aus dem Gebiete der Heilpädagogik. Leipzig 1868. (II u. 86 S.) 0,90 M.
Scholz, Vorträge über Irrenpflege. Bremen 1882. (IV u. 135 S.) 2,80 M.
Schaubach, Zur Charakteristik der heutigen Volkslitteratur. Hamburg 1863. (VIII u. 216 S.) 1,80 M.
Senckel, Jugend u. Schulsparkassen. Frankfurt a. O. (XII u. 233 S.) 1,60 M.
Tiesmeyer, Die Praxis des Jünglingsvereins. Bremen 1885. (VIII u. 272 S.) 3,60 M.
Tiesmeyer, Die Praxis der Sonntagsschule. 2. Aufl. Bremen 1877. (XII u. 321 S.) 2,40 M.
Walther, Geschichte des Taubstummenbildungswesens. Bielefeld u. Leipzig 1882. (VIII u. 438 S.) 7 M.
Wichern, Rettungshäuser (Schmid, Päd. Encykl. VII. S. 300 ff.).

c) Die Lesemappe. Überall zirkulieren, von einem strebsamen Buchhändler unternommen, oder unter Freunden oder Berufsgenossen eingerichtet, Zeitschriftenmappen. Bei wirklichem Interesse ist es die einfachste Sache von der Welt in einen solchen Zirkel eine oder die andere Zeitschrift der Innern Mission einzuschieben. Es bedarf nur der Verwendung einiger Teilnehmer an demselben, und die Sache ist gemacht.

Es giebt zwei monatlich erscheinende Zeitschriften, welche das ganze Gebiet umfassen: die Fliegenden Blätter aus dem Rauhen Hause, hauptsächlich Mitteilungen aus der Arbeit bringend, und meine Monatsschrift, in größeren Aufsätzen (auch Biographieen) die Sache mehr wissenschaftlich beleuchtend.

Sodann einige Blätter, die mehr lokale Bedeutung haben,

wie sie auch als Organe lokal abgegrenzter Arbeiten erscheinen. Wenn jemand nur Ein Blatt halten kann und will, und es erscheint in seinem Land ein Specialblatt für Innere Mission, so rate ich ihm, dies und nicht eine der größeren Zeitschriften zu halten.

Fliegende Blätter aus dem Rauhen Hause v. J. H. Wichern, fortgesetzt v. P. Lindner, D. Baur und Direktor Wichern. Hamburg 1845 ff. 4 M.

Schäfer, Monatsschrift für Innere Mission, mit Einschluß der Diakonie, Diasporapflege, Evangelisation und gesamten Wohlthätigkeit. Herausg. unter Mitwirkung v. Haupt, Kobelt, Ranke, Schuster. Gütersloh 1881 ff. (Ein Vorläufer ders. war Monatsschrift für Diakonie u. Innere Mission. Hamburg 1877—80.) 6 M.

Blätter für das Armenwesen. Herausg. v. der Centralleitung des Wohlthätigkeitsvereins in Württemberg. Stuttgart 1848 ff. 1,85 M.

Bausteine. Illustr. Monatsblatt für Innere Mission. Herausg. vom Hauptverein für J. M. im Königr. Sachsen. 1868/69 ff. 2 M.

Monatsblätter für Innere Mission. Im Auftrag d. südwestdeutschen Konf. herausg. von Pfr. Kayser. Karlsruhe 1884 ff. 1,50 M.

Blätter für Innere Mission in Bayern. Organ des Landesvereins. Red. Pfr. Scholler. Nürnberg 1886 ff. 1,20 M.

d) Die Fachbibliotheken. Für solche, welche über irgend ein Thema aus der Inneren Mission Specialstudien machen (etwa für ein zu haltendes Referat, oder bei besonderem Interesse für irgend einen einzelnen Gegenstand), oder ein auf anderem Wege nicht zu erlangendes Buch einsehen wollen, haben einige der größeren Landesvereine für Innere Mission Fachbibliotheken für Innere Mission eingerichtet, welche gratis Bücher ausleihen, nur gegen Erstattung der Portokosten. In den Katalogen derselben, welche für etwa 50 Pf. von den betreffenden Verwaltungen zu beziehen sind, sind nicht nur die Bücher, sondern auch die wichtigsten Aufsätze aus Zeitschriften und Sammelwerken angeführt.

Seidel, Katalog der Fachbibliothek des Landesvereins für Innere Mission der ev.-luth. Kirche im Königr. Sachsen. Dresden 1886. (XII u. 128 S.)

[**Zink**], Katalog der Bibliothek des Prov.-Ausschusses für Innere Mission in der Prov. Sachsen. 2. Aufl. 1887. (90 S.) Dazu Nachtrag 1891 (48 S.) und Nachtrag 1894. (48 S.)

Verzeichnis der Fachbibliothek des Badischen Landesvereins für Innere Mission. Karlsruhe 1888. Für den Buchhandel durch den Evang. Schriftenverein in Karlsruhe. (VI u. 72 S.)

Katalog der Bibliothek des Provinzialvereins für Innere Mission i. Pommern. Stettin 1895. (24 S.)

Katalog der Fachbibliothek des Provinzial-Ausschusses für Innere Mission in der Provinz Brandenburg. Berlin 1895. (VIII u. 120 S.)

Specieller Teil.

Erstes Kapitel.

Die Innere Mission im Religionsunterricht.

I. Die Innere Mission im biblischen Unterricht.

Es kann hier nicht darauf ankommen, eine biblische Grundlegung für die Innere Mission zu bieten, etwa einen biblischen Beweis für die Berechtigung oder eine biblische Methodenlehre für die Arbeit der Inneren Mission. Das würde weit über die Aufgabe und den Rahmen der Schule hinausgehen. Hier handelt es sich allein darum, gewisse biblische Stoffe mit manchen Erlebnissen und Wahrheiten der Inneren Mission in Beziehung zu setzen, und zwar ebenso dem biblischen Unterricht als der Inneren Mission zu Liebe. Manche biblische Geschichte und manches biblische Lesestück wird anschaulich und in der Seele des Kindes lebendig, wenn es mit Ereignissen der Kirchengeschichte oder der kirchlichen Gegenwart illustriert wird, oder wenn man darauf hinweist, daß dasselbe religiöse Leben, was sich in jenem biblischen Wort oder Vorgang ausprägt, auch der Lebensnerv späterer geschichtlicher Thatsachen gewesen ist, ja seine Kraft bis in die Gegenwart hinein bewährt. Und wiederum gewinnen solche Mitteilungen aus dem kirchlichen und christlichen Leben gleichsam einen festen Ankergrund, werden aus der Schwebe und Isolierung gerettet, wenn sie mit dem biblischen Boden verknüpft werden, auf welchem sich das Kind als in bekanntem Land mit Vertrauen bewegt. Dies beides, und nur dies zu leisten, soll in Nachfolgendem versucht werden.

Dabei machen wir keinen Unterschied zwischen biblischer Geschichte und Bibelkunde oder biblischem Leseunterricht. Denn was wir hier bieten wollen, läßt sich ganz in gleicher Weise hier wie dort verwenden.

Endlich sei noch ausdrücklich hervorgehoben, daß wir den Gegenstand nicht erschöpfen, sondern nur Beispiele verschiedener Anknüpfungen und Behandlungsweisen geben wollen.

1. Das Alte Testament.

a) Die Nächstenliebe im alttestamentlichen Gesetz. Noch vor nicht gar langer Zeit fand man die Aufgabe des Staates lediglich darin, Ordnung und Gesetz aufrecht zu erhalten, in dem Sinn, daß jedermann gegen grobe Eingriffe Fremder in sein persönliches Leben und in sein Eigentum geschützt wurde. Der Staat begnügte sich mit einer Art Polizeidiener- oder Nachtwächterrolle. Dabei bekümmerte man sich nicht um die Art und Weise, wie sich das Leben namentlich der von körperlicher Arbeit sich nährenden Bevölkerung abspielte, ob eine einigermaßen billige Verteilung von Rechten und Pflichten z. B. zwischen dem Fabrikherrn und seinen Arbeitern stattfand oder nicht. Man vertraute dem freien Spiel der Kräfte. Wenn sich auch hier und da einmal Mißstände zeigten, so werde schon von selbst mit Geduld und nach dem natürlichen Schwergewicht der Dinge alles seiner Zeit wieder in Ordnung kommen und sich zurechtziehen. Und wenn's etwa nicht in Ordnung komme, wenn auch gar manches Leben inzwischen zu Grunde gehe, so müsse das ertragen werden. Diese Not sei ein Naturgesetz. Dagegen lasse sich nichts machen, am allerwenigsten könne der Staat etwas dabei thun. So lange sich die Menschen nicht bestehlen und totschlagen ꝛc. müsse man sie eben gehen lassen, wie sie wollten, und selbst zusehen lassen, wie sie miteinander und mit dem Leben fertig würden.

Diese Anschauung liegt jetzt gottlob hinter uns. In weiten Schichten unseres Volks ist das Bewußtsein erwacht, daß der Staat auch thätig eingreifen müsse zur Erhöhung der Wohlfahrt des Ganzen und der Einzelnen; namentlich müsse er auftreten als Schutzherr der Schwachen, als Anwalt der Gedrückten, als Helfer derer, welche sich nicht selbst helfen können. Natürlich konnte man auch schon früher nicht ganz ohne das auskommen. Die reine Nachtwächterrolle war zu schwer durchzuführen. Standen doch an der Spitze des Staates und der einzelnen Verwaltungszweige warmherzige Menschen, welche der falschen und kalten Theorie zum Trotz einzelne Maßregeln ergriffen oder Einrichtungen trafen, die dem Schwachen und Bedrängten zu gut kamen. Aber

erst allmählich ist der Staat sich dessen bewußt geworden, daß das recht eigentlich zu seinen ernstesten Aufgaben gehört. Einen wichtigen Markstein, ja Wendepunkt auf diesem Weg von unvollkommnen zu richtigen Anschauungen, ist die sog. Kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881. Unser Kaiser Wilhelm I., an Ehren und an Siegen reich, hat es am Abend seines Lebens als seine wichtigste Aufgabe angesehen, dem ärmeren, mit allerlei Not kämpfenden, mühsam sein Brot verdienenden Teil des Volks mit der Gesetzgebung landesväterlich zu Hilfe zu kommen und wies durch seine Kundgebung vom obigen Datum dem Reichstag die Aufgaben und Ziele seiner Arbeiten zu.

Dieselbe lautet folgendermaßen: „Schon im Februar d. J. haben Wir Unsere Überzeugung aussprechen lassen, daß die Heilung der socialen Schäden nicht ausschließlich im Wege der Repression [Zurückdrängung] socialdemokratischer Ausschreitungen, sondern gleichmäßig auf dem der positiven Förderung des Wohles der Arbeiter zu suchen sein werde. Wir halten es für Unsere Kaiserliche Pflicht, dem Reichstage diese Aufgabe von neuem ans Herz zu legen, und würden Wir mit um so größerer Befriedigung auf alle Erfolge, mit denen Gott Unsere Regierung sichtlich gesegnet hat, zurückblicken, wenn es Uns gelänge, dereinst das Bewußtsein mitzunehmen, dem Vaterlande neue und dauernde Bürgschaften seines inneren Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen. In Unseren darauf gerichteten Bestrebungen sind Wir der Zustimmung der verbündeten Regierungen gewiß, und vertrauen auf die Unterstützung des Reichstags ohne Unterschied der Parteistellungen. In diesem Sinne wird zunächst der von den verbündeten Regierungen in der vorigen Session vorgelegte Entwurf eines Gesetzes über die Versicherung der Arbeiter gegen Betriebsunfälle mit Rücksicht auf die im Reichstage stattgehabten Verhandlungen über denselben einer Umarbeitung unterzogen, um die erneute Beratung desselben vorzubereiten. Ergänzend wird ihm eine Vorlage zur Seite treten, welche sich eine gleichmäßige Organisation des gewerblichen Krankenkassenwesens zur Aufgabe stellt. Aber auch diejenigen, welche durch Alter oder Invalidität erwerbsunfähig werden, haben der Gesamtheit gegenüber einen begründeten Anspruch auf ein höheres Maß staatlicher Fürsorge, als ihnen bisher hat zu teil werden können. Für diese Fürsorge die rechten Mittel und Wege zu finden, ist eine schwierige, aber auch eine der höchsten Aufgaben jedes Gemeinwesens, welches auf den sittlichen Fundamenten des christlichen Volkslebens steht. Der engere Anschluß an die realen Kräfte dieses Volkslebens und das Zusammenfassen der letzteren in der Form korporativer Genossenschaften unter staatlichem Schutz und staatlicher Förderung werden, wie Wir hoffen, die Lösung auch von Aufgaben möglich machen, denen die Staatsgewalt allein in gleichem Umfange nicht gewachsen sein

würde. Immerhin aber wird auch auf diesem Wege das Ziel nicht ohne Aufwendung erheblicher Mittel zu erreichen sein."

Eine Reihe von Gesetzen, um deren Zustandekommen sich unser gegenwärtig regierender Kaiser Wilhelm II. die größten Verdienste erworben hat, sind aus jenem mit der Kaiserlichen Botschaft von 1881 gegebenen Anstoß hervorgegangen und haben schon jetzt ihren segensreichen Einfluß zu äußern begonnen. — Zu den geistigen Mächten aber, welche immer wieder den Blick des Volkes und seiner Fürsten und Führer auf die Notstände und die zum Teil hochberechtigten Klagen namentlich der sogenannten Arbeiterwelt hingelenkt, für dieselben Abhilfe erbeten und gefordert, Verständnis für die hier vorliegenden Aufgaben geweckt, und somit die maßgebenden Persönlichkeiten ermutigt haben, den Weg der That zu beschreiten, gehört auch die Innere Mission. Sie freut sich deshalb auch von Herzen des bereits Erreichten, thut was sie kann, um Verständnis und Anerkenntnis der betreffenden Gesetze im Volk zu verbreiten, und hegt den Wunsch, daß durch Weiterführung und Ausbau des Begonnenen der Segen noch weiter und tiefer sich erstrecke. Auch die Schule ist hier zur Mitarbeit berufen Durch eine Botschaft vom 1. Mai 1889 hat der Kaiser bereits angeordnet, daß die Kinder in den Schulen mit der Bedeutung und dem wesentlichen Inhalt der socialen Gesetzgebung bekannt gemacht werden sollten.[1]) — Die Freude aber, welche jeder Mitarbeiter der Inneren Mission und wahre Volksfreund über diese Gesetzgebung empfindet, hat darin ihren Grund, daß durch dieselbe manche Last und Sorge von den Gemütern genommen ist, welche gar leicht zur Verbitterung und zur Abstumpfung jeder geistlichen Regung und jedes Gefühls für das Himmlische führen kann und vielfach geführt hat. Es giebt einen Grad von äußerer Verkommenheit und Not, welcher wie eine harte Rinde das Herz umgiebt und keinem Sonnenstrahl göttlicher und menschlicher Liebe den Zutritt gestattet. Da geht es wie bei jenem alten Lumpensammler in Paris, der in einem unbeschreiblichen Loch wohnte und dem ihn besuchenden Geistlichen auf die Frage: Ob er zuweilen auch an Gott dächte? die Antwort gab: „Wahrhaftig nie! Wie

[1]) Eine gute Sammlung der betreffenden Gesetze in abgekürzter Form ist: H. Bünnecke, Handbuch der socialen Gesetzgebung des deutschen Reiches. Für jedermann zum praktischen Gebrauch. Leipzig, 1891. Wilhelm Violet. (VIII u. 186 S.)

sollte man inmitten des Schmutzes aller Art, die Leute mitbegriffen, an Gott denken können?" — oder wie bei den Kindern Israel, welche zuerst, als es ihnen noch einigermaßen erträglich ging, die Botschaft Mosis an sie freudig annahmen: „Und da sie höreten, daß der Herr die Kinder Israel heimgesucht und ihr Elend angesehen hätte, neigeten sie sich und beteten an" (2. Mose 4, 31); aber hernach, als sie unmenschlich und bis aufs Blut gepeinigt wurden, heißt's: „Mose sagte solches den Kindern Israel; aber sie höreten ihn nicht vor Seufzen und Angst und vor harter Arbeit" (2. Mose 6, 9).

Ein Vorbild der auf das Volkswohl in dem oben bezeichneten Sinn sich erstreckenden Gesetzgebung bietet das Gesetz Israels. Namentlich auch in der Richtung, daß man nicht so sehr auf Almosen und Liebesübung drang, wodurch nur den bereits Verarmten aufzuhelfen ist, als vielmehr auf vorbeugende Maßregeln, Herstellung solcher Zustände, welche einen hohen Grad von Verarmung überhaupt verhinderten. Der Einzelne sollte nicht immer und immer wieder von der Gnade eines Einzelnen abhängig gemacht werden, vielmehr sollte er sein Wohlergehen der vorsorgenden, die Verhältnisse zu Gunsten des Ärmeren durch Gesetze regelnden Güte Gottes verdanken. Auch handelte man da nach der Weisheit, daß man den Brunnen nicht erst zudeckte, nachdem das Kind hineingefallen war, sondern ehe es hineinfallen konnte. Das ist derselbe Grundsatz, den Thomas Guthrie († 1873), der „Pastor der armen Leute" in Edinburg, der mächtige Erweckungsprediger, ein Sammler kolossaler Summen für kirchliche Zwecke, der „Vater der Lumpenschulen", in denen er verwahrloste und verwilderte Kinder aufnahm, auf seine Fahne schrieb: „Bewahren ist besser als retten".

Die Bezeichnung jener Gesetze als „Vorbild" ist natürlich nicht so zu verstehen, als ob man die einzelnen Bestimmungen derselben in unserer Zeit bei irgend einem Volk in Anwendung bringen könnte. Es handelt sich bei Israel um ein ackerbauendes Volk des alten Morgenlandes, das durch Lage seines Wohnsitzes, Geschichte und Religion unter allen übrigen Völkern eine isolierte und durchaus einzigartige Stellung einnahm. Aber die zarte Fürsorge und die göttliche Weisheit, welche darin anzutreffen sind, geben ein Recht, es mit diesem auszeichnenden Namen zu benennen.

Sehen wir uns einmal die Bestimmungen des Gesetzes unter diesem Gesichtspunkt an.

Aufs sorgsamste sind die Nöte der Abhängigen und Dürftigen bedacht. Einem Tagelöhner sollte man seinen Lohn auch nicht einmal eine Nacht hindurch vorenthalten, sondern ihm denselben geben, daß die Sonne nicht darüber unterginge, 3. Mos. 19, 13; denn er ist dürftig, und erhält seine Seele damit, auf daß er nicht wider dich den Herrn anrufe, und sei dir Sünde, 5. Mos. 24, 14 u. 15. Wenn man einem Dürftigen etwas auf Pfand borgte, sollte man das Pfand nicht hart und rücksichtslos aus seinem Hause holen, die Wahl desselben vielmehr ihm selbst überlassen, 5. Mos. 24, 10 u. 11; den Mantel, der ihm als Hülle in der Nacht diente, sollte man ihm am Abend zurückgeben, 2. Mos. 22, 26; 5. Mos. 24, 12 u. 13; die Handmühle und den Mühlstein, der unentbehrlich war, 5. Mos. 24, 6, und ebenso das Kleid der Witwe, 5. Mos. 24, 17, sollte man überhaupt nicht zu Pfand nehmen. Besonders wichtig war das Verbot des Zinsnehmens, das allerdings, wenn man im übrigen nicht hinreichend auf Milde und Güte gedrungen hätte, statt wohlthätig, leicht schädlich hätte wirken, den Wohlhabenderen die Willigkeit, ihr Geld auszuleihen, hätte nehmen können, 2. Mos. 22, 25; 3. Mos. 25, 36; 5. Mos. 15, 7 ff.; 23, 19; 24, 10; Ps. 15, 5; Neh. 5, 7. Von entscheidender Bedeutung war auch bei diesem Verbot, daß man damals nur aus Not Geld lieh, nicht aber, um Geschäfte damit zu machen und Geld zu verdienen, wie heutzutage, wo etwa ein Kaufmann gern 4 und 5% giebt und geben kann, wenn er mit demselben Geld 10 und 20% verdient.

Eingedenk dessen, daß man den Acker, den man bestellte, vom Herrn erhalten hatte, und daß zudem die Ernte ein von ihm gewährter Segen sei, sollte man nicht selber Nachlese halten. Man sollte den Weizen nicht bis auf die äußerste Grenze hin schneiden, auch nicht alles genau auffammeln. Ebensowenig sollte man auf die Überreste im Weinberg bedacht sein. Den Ölbaum sollte man nicht nachschütteln. Den Armen sollte das Übrigbleibende zufallen, 3. Mos. 19, 9 u. 10; 23, 22. Und wenn man eine Garbe auf dem Felde vergessen hatte, sollte man nicht umkehren, sie zu holen; dem Fremdling, der Waise und der Witwe sollte man sie überlassen, 5. Mos. 24, 19 — nicht in Großthuerei, sondern des gedenkend, daß die eigenen Väter in Ägypten Fremdlinge und Knechte gewesen seien, wie 2. Mos. 22, 21; 23, 9; 3. Mos. 19, 33 f.; 5. Mos. 5, 15; 15, 15; 24, 18, 22 immer aufs neue eingeschärft wird, in 2. Mos. 23, 9 mit dem schönen Zusatz: denn ihr wisset um der Fremdlinge Herz, d. h. ihr könnt euch in ihre Lage versetzen und ihre Stimmung und Gefühle mitempfinden. Auch dadurch sollte man den Waisen, Witwen und Fremdlingen Freundlichkeit erweisen und zugleich damit eine Unterstützung in der edelsten Form gewähren, daß man sie wie die Leviten zu den Opfermahlzeiten einlud, welche man in den Festzeiten am Ort des Heiligtums zu veranstalten pflegte, 5. Mos. 12, 12, 18; 16, 11, 14.

Besonders wichtig war der Sabbath und alles, was damit zusammenhing. Ausdrücklich wird die Ruhe des Sabbaths in 2. Mos. 20, 10 nicht bloß auf den Sohn und die Tochter, sondern auch auf den Knecht und die Magd, auf das Vieh und den Fremdling, der in Israels Thoren weilt, ausgedehnt. Im je siebenten Jahr aber, in diesem Sabbath im großen, soll man das

Land, auch den Weinberg und Ölbaum sich selbst überlassen; was von selbst wächst, soll den Armen, und was von diesen nicht beansprucht wird — dieser Grad des Überflusses wird für möglich gehalten — den Tieren des Feldes, d. i. dem Wild gehören, 2. Mos. 23, 11. Nach 3. Mos. 25, 5 f. soll der Besitzer des Ackers von dem von selbst darauf Wachsenden zwar essen dürfen, so viel er eben mag, aber er soll es nicht einernten. — Ebenso soll man es im großen Halljahr, im je fünfzigsten Jahr, halten Da sollen dann aber außerdem die Äcker, die der eine oder andere aus Not hat verkaufen müssen, und ebenso auch dazu gehörige Häuser, wenn sie nicht schon vorher von der Familie zurückgekauft sind, an den Verkäufer oder dessen Erben zurückfallen, damit das Gut bei dem Geschlecht bleibe. — Nach dem richtig verstandenen Wort 5. Mos. 15, 1 ff. sollten auch die Gläubiger ausgeliehenes Kapital im Sabbathjahr nicht eintreiben (nicht auf völligen Erlaß bezog sich das Gesetz). Der Schuldner sollte also dann nicht gedrängt werden, sondern Ruhe haben und Zeit gewinnen. Damit aber nicht dieser gewährte Aufschub die Bereitwilligkeit zu borgen verringerte, heißt es ausdrücklich: Hüte dich, daß nicht in deinem Herzen ein Belialstück sei, daß du (wegen der in Aussicht stehenden Stundung) deinen Bruder unfreundlich abweisest, 5. Mos. 15, 9, und ausdrücklich wird für die Bereitwilligkeit zu helfen Gottes reichster Segen verheißen. — Ebendahin gehört auch die Anordnung, daß man den Volksgenossen, der sich infolge von Verarmung als Knecht verkaufen oder verdingen mußte, nur sechs Jahre im Dienst behalten, dann frei lassen, und damit er sich wieder selbständig machen könnte, mit dem Nötigsten versehen sollte, eingedenk dessen, daß auch die Vorväter in Ägypten geknechtet gewesen und daß sie durch den Herrn erlöst seien, 2. Mos. 21, 2 ff.; 5. Mos. 15, 12 ff.

Auch in den gewöhnlich schonungslosen Kriegszeiten sucht dies Gesetz eine edle Menschlichkeit zur Geltung zu bringen. Vom Kriegsdienst sollte man solche zurückstellen, die sich ein neues Haus gebaut hatten; sie sollten es einzuweihen und sich desselben zu freuen nicht behindert sein. Die jüngst einen Weinberg gepflanzt hatten, sollten ebenfalls seinen Ertrag genießen dürfen. Die zu heiraten beabsichtigten, sollten ihre Braut heimführen können; auch den jung verheirateten Gatten sollte man nicht von der Seite seiner Frau reißen, 5. Mos. 20, 5 ff.; 24, 5. Der feindlichen Stadt sollte man, ehe man sie belagerte und eroberte, Frieden und Schonung bieten, und in der eroberten nur die männlichen Bewohner töten, 20, 10 ff. — Es ist offenbar nur konsequent, wenn diese milde und zarte Gesinnung selbst das Tierreich bedenkt, und beim Ausnehmen eines Nestes die Vogelmutter mitzufangen, 22, 6 f., oder dem dreschenden Ochsen das Maul zu verbinden verbietet, 25, 4, ja wenn es seine Fürsorge bis zu den Bäumen erstreckt, und bei der Belagerung einer Stadt zur Aufführung eines Walles nicht Fruchtbäume verwandt sehen will 20, 19 f. Indes ist das eigentliche Ziel auch dieser Gebote der Mensch. Durch das Verhalten gegen den dreschenden Ochsen soll man das Recht des Arbeiters, durch das gegen die Vogelmutter das menschliche Mutterverhältnis, durch das gegen den Fruchtbaum, dessen Früchte dem Menschen zur Lebenserhaltung dienen, das Menschenleben heilig halten lernen. Es sind zugleich pädagogische Verordnungen. Das Verhalten auf niederem Gebiet soll eine Vorübung für das auf höherem Innezuhaltende sein. Es ist eine oft gemachte Erfahrung,

daß eine Gesinnung, welche nicht an geringen Dingen bethätigt, geübt, zur Gewohnheit geworden ist, dann auch vergeblich gesucht wird, wenn sie sich in größerem und höherem Kreis bewähren soll („Wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Großen treu“ Luk. 16, 10).

Bei der Beurteilung dieser Gesetze muß man sich freilich gegenwärtig halten, daß sie alle pädagogisch gemeint sind, daß sie zwar das Volk erziehen wollten, aber nichts von ihm verlangten, was es auf seinem damaligen Standpunkt durchaus nicht hätte leisten können (vergl. auch Christi Wort: „Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnet's jetzt nicht tragen“ Joh. 16, 12). Das Wort Gottes hält's nicht mit jenen verstiegenen Weltbeglückern, welche sich Staatseinrichtungen in den Wolken zusammenphantasieren, aber den Weg nicht angeben können, wie die Menschen dahin kommen sollen (wie die Socialdemokraten mit ihrem Zukunftsstaat). Das Gesetz Gottes verfährt pädagogisch und knüpft deshalb an den Zustand des Volks Israel, wie er wirklich war, an. Daraus ergaben sich auch mehrfache Schranken und Unfertigkeiten des alttestamentlichen Gesetzes, welche aber nicht dazu bestimmt sind, ewig bestehen zu bleiben, sondern überstiegen, überwunden, ja niedergelegt werden und dem Vollkommenen im Neuen Bund weichen sollen. Als solche Schranken sind z. B. zu nennen die Gesetzlichkeit, d. h. daß eben alles gesetzlich geordnet, reguliert und befohlen war. Dem Drang der Liebe war wenig oder nichts überlassen. Freilich geht ja der Weg zur Freiheit durch den Gehorsam. Aber so lang die Freiheit noch nicht erreicht war, konnte man doch mit der Beobachtung der gesetzlichen Vorschriften genug gethan zu haben glauben. Allein das Ziel in Christo war: „So ist nun die Liebe des Gesetzes Erfüllung“ (Röm. 13, 10). — Eine zweite Schranke, aufs engste damit zusammenhängend, war die Äußerlichkeit der ganzen Auffassung und Handhabung jener Gesetze. Man beruhigte sich leicht mit That ohne Herz, mit Liebeswerk ohne Liebe. Jedoch sind die Propheten eifrig bemüht auf Verinnerlichung hinzuarbeiten. Bei dem Israel, wie es der Herr haben will, soll das Gesetz nicht nur auf die steinernen Tafeln des Sinai, sondern auf die fleischernen Tafeln des Herzens geschrieben sein (2. Kor. 3, 3) ꝛc. — Eine dritte Schranke war der Partikularismus, d. h. die Thatsache, daß sich alle jene milden und gütigen Verordnungen in erster Linie nur auf den Volksgenossen, den Israeliten bezogen, und daß, wenn auch dem Fremden ein Maß von Rücksicht zu teil wurde, wie bei keinem andern Volk der alten Welt, doch der Unterschied

zwischen Jude und Nichtjude bestehen blieb. Aber wie alle von Einem Elternpaar abstammten, so war auch das Ziel die Einheit der Völker, im Alten Testament freilich noch nicht zur vollen Klarheit gekommen wie im Neuen (Gal. 3, 28), doch geahnt und angebahnt. — Die vierte Schranke ist endlich die Vereinzelung der Gebote. Centrale und peripherische Gebote stehen nebeneinander. Deshalb bis zur Zeit Jesu und weiterhin unter den Juden die Streitfrage: welches das vornehmste und größte Gebot sei. Zwar finden wir schon im Alten Testament die beiden Gebote der Liebe gegen Gott (5. Mose 6, 5) und gegen den Nächsten (3. Mose 19, 18), aber noch getrennt; ihre Einheit ist noch nicht erkannt, ebenso wenig, daß alle Gebote der zweiten Tafel in dem der Nächstenliebe und dieses wieder in dem der Gottesliebe wurzeln. Auch jener Pharisäer stellt nach Luk. 10, 25 ff. beide Gebote zusammenhangslos nebeneinander. Erst der Herr selbst sagt Matth. 22, 39, Mark. 12, 31: „Das andre ist dem gleich". Und das ist das neue Gebot, das er gegeben hat, „daß ihr euch untereinander liebt, wie ich euch geliebt habe" Joh. 13, 34, d. h. alles fließt aus Einer Quelle.

b) Die Richterin Debora. Im vorigen Abschnitt haben wir ein Beispiel dafür gegeben, wie man für Verhältnisse der Gegenwart Grundlagen und Parallelen in der Schrift finden kann. Debora giebt uns Gelegenheit für eine biblische Erscheinung illustrierende Ähnlichkeiten in der Neuzeit aufzusuchen. — Im Richterbuch Kap. 4 und 5 wird uns von Debora erzählt. Die Richterzeit war in Israels Geschichte eine Zeit blutiger Kämpfe, rauhen Faustrechts. „Zur Zeit der Richter that ein jeder, was ihm recht deuchte" (Richter 17, 6). Es waren ungeordnete, außergewöhnliche, gärende Verhältnisse. Das war die Zeit, in welcher Debora lebte und wirkte. „Und der Herr verkaufte die Kinder Israel in die Hand Jabins, der Kananiter Königs, der zu Hazor saß; und sein Feldhauptmann war Sisera, und er wohnte zu Haroseth der Heiden. Und die Kinder Israel schrieen zum Herrn; denn er hatte 900 eiserne Wagen und zwang die Kinder Israel mit Gewalt 20 Jahre. Zu derselbigen Zeit war Richterin in Israel die Prophetin Debora, ein Eheweib des Lapidoth. Und sie wohnte unter der Palme Deboras, zwischen Rama und Bethel, auf dem Gebirge Ephraim. Und die Kinder Israel kamen zu ihr hinauf vor Gericht" (4, 4 f.). Sie befiehlt dem Barak

im Namen des Herrn, gegen Sisera zu Felde zu ziehen. Barak gehorcht unter der Bedingung, daß Debora mitziehe. Debora thut dies, kündigt aber dem Barak an, daß der Preis nicht ihm zu teil werde, sondern der Herr wolle Sisera in eines Weibes Hand geben. Und so geschah es. Barak bricht mit zehntausend Mann auf, Sisera ihm entgegen. Aber der Schrecken des Herrn kam über das Heer, Barak schlug es, Sisera sprang vom Wagen und floh zu Fuß. Das Heer wurde auf der Flucht erschlagen, Sisera fiel von der Hand der Jael, bei welcher er Schutz gesucht hatte. Debora und Barak aber sangen dem Herrn ein mächtiges Krieges- und Siegeslied, das in die Worte ausging: „Also müssen umkommen, Herr, alle deine Feinde. Die ihn aber lieb haben, müssen sein, wie die Sonne aufgehet in ihrer Macht“ (5, 31). Aus diesem Bild ihrer Zeit, ihrer Persönlichkeit und ihres Wirkens ist zunächst das für uns von Bedeutung, daß Debora ihre Aufgabe nach außen, ihr Volk von der schwer auf ihm liegenden Faust des Gewaltherrn zu befreien, so zu lösen suchte, daß sie den Grund legte durch eine Mission im Inneren. Und es gelang ihr; ein neues Leben und neuer Mut durchdrang die Volksseele. Debora ist sich des großen Unterschiedes von früher und jetzt wohl bewußt. „Zu den Zeiten Samgars, des Sohnes Anaths, zu den Zeiten Jaels waren verlassen die Wege; und die da auf Pfaden gehen sollten, die wandelten durch krumme Wege [weil man wegen der Unsicherheit und Gewaltthat sich nicht auf den offenen Landstraßen zu reisen getraute]. Es gebrach, an Regiment gebrach's in Israel [es war niemand da, der Recht und Gesetz handhabte, und auf den alle als auf ein Panier schauten], bis daß ich Debora aufkam, bis ich aufkam, eine Mutter in Israel“ (5, 6 f.). So hat sie durch Herstellung von Recht und Gesetz, durch Anfachen des Mutes eine innere Änderung im Volksleben veranlaßt, ohne welche eine äußere unmöglich war, auch keinen Segen gebracht hätte. In solcher Weise haben auch in den Tagen des französischen Druckes von 1806 bis 1813 treue und fromme Männer und Frauen die Volksseele gepflegt, ihr Mut und Kraft eingehaucht, damit man, wenn der Tag der Befreiung käme, zum Kampf gerüstet wäre. — Es ist ja eine ganz besondere Stellung, von welcher aus Debora ihr Werk im Volk treibt. Indessen da der Herr sie rief, konnte und durfte sie nicht widerstehen. Daß sie sich aber bei allem Hervortreten doch der echt weiblichen Schranken in Wesen

und Wirken bewußt blieb, zeigt die Charakteristik, die sie von sich selbst giebt und worin sie ihr Thun zusammenfaßt: eine Mutter in Israel. Auch bei dem darauffolgenden Kampf sehen wir sie nicht das Schwert nehmen; sie bleibt im Hintergrund; und was könnte sie da wohl anderes gethan haben, als für den Sieg ihres Volks zu beten? Nach gewonnener Schlacht aber preist sie des Herrn Wunderthat in einem Lied. So sehn wir sie, die Spuren einer rauhen Zeit wohl an sich tragend, durch ihren besonderen Beruf in eine Öffentlichkeit und auf eine Höhe gestellt, wie sie anderen Frauen im Alltagsberuf nicht eignet, doch innerhalb dieses Kreises die weibliche Eigenart festhalten und die weiblichen Grenzen wahren.

Trotz aller sehr großen Unterschiede, von welchen derjenige der Zeit (über 3000 Jahre) zwar der kenntlichste, aber keineswegs der tiefste ist, kann man doch Züge aus dem Bild einer Debora, wie die oben genannten, auch bei Frauen unserer Tage und unseres Arbeitsfeldes wahrnehmen. Es seien nur zwei Namen von Frauen genannt, welche selbständig und isoliert aus den gewöhnlichen Bahnen ihres Geschlechts, zumal den in ihrer Zeit gewöhnlichen, herausgetreten sind, Elisabeth Fry (sprich Frey) und Amalie Sieveking. Sie sind durch einen Ruf Gottes, wenngleich einen mittelbaren (durch Verhältnisse und Führungen), dazu veranlaßt worden. Ihr ganzes Wirken trägt, soweit Menschen sehen können, das Siegel göttlichen Wohlgefallens. Auch haben sie, so sehr sie den Kreis weiblichen Thuns erweiterten, ihn doch mit echt weiblichem Herzen ausgefüllt, und damit in segensvollster Weise sowohl der Ausübung christlicher Barmherzigkeit wie der Frauenwelt ein weites Arbeitsfeld unverlierbar erobert. Wir können uns ein derartiges Wirken ohne Frauenhilfe gar nicht mehr denken. Allein vor hundert Jahren war davon in Deutschland keine Spur und anderswo wenig vorhanden, und jede Frau, welche auch nur danach hinblickte, erregte das Erstaunen und Kopfschütteln aller ihrer Bekannten.

Elisabeth Fry, geb. Gurney (1780—1845). Der Wahlspruch ihres Wirkens war: Barmherzigkeit mit der Seele ist die Seele der Barmherzigkeit. Ihre Eltern gehörten der Sekte der Quäker an. Aber erst infolge der Predigt des amerikanischen Quäkers Savery wandte sie sich mit Ernst der gleichen Richtung zu. „Von diesem Tag an schien ihre Liebe zur Welt und zum Vergnügen dahingeschwunden.“ Damals war sie 18 Jahre alt, geschmückt mit allen Vorzügen des Geistes und Körpers. Mit dem Londoner Kaufmann Fry

verheiratet, lebte sie zunächst ganz ihren Familienaufgaben (11 Kinder). Aber schon damals bethätigte sie den Grundsatz, den sie später wohl so aussprach: „Meide alles, was dich zerstreut, dich vom Gebete abzieht, deinen Umgang mit Gott stört: es ist (dir) Sünde, sei's auch sonst noch so lieb und unschuldig." — Die Quäker oder, wie sie sich selbst nennen, „die Gesellschaft der Freunde" haben kein geordnetes Predigtamt. In ihren Gottesdiensten herrscht feierliches Schweigen, bis einen der Geist zum Reden oder Beten treibt. Bei der Bestattung ihres Vaters sprach sie zum erstenmal öffentlich ein Gebet. Bald auch wurde sie von der Gemeinde als „Zeuge des Worts" berufen und infolge dessen mehrfach mit Sendungen an andere Gemeinden betraut. Dies war jedoch nur eine Zurüstung zum Werk ihres Lebens — Dessen Anfang bildete der erste Besuch in dem großen Weibergefängnis in Newgate in London 1813. Damals waren dort in zwei Sälen und zwei Zellen, ungefähr 190 Quadratellen Flächenraums enthaltend, 300 Weiber zusammengepfercht; solche, die noch nicht verurteilt waren und also, nach den Gesetzen des Landes, noch für schuldlos galten, und die, welche bereits ihr Urteil empfangen hatten. Ohne Rücksicht auf die Größe ihrer Vergehen (sollte auch die Todesstrafe zuerkannt worden sein) waren sie, ohne Unterschied und ohne Klassenordnung, unter der Aufsicht eines einzigen Mannes und seines Sohnes vereinigt. Hier wurden sie von ihren Freunden besucht, hatten eine Unzahl Kinder bei sich; hier kochten, wuschen, schliefen sie, denn es war kein anderer Raum vorhanden. Sie schliefen am Boden, zuweilen 120 in Einem Saale, ohne nur eine Matte zum Lager zu haben; Brettererhöhungen dienten als Kopfkissen, einige waren fast nackt. Hier sah man sie öffentlich Branntwein trinken, der in einer Schenke im Gefängnis selbst feil war, und wozu sie sich das Geld mit lärmender Begier erbettelt hatten; das Ohr wurde durch die schrecklichsten Flüche beleidigt. Alles starrte vor Schmutz, der Geruch war unerträglich. So schildert Elisabeth Fry, was sie dort sah, fügt aber hinzu: „Alles was ich hier sage, bleibt nur ein schwacher Schattenriß gegen die Wirklichkeit; der Unrat, die verpestete Luft der Räume, die wilden Sitten und Worte der Weiber untereinander sind nicht zu beschreiben." — Der Direktor des Gefängnisses wollte sie zurückhalten, wenigstens sollte sie Uhr und Börse nicht mitnehmen. „Ich danke dir," sagte Elisabeth — die Quäker duzen jeden — „ich fürchte mich nicht; ich denke, ich werde auch nichts dabei einbüßen." Die Gefangenen starrten die Erscheinung an, aber lauschten still auf die sanfte Stimme: „Ihr scheint sehr unglücklich, ihr entbehrt der Kleidung; würde es euch nicht lieb sein, wenn jemand käme, eurem Mangel abzuhelfen?" „Gewiß, aber niemand kümmert sich um uns, wo sollten wir hoffen, einen solchen Freund zu finden?" „Ich bin mit dem Wunsche zu euch gekommen, euch nützlich zu sein, und wenn ihr mein Bestreben unterstützt, so hoffe ich, euch helfen zu können." So sprach sie weiter zu ihnen Worte der Liebe und der Hoffnung. Das war der erste Besuch und Versuch. Doch erst einige Jahre später kam Elisabeth zu einer regelmäßigen Thätigkeit im Gefängnis. Allerlei häusliches und persönliches Leid nahm sie ganz in Anspruch, reifte und vertiefte aber auch ihr inneres Leben. Aber als sie erst wieder innerlich und äußerlich freier geworden war, wendete sie sich jener Thätigkeit aufs neue zu. Eine Untersuchung ergab u. a., daß von 518 Gefängnissen nur 23 eine Klasseneinteilung hatten, und daß in ihnen statt

8000 vielmehr 13 000 Gefangene eingeschlossen waren. Die erschütterndsten Scenen, welche Elisabeth im Verkehr mit den Gefangenen erlebte, werden uns berichtet. Nach und nach wurde es besser. Man beschaffte Kleidung, Arbeit, Unterricht; ein Frauenbesuchsverein nahm sich der Gefangenen an. Die Behörden, das Parlament boten die Hand zu Reformen; die öffentliche Meinung wurde interessiert. Das Programm der Gefängnisreform umfaßte folgende Punkte: besondere Gefängnisse für Männer und Frauen, Aufsichtspersonal lediglich des betreffenden Geschlechts, Klassenabteilung in den Gefängnissen, Mitverantwortlichkeit der Gefangenen für Handhabung der Ordnung, Arbeit, Unterricht, vor allem Einfluß und Bethätigung christlichen Geistes, Besuche von Vereinsmitgliedern. Mit der Zeit wurden alle diese Gedanken verwirklicht, und damit die besten Erfolge erzielt. Schon von 1818—1822 hatte sich die Zahl der Rückfälligen in Newgate um 40% vermindert, und dann die der Verbrecherinnen von 7 zu 1. — So wirkte E. Fry zunächst 20 Jahre in ihrem Vaterland, dann durch fünf Reisen (1837—43) auch auf dem Kontinent. In Deutschland verdanken ihr die tiefsten Anregungen: König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, Bunsen, Fliedner, Wichern. Mit der Gefängnisreform verbanden sich bei ihr auch Thätigkeiten auf anderen Gebieten; aber nirgends war Arbeit und Segen so sichtlich wie im Gefängniswesen.

Amalie Sieveking (1794—1859), in Hamburg lebend und wirkend. Von früh auf hatte sie den Drang, sich nützlich zu machen und ihrem Leben einen Inhalt zu geben. So fing sie zuerst bei Verwandten den Unterricht junger Mädchen an. Sie setzte diese Thätigkeit bei den Töchtern zahlreicher Hamburger Familien ihr ganzes Leben lang fort. Ernste Lektüre, wie des Thomas a Kempis und der Bibel, förderte sie innerlich, so daß sie vom Rationalismus zum Glauben durchdrang. Schon 1823 faßte sie den Gedanken, eine protestantische barmherzige Schwesternschaft zu gründen, aber die Sache wollte aus dem Stadium des Planes nicht in das der Wirklichkeit vorrücken. Da durchzog 1831 die Cholera die Lande und brach auch in Hamburg aus. Amalie beschloß, sich der Cholerapflege im Krankenhaus zu widmen. Sie schrieb davon an eine Freundin. „Wie alles Ungewöhnliche, so wird auch dieser Schritt sehr verschieden beurteilt, und während einige gewiß etwas Größeres daraus machen, als wirklich daran ist, findet er bei vielen scharfen Tadel, bei manchen wohl auch Spott. Darauf war ich gefaßt, und bin ich in solchen Fällen einmal mit mir selber und mit meinem Gott im reinen, dann kann mich dergleichen auch nicht irre machen. Ich sehe darin nur die züchtigende Gnade meines Heilandes, die mir ein Gegengift bereitet gegen die Einflüsterungen der Eigenliebe, welche freilich sehr gern die eigenen Leistungen zu hoch anschlagen möchte. Furcht vor der Ansteckung empfinde ich durchaus nicht und gehe in dieser Hinsicht so ruhig ins Hospital, wie sonst in meine Schulstube.“ Amalie arbeitete vom 13. Okt. bis 6. Dez. im Cholerahospital. Es war in der That eine große Leistung. Alles Vorurteil war gegen sie, im Hospital und draußen. Hochmütig, schwärmerisch fand man ihr Thun. Nachdem alles wohlgeraten war, schlug das Urteil um. Noch während ihrer Hospitalarbeit faßte sie den Plan, statt einer barmherzigen Schwesternschaft einen „weiblichen Verein für Armen- und Krankenpflege“ zu begründen. Sie

fand Anklang und Hilfe; der Verein, der zur Beratung und Unterstützung solcher Familien gegründet wurde, in denen eine zum Unterhalt derselben beitragende Persönlichkeit krank ist, dessen Mitglieder durch Besuche die Not erkundeten und, soweit möglich, Hilfe brachten, ist das Vorbild vieler ähnlicher Vereine geworden und besteht noch heute in Segen. Das war nun das gegebene Arbeitsfeld für die Thatkraft und Eigenart der „Hamburger Tabea", wie man sie genannt hat. Ihre Berichte sind noch heute eine Fundgrube praktischer Weisheit in der Armenpflege. In einzelnen Fällen hat Amalie Sieveking auch durch einen Vortrag resp. durch Mitteilungen über ihre Arbeit zur Verbreitung der Vereinssache gewirkt. Bedeutsam für ihre ganze Denkungsweise ist es, daß sie sich in einem Sarg mit flachem Deckel beerdigen ließ, um das Vorurteil gegen den „Armensarg" an ihrem Teil zu bekämpfen.

2. Das Neue Testament.

a) Wort und Werk Jesu. Der Zweck, welchen der Heiland bei seiner Herabkunft auf Erden gehabt hat, ist deutlich ausgesprochen in dem Wort: „Des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, das verloren ist" (Luk. 19, 10). Er wendet sich an die Verlorenen mit der Gnadenpredigt (Gnade = Liebe zu den Sündern). Ihr Seelenheil ist dabei sein Ziel. Aber wir sehn daneben hergehen eine Reihe von Barmherzigkeitswerken (Barmherzigkeit = Liebe zu den Elenden). In welchem Verhältnis steht beides zu einander? Kurz gesagt: die Barmherzigkeitswerke dienen der Gnadenpredigt, aber in sehr verschiedener Weise. So erregt Christus durch seine Wunder das Erstaunen der Menschen und damit ihr Aufmerken auf seine Person, seine Lehre, sein Wort. (Nach der Stillung des Sturmes Matth. 8, 27 „Die Menschen aber verwunderten sich und sprachen: Was ist das für ein Mann, daß ihm Wind und Meer gehorsam ist?" — nach der Heilung des Gichtbrüchigen Matth. 9, 8 „Da das Volk das sahe, verwunderte es sich und preisete Gott, der solche Macht den Menschen gegeben hat;" — nach der Heilung des Besessenen Matth. 9, 33 „Und das Volk verwunderte sich, und sprach: Solches ist noch nie in Israel ersehen worden.") Christus bezeichnet selbst seine Barmherzigkeitswerke neben der Evangeliumspredigt als Kennzeichen dafür, daß er der verheißene Messias und daß mit ihm das Reich Gottes gekommen ist (in der Antwort an die Jünger des Johannes, welche mit der Frage zu ihm kamen: Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten? „Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, und die Tauben hören, die Toten stehen

auf, und den Armen wird das Evangelium gepredigt" Matth. 11, 5). Bei wieder anderen Wundern wird Offenbarung der Herrlichkeit Christi und daraus sich ergebender Glaube seiner Jünger (Hochzeit zu Kana Joh. 2, 11 „Das ist das erste Zeichen, das Jesus that, geschehen zu Kana in Galiläa, und offenbarte seine Herrlichkeit; und seine Jünger glaubten an ihn") oder als Offenbarwerden der Werke Gottes (der Blindgeborne Joh. 9, 3) als Zweck und Erfolg angegeben, woran sich auch bei letzterem Wunder nach weiteren Verhandlungen das Gläubigwerden des Geheilten anschließt (Joh. 9, 38). Ja geradezu ein Ineinander von Gnadenpredigt und Barmherzigkeitswerk wird uns vor Augen gestellt (in der Heilung des Gichtbrüchigen Matth. 9), wobei das Vermögen aufs Leibliche einzuwirken als Beweis verwendet wird für die Kraft im Geistlichen. Weiter finden wir auch eine leibliche Fürsorge für die, welche nach dem Wort gehandelt haben: „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen" (Matth. 6, 33). Solche Fürsorge bethätigt der Heiland bei der Speisung der 5000 und der 4000 (Matth. 14, 15 ff.; Mark. 6, 35 ff.; Luk. 9, 12 ff.; Joh. 6, 5 ff. — Matth. 15, 32 ff.; Mark. 8, 1 ff.). Endlich berichten uns die Evangelien von einer ganzen Reihe von Wundern, indem sie nur die leibliche Wohlthat erzählen (Mark. 7, 32 ff. Heilung des Taubstummen; Mark. 8, 22 ff. Heilung des Blinden 2c. 2c.). Bei dem Gesamtzweck, welchen Jesus verfolgte, hat er sicher auch bei diesen Wunderwerken den Wunsch gehabt, daß sie für die Seelen möchten segensreich werden, aber er hat sich nach Lage der Dinge nicht veranlaßt gesehen, gleich sofort mit einem persönlichen Appell bei den Geheilten oder der Umgebung einzusetzen, in dem Bewußtsein, daß die stille That, ohne Wortkommentar gegebenenfalls die eindrucksvollste Predigt ist. Man kann dann ihrer ruhigen Nachwirkung ohne anderweites Zuthun oder Zureden die gesundeste Frucht zutrauen.

Dies mag hinreichen, um die Richtigkeit des Verfahrens in der Inneren Mission anzudeuten, welche auch Barmherzigkeitswerke in die mannigfachste Beziehung zur Gnadenpredigt setzt. Die verschiedensten Verfahrungsweisen können auf den Herrn als ihr Vorbild hinweisen. Man wird die Londoner Stadtmission (vergl. oben) nicht tadeln können, wenn sie wesentlich den Weg von innen nach außen geht und also den Leuten direkt mit der Predigt der Gnade

zu Leibe geht. Das hat der Heiland auch sehr vielfach gethan. Thue man es ihm nach in den geeigneten Fällen. In anderen Fällen würde die Beschränkung auf die Gnadenpredigt ein Hohn auf die Barmherzigkeit sein (ähnlich, wenn auch nicht ganz ebenso, wie es Jak. 2, 15 f. gerügt ist). So soll man es wahrlich nicht tadeln, wenn die deutsche Stadtmission fast überall auch Armenpflege u. s. w. mit in den Kreis ihrer Thätigkeit hineinzieht (vergl. oben). Auch sie hat dabei den Herrn zum Vorbild. Thue sie es nur allezeit mit erziehender Weisheit, damit sie nicht Heuchler füttert. Richtig ist's auch, wenn man einer körperlich kranken Magdalene oder einem durch Trunk leiblich zerrütteten Menschen den durchgreifenden Zusammenhang von Sünde und Krankheit zeigt und sagt, daß die gründliche Hilfe auch im äußerlichen ohne eine Abkehr des Herzens von der Sünde nicht möglich sei. Von Jesu Thun aus sind auch die vielen leiblichen Wohlthaten, namentlich von seiten der weiblichen Diakonie geschehend, richtig zu werten. Dadurch, daß das weibliche Geschlecht sonderlich an den „Wandel" (1. Petr. 3, 1) als Wirkungsweise gewiesen ist, ist der direkte Appell an Herz und Gewissen häufig unmöglich oder doch erschwert. Sehr oft ist aber dies bescheidene sich Halten in den göttlichen Schranken sichtlich von ganz besonderem Segen begleitet.

Mit alledem soll der gewaltige Unterschied zwischen des Herrn und seiner Nachfolger und Jünger Thun nicht geleugnet oder auch nur verkleinert werden: der Herr heilt, diese pflegen; der Herr giebt einen Beweis seiner göttlichen Macht und Sendung, diese erweisen nur ihre christliche Gesinnung u. s. w. Aber ebenso wenig darf die Ähnlichkeit des Thuns verborgen bleiben, welche in dem praktisch mannigfach sich gestaltenden, doch nur ein Ziel verfolgenden richtigen Verhältnis von Wort und That zu einander vorliegt.

Von der Wirksamkeit der Thatpredigt liegen viele Beispiele vor.

Es war im Feldzug 1870, da lag in einem Lazarett auch ein verwundeter Offizier, am Herzen noch viel kränker als am Leibe, zerfallen mit Gott und Menschen. Man konnte ihm nichts recht machen. Klagen und Schimpfen war all seine Rede. Eines Morgens bringt ihm die Diakonissin ein Ei. Er öffnet es und wirft es weg: „Wie können Sie mir solch ein Ei bringen? das ist viel zu hart; das verträgt mein Magen nicht." Stillschweigend geht die Schwester mit dem Ei, und kommt nach einer kleinen Weile wieder mit einem anderen. Kaum hat der Kranke dasselbe aufgemacht, so wirft er auch dies zweite Ei weg und brummt ärgerlich: „Soll ich die Eier denn ganz roh essen? Also nicht einmal ein ordentlich gekochtes Ei kann man bekommen. Ist das eine miserable Wirtschaft." Noch redet die Schwester kein Wort

nimmt auch ihr zweites Ei und trägt es ruhig hinaus, ohne irgend ein Zeichen des Unwillens oder der Ungeduld. Bald kommt sie wieder mit dem dritten, bringt aber zugleich die Maschine und Weingeist. „Herr Oberst, wollen Sie sich nicht Ihr Ei am liebsten selbst kochen? Hier ist alles Nötige.“ Damit entfernt sie sich. Bald wird sie aber wieder gerufen, und der Kranke bittet um einen Besuch des Feldpredigers. Die Schwester staunt; denn noch nie hat der Kranke irgend ein Wort aus der Bibel hören oder von einem Geistlichen etwas wissen wollen. Und doch, ja sie hat recht gehört, sie ruft den Feldprediger, und wie der kommt, da empfängt ihn unser Kranker mit den Worten: „Herr Pfarrer, ich fange wieder an zu glauben, daß es einen Gott giebt. Ich habe ihn verlassen und verloren. Ich habe ohne Gott gelebt. Aber jetzt, wie ich die Freundlichkeit, die Stille, die Sanftmut, die Geduld und Treue sehe, mit der diese Schwester mich alten Murrkopf pflegt, jetzt merke ich: es muß einen Gott geben, denn nur mit seiner Hilfe kann ein Mensch solch übermenschliche Dienstwilligkeit gewinnen.“

Konsistorialrat D. Dalton in St. Petersburg (jetzt in Berlin) erzählt folgendes Reiseerlebnis: „Während ich auf der Anhöhe oberhalb Beiruts auf dem Wege nach Damaskus mich an der wunderbaren Aussicht labte, trat ein Druse an mich heran, nur mit einem blauen Kittel bekleidet, eine baumlange Flinte noch mit Steinschloß auf der Schulter, wild aussehend, gründlich neugierig. Daß ich ein Deutscher sei, verstand er nicht; über die nähere Bezeichnung „ein Preuße“ fuhr er erregt auf. „Die Preußen haben uns besiegt.“ Ich widersprach: nie seien preußische Soldaten in sein Land gekommen. „Nein, nicht die Preußen, aber die Preußinnen.“ Und er stampfte unwillig den Boden mit seinen nackten Füßen. Ich konnte mich des Lächelns nicht erwehren; mit Hilfe meines herbeigerufenen Dragomans erfuhr ich den Grund seiner Behauptung und seines Unwillens. „Vor ein paar Jahren war ich so schwer krank, daß meine Mutter und Frau von mir wegliefen; ich lag allein in meiner Hütte, dort drüben, wo die Cedern stehen. Ein Freund, der mich besuchte und mein Elend sah, riet mir, mich hinunter nach Beirut tragen zu lassen, dort sei ein preußisches (Johanniter-) Krankenhaus, da werde man unentgeltlich verpflegt; aber ärgerlich sei es, daß Frauen, und dazu noch unverschleiert, einen pflegten. Ich ward zornig über den Rat, ich, ein Mohammedaner, sollte mich von solchen zuchtlosen, fremden Frauen pflegen lassen? Niemals. Ich blieb allein. Nach ein paar Tagen kam der Freund wieder; ich war noch viel elender geworden, so elend, daß ich nachgab und mich in das Krankenhaus bringen ließ. Wie ich das Treiben da sah, die unverschleierten Pflegerinnen, die man Schwestern nannte, wollte ich weg, aber ich konnte nicht mehr. So kehrte ich mein Gesicht der Wand zu, um das nicht sehen zu müssen. Aber ich wurde geheilt und verpflegt wie nie in meinem Leben, und ob ich schon den Schwestern zürnte, waren sie allzeit unverdrossen, sanft, freundlich, und haben für mich gesorgt, besser noch wie eine Mutter für ihr Kind bei uns. Nach acht Tagen kehrte ich mein trotziges Gesicht von der Wand weg und überwand mich, mit der unverschleierten Schwester zu sprechen. „Warum hat dich denn dein Scheich hierher geschickt? Was zahlt er dir denn, daß du im fremden Lande den fremden Mann unentgeltlich pflegst?“ Wie war ich über ihre Antwort ver-

wundert: ihr Scheich habe sie nicht geschickt, und Geld empfange sie nicht für die Pflege. Das thue sie alles aus Liebe zu dem Herrn Jesus. Nun ließ ich mir von dem Jesus erzählen. Sie las mir aus ihrem „Koran“ vor, wunderbare Geschichten von ihrem „Propheten“. So ging es noch ein paar Wochen in der warmen, guten Pflege. Und was ich da sah und hörte und selber erlebte, das hat mir alles das Herz geraubt. Wer einem Drusen aber das Herz raubt, besiegt ihn. Siehst du nun, daß ich recht hatte, wenn ich sagte, daß die Preußinnen (es waren Kaiserswerther Schwestern) uns besiegt haben? Ich bin ihnen und ihrem Propheten dankbar und dennoch unwillig; denn es kommt einen Drusen hart an, sich für besiegt zu erklären.“

b) Gleichnisse Jesu. Durch das Gleichnis vom barmherzigen Samariter (Luk. 10, 30—37) giebt der Herr Antwort auf die Frage: Wer ist mein Nächster? Sie muß lauten: jeder Mensch ohne Ansehn der Person, des Standes, des Volkes, der Religion, der meiner bedarf, und dem ich in irgend einem Grade helfen kann. — Vor allen Dingen muß barmherzige Gesinnung vorhanden sein. Durch sie unterscheidet sich der Samariter von dem Priester und Leviten („und da er ihn sah, jammerte ihn seiner“). Wir sehn daraus, daß mangelhafte Gotteserkenntnis mit thatkräftiger Liebesgesinnung verbunden sein kann, während die Korrektheit der äußerlich bekannten Lehre oder die amtliche Stellung diese Gesinnung noch nicht gewährleistet. Damit ist nicht entfernt gesagt: ob jemand Religion und welche er hat, ist gleichgiltig, wenn jemand nur Liebe hat; denn auch der Samariter glaubte wie der Jude an den Einen wahren Gott, wenngleich seine Erkenntnis geringer war als die des Juden; auch nicht: es bedarf der Priester und Leviten nicht für den Tempeldienst (des geistlichen Amtes für die Kirche); auch nicht: man kann zu Liebeswerken aller Art sich mit allen zusammen thun, welche helfen wollen (davon ist hier gar nicht die Rede). Der Herr will vielmehr sagen: In der Not frage nicht lang, wer der Elende ist, sondern greif zu; denk nicht an deine Sicherheit oder Bequemlichkeit, sondern hilf für den Augenblick, und thue auch hernach noch das Deine, daß dem Elenden dauernd geholfen sei. Diese Mahnungen haben ohne weiteres ihre Geltung in Kriegszeiten, bei öffentlichen Unglücksfällen, wie überhaupt überall da, wo es leibliche Not zu lindern gilt. Andere Fragen zu entscheiden, wie die: ob ein gewisser Grad von Glaubenseinigkeit und welcher Grad vorhanden sein müsse, um gemeinsame Liebeswerke (leiblicher oder geistlicher Art) zu treiben u. s. w. — dazu bietet unser Gleichnis nicht die ausreichende Unterlage.

Einen Blick in die Herzensgesinnung der Personen, welche in der Geschichte vom barmherzigen Samariter vorkommen, gewährt folgende Darstellung.

1. Wie der Priester oder der Levit die Sache erzählt hat.

In unserem Tempel war ein Fest gefeiert worden, an welchem ich von Amts wegen teilgenommen hatte. Nach vollbrachtem Opferdienst und erquickt von den schönen Gottesdiensten des Herrn verließ ich die heilige Stadt und wanderte Jericho zu — nicht ganz ohne Sorgen um mein Leben. Denn allerlei dunkle Gerüchte gingen um, es treibe eine Räuberbande in der Gegend ihr Unwesen. Und bald zeigte es sich, daß meine Furcht nur allzu begründet war. Denn in einiger Entfernung von der Landstraße bot sich mir ein schrecklicher Anblick. Ich sah einen menschlichen Körper seiner Kleidung entblößt, mit Blut überströmt. War es ein Leichnam — war noch Leben in ihm? ich kann es nicht sagen; denn mein Schrecken war so groß, daß es mir schwarz wurde vor den Augen. Ich beschleunigte meine Schritte, um nicht auch in die Hände der Mörder zu fallen, welche möglicherweise eben jetzt in einer nahen Höhle ihre Beute teilten und ferneren Schlachtopfern auflauerten. Freilich, indem ich so weiter zog, kam mir der Gedanke: Möglicherweise ist jener Unglückliche noch am Leben, und dann solltest du ihm helfen. Aber, so mußte ich mir dann wieder sagen, du würdest nur dein eignes Leben aufs Spiel setzen, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach umsonst. Zur Rettung des Unglücklichen bedarf es gar vielerlei: einer Tragbahre, der nötigen Verbandstücke, kühlenden Balsams — Dinge, mit denen du nicht versehen bist. Auch reichen in solchen Fällen zwei Hände nicht aus. So unkundige Hände vollends, wie die deinen, könnten mehr verderben als gut machen. Zum Glück kam mir am Ende der Gedanke: Am besten ist es, du eilst so schnell als möglich in das nächste Dorf und benachrichtigst dort die Ortsbehörde. Das that ich denn auch und erhielt die Zusage, daß schleunigst Männer mit einer Tragbahre, ein Arzt sowie, zu allfälliger Gegenwehr gegen die Räuber, eine Kohorte römischer Kriegsknechte nach der Unglücksstelle sollten gesandt werden. Obschon mich dieses Geschäft einige Augenblicke aufhielt, erreichte ich doch noch vor Abend meine Heimat, froh bei dem Gedanken, meine Pflicht gegenüber dem Verunglückten gethan und doch nicht mein Leben gefährdet zu haben, an dessen Erhaltung nicht allein mir, sondern auch meinem Weibe und meinen Kindern sehr viel gelegen ist.

2. Die Erzählung des Mannes, der unter die Mörder geraten war.

Auf einer Wanderung von Jerusalem nach Jericho wurde ich von einer Räuberbande angefallen. Wehrlos stand ich einer Rotte Bewaffneter gegenüber. Darum was blieb mir übrig, als mich aufs Bitten zu legen? Ich bot den Räubern all meine Barschaft an und flehte auf meinen Knieen: Schont mich um meines Weibes, um meiner unschuldigen Kindlein willen! — Alles war umsonst. Sie rissen mir erst meine Kleider vom Leibe und schlugen dann mit ihren Keulen auf mich los, bis ich bewußtlos niedersank. Wie lange ich ohnmächtig so dalag, weiß ich nicht. Als ich wieder zu mir selber kam, erkannte ich den ganzen Ernst und die ganze Gefahr meiner Lage. Ich vermochte kein Glied zu rühren, so daß ich also daliegen mußte, ausgesetzt den brennenden Strahlen der Sonne, aus mehreren Wunden blutend, vom Wund-

fieber und vom heftigsten Durste gepeinigt, bis entweder der Tod meinen Leiden ein Ende machte, oder menschliche Hilfe sich noch rechtzeitig einstellte. Aber Stunden vergingen, und kein Mensch wollte sich zeigen. Ich mußte nur immer an Weib und Kind denken und an ihren Schrecken, wenn man ihnen meine Leiche bringen werde. Endlich hörte ich Schritte. Ich wandte das todmüde Haupt nach der Stelle hin. Zu meiner Freude erblickte ich einen Mann in priesterlichem Gewande. Gottlob, dachte ich, wenn einer, so hilft mir dieser, der Diener Jehovahs, der Kenner seiner heiligen Gebote. Wirklich stand er auch still, blickte nach mir hin, aber nur einen Augenblick — und dann ging er weiter. Noch einmal flammte meine Hoffnung auf, als ich bald nachher einen Mann aus Levis Stamm kommen sah. Aber auch er sah mich und ging vorüber. Wieder eine Weile peinlichen Harrens, und ich hörte das Getrappel eines Reittieres: ich blickte hin nach der Stätte — aber wehe! der das Tier ritt, war ein Samariter, jener Leute einer, mit welchen unser Volk alle Gemeinschaft abgebrochen hat, deren Name in unserem Munde ein Scheltwort ist. Da schwanden meine Sinne, ich versank aufs neue in tiefe Ohnmacht. Als ich wieder zum Bewußtsein kam, lag ich zu meinem größten Erstaunen in einem reinlichen Bett im Gemach einer Herberge, und an meinem Lager saß — eben jener Samariter. Gottlob, er lebt! sprach er, da ich die Augen aufschlug. Wo bin ich? fragte ich ihn. Was ist mit mir vorgegangen? Er erzählte mir mit wenigen Worten, daß er mich verbunden, auf sein Tier geladen und bis zur nächsten Herberge gebracht habe. Ich wollte ihm danken, ihm das Unrecht abbitten, das ich in Gedanken ihm gethan hatte, er aber hieß mich mit freundlichem Ernste, still sein und ruhig liegen, und erschien von da ab nur noch ab und zu an meinem Bette, um nach mir zu sehen und für meine Bedürfnisse zu sorgen. Zuletzt übergab er meine fernere Verpflegung dem Wirte, nicht ohne ihn dafür im voraus zu entschädigen und ihm das Versprechen zu geben: Wenn du etwas mehr wirst an ihn wenden, so will ich dir's bezahlen, wenn ich wiederkomme. Dann reichte er mir die Hand und schied mit kurzem Segenswunsche, ohne daß er mir Zeit ließ, ihm zu danken. Um so mehr habe ich meinem Gott gedankt und mich vor ihm gedemütigt. Ich hatte auch allen Grund dazu; denn nicht nur wider alle Welt, sondern auch wider ihn, meinen Gott, habe ich gemurrt, als ich so da lag zwischen Jerusalem und Jericho, und bin irre geworden an seinem Worte, daß er die Herzen wie die Wasserbäche lenke. Begegnet mir aber seither ein Samariter, so denke ich: Siehe da, mein Nächster! und harre nur auf den Anlaß, an einem Gliede dieses Volkes Barmherzigkeit zu üben.

3. Wie der barmherzige Samariter die Geschichte erzählt hat, möchte nun vielleicht der Leser gern erfahren. Aber Schreiber dieser Zeilen ist nicht imstande, seine Wißbegierde zu befriedigen. Denn der Samariter hat die Geschichte — gar nicht erzählt, sondern sorgfältig verheimlicht, wie die Mörder ihre blutige That.

Gehe hin und thue desgleichen!

Die beiden Gleichnisse vom verlornen Schaf und Groschen (Luk. 15, 1—10) kann man auf die Heidenmission

und Innere Mission deuten, wenn man ein Recht zu haben glaubt, unter dem verlornen Schaf das Heidentum, unter dem verlornen Groschen das Namen-Christentum verstehen zu dürfen. Aber die ersten Verse des Kapitels verlangen die Deutung auf einzelne Menschen, welche erst das Eigentum Jesu waren, zu des Hirten Schafen, zu des Weibes (der Kirche) Schatz gehörten, dann aber verloren gingen. Abgefallene Christen sind aber gerade das Augenmerk und Arbeitsobjekt der Inneren Mission. So gefaßt, tritt uns in dem ersten Gleichnis die suchende Liebe des Herrn in Bezug auf die entgegen, welche aus eigener Schuld (in Mutwillen, Leichtsinn, Weltlust 2c.) sich von der Herde verloren haben (denn aus Schuld dieses Hirten geht kein Schaf verloren). In dem zweiten Gleichnis aber darf wohl an eine Nachlässigkeit des Weibes gedacht werden (denn ein Groschen verliert sich nicht selbst, sondern wird verloren); hernach freilich, als es den Verlust inne wird, setzt es alles in Bewegung, wendet allen Fleiß daran, scheut auch den Staub nicht, den der Besen aufwirbelt, und sucht, bis daß es findet. Da sind zwei Zeiten im Leben des Weibes zu unterscheiden: eine Zeit der Gleichgiltigkeit, Lauheit, Untreue, und eine Zeit des wiedererwachten Eifers, der neuen Hingabe, der opferwilligen Arbeit. Wie oft zeigt die Geschichte der Kirche diesen Wechsel. — In jedem Fall aber soll der unendliche Wert der einzelnen Seele dargethan werden, für welche alle suchende Jesusliebe und alle eifrige kirchliche Arbeit kein zu großer Aufwand sind.

Von dieser Wahrheit giebt u. a. die Arbeit in den Rettungshäusern, sowie in allen Zweigen der rettenden Liebe (Magdalenenanstalten, Gefangenenpflege u. s. w.) Zeugnis.

Bei der Einweihung einer Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder hatte einer der eingeladenen Festgäste in einer Ansprache unter anderem gesagt: „Wenn Ein Kind in diesem Hause von dem Verderben nach Leib und Seele gerettet wird, so sind alle Mühen und Kosten, die auf das Errichten dieser Anstalt verwandt sind, reichlich belohnt.“ Nach der Feier sagte einer der Anwesenden im Zwiegespräch spöttisch zu jenem christlichen Menschenfreunde: „Das war doch etwas viel von Ihnen gesagt, daß alle Mühe und Arbeit bezahlt wäre, wenn nur „ein“ Kind in diesem Hause gerettet würde.“ „Nicht, wenn es mein Kind wäre,“ lautete die kurze, treffende Antwort.

Ebenso gehört hierher ein Lied Christian Heinrich Zellers, des trefflichen Inspektors der Anstalten in Beuggen bei Basel (für sittlich verwahrloste Kinder und für Ausbildung von Lehrern, welche an solchen Kindern arbeiten sollen), der die oft verachteten und verwahrlosten Kinder mit dem Wegerich (oder der Wegewarte) vergleicht und dabei den Namen deutet (das Lied ist

auch als Illustration zu den Worten Luk. 14, 23 „gehet auf die Landstraße und an die Zäune“ zu verwenden.)

Die Wegewarten.

Überall an allen Wegen
Ein verachtet Kräutlein steht;
Niemand achtet's, will es pflegen,
Jedermann vorübergeht.

Himmelblaue Blümlein stehen
An den Stengeln hin und her;
Wer nur will, der kann sie sehen;
Sie zu finden ist nicht schwer.

Ach sie warten an den Wegen,
Klein und niedrig, arm und still,
Ob kein Wandrer Himmelssegen
Von den Kräutlein ernten will.

Wißt ihr, wie die Kräutlein heißen?
Wie man sie gebrauchen soll?
Seht, wir können hier euch weisen
Einen ganzen Garten voll.

Arme Lämmer ohne Hirten,
Die am Weg verlassen stehn,
Die Verführten, die Verirrten,
Die nach einem Retter sehn.

Arme Waisen ohne Freunde,
Ohne Obdach, ohne Brot;
Auch der Säugling, der da weinte
Über seiner Mutter Tod.

Arme, heimatlose Kinder,
Einsam hingestreut am Weg,
Jammerfrüchte armer Sünder,
Harrend an dem Rettungssteg.

Christen, solcher Wegewarten,
Ach, sind alle Wege voll;
Denkt, ach denkt, wie lange harrten
Sie an manchem Wege wohl!

Sammelt, Christen, Wegewarten,
Sammelt Wegewarten ein.
Von den Hecken, Zäunen, Wegen
Führt Verlassene herein.

Laßt sie eure Herzen finden,
Brecht den Hungrigen das Brot,
Laßt Verwundete verbinden,
Nackte kleiden in der Not.

Dann wird strahlen schon auf Erden
Euer Licht wie Morgenrot,
Bald wird's besser mit euch werden,
Leben wachsen aus dem Tod.

Über euch wird Jesus wachen,
Führen euch als guter Hirt,
Euch zum schönen Garten machen,
Dem's an Frucht nicht fehlen wird.

c) Aussprüche Jesu. Matth. 9, 37 f. „Die Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende.“ Allgemein ist die Klage, daß der Fülle der Arbeit im Reich Gottes, auch im Gebiet der Inneren Mission, die Zahl der Arbeiter und Arbeiterinnen nicht entspricht. Aber wenn sich auch eine große Zahl zur Verfügung stellte, und es gebräche den einzelnen an Tüchtigkeit, so wäre damit nichts gewonnen. Also die genügende Quantität und Qualität der Arbeitskräfte ist zu erstreben. Dafür giebt es aber nach der Weisung des Herrn kein besseres Mittel als das Gebet. Es ist eingeschlossen in die Bitte des Vaterunsers „dein Reich komme“; wem aber dieser Arbeitermangel recht am Herzen liegt, der wird auch nicht müde werden ihn in besonderem Gebet dem Herrn vorzutragen. — Wie aber im allgemeinen das Beten und das Arbeiten

einander nicht widersprechen, sondern wie jemand die Ehrlichkeit und Gesundheit seines Gebets damit beweist, daß er wacker zugreift, wenn es etwas zu arbeiten giebt, so ist es auch hier der Fall. Das rechte Beten hat zur Seite das rechte Arbeiten und Werben, damit der Arbeitskräfte mehr werden. Aus dem Gebiet der Diakonissensache sei je ein Beispiel des richtigen und des unrichtigen Werbens mitgeteilt.

Gesegneter Werbedienst. Pastor August Disselhoff, der Bruder des jüngst verstorbenen Inspektors der Kaiserswerther Diakonissenanstalt, erzählt auf einer Berliner Konferenz: „Als ich einige Jahre im Amt gewesen war, — und zwar in der größten und ausgedehntesten Gemeinde Westfalens — empfand ich das dringende Bedürfnis, die Konfirmierten soweit möglich zusammenzuhalten und von Zeit zu Zeit wieder zu sammeln. Ich wußte dies zunächst nicht anders anzufangen, als dieselben — ich will nun nur von den Töchtern reden, weil ja das, was für die Knaben geschieht, nicht hieher gehört — zu bitten, nach einigen Monaten an einem bestimmten Sonntage sich wieder zu versammeln, damit wir uns zu einem erneuerten gemeinschaftlichen Genuß des h. Abendmahls vereinigten und bereiteten. Es erschienen die meisten, obwohl manche aus dem Wupperthale und anderen Nachbarorten, wo sie bereits in Dienst getreten waren, herkommen mußten. Einige sprachen den Wunsch aus nach öfterer, häufiger und regelmäßiger Gemeinschaft. Weil ich nun an den Sonntagen nach den dortigen amtlichen Verhältnissen, wonach die Sonntage in viel höherem Maße als hier die eigentlichen Arbeitstage der Geistlichen sind, keine Zeit hierzu hatte, forderte ich die Willigen auf, an einem Wochenabend zu mir zu kommen. Es kamen ihrer 6—8, mit denen ich etwa zwei Jahre allein blieb, weil nach der Ordnung der Gemeinde nur alle drei Jahre jeder Geistliche die Mädchen konfirmierte; so lange kamen also keine neuen hinzu. Was nun aber mit jenen Sechsen anfangen? Ich streckte ihnen einiges Geld vor, sie kauften sich Material zum Nähen und Stricken. „Nun wählt euch, Kinder, wofür wollt ihr arbeiten?“ — „Für Kaiserswerth!“ — Ich war's zufrieden. Im Lauf der Jahre wuchs die Anzahl der Mitglieder auf 30—40, welche wöchentlich einen Abend kamen und arbeiteten, wobei natürlich anregende und fördernde geistliche Unterhaltung gepflegt wurde. Eine Lehrerin der Töchterschule ersuchte ich, den Gesang der Mädchen zu leiten. Als das nächste Jahresfest des Kaiserswerther Mutterhauses gefeiert wurde, reiste ich mit einigen Mädchen hin, um die gearbeiteten Sachen zu überbringen, hauptsächlich, um ihnen eine Anschauung des fröhlichen Diakonissenlebens zu verschaffen. Der Besuch der Jahresfeste wurde Tradition. Und was war nach einer Reihe von etwa 6—8 Jahren das Resultat? Ich schweige von dem allgemeinen Segen, den diese Gemeinschaft hatte, von dem Einfluß, welchen sie auf die Gesamthaltung der weiblichen Jugend der Gemeinde ausübte; auch von der Freude und dem Segen, den ich persönlich, und von der Unterstützung, die ich amtlich von dieser Gemeinschaft hatte, will ich jetzt nicht reden. Aber was war für die Diakonissensache das Resultat? Etwa ein Dutzend Jungfrauen aus diesem Kreise haben sich freiwillig dem Herrn zum

Dienst im Diakonissenamt dargestellt und sind fröhliche und zum Teil tüchtige Arbeiterinnen. Und jene Lehrerin, welche in unseren Zusammenkünften den Gesang leitete? Die Liebe zur Diakonissensache erfaßte später auch ihr Herz, und gegenwärtig ist sie die Oberin eines rasch aufblühenden Diakonissenhauses. — Als ich hier nach Berlin kam und das Terrain einigermaßen rekognosziert hatte, wurde mir eins klar: wenn irgend segensreiche und fruchtbare Anknüpfungspunkte sollten gefunden werden, so seien sie am leichtesten und sichersten in der konfirmierten weiblichen Jugend zu suchen. Mit wenigen fing ich an; jetzt sind ihrer viel. Die darauf verwandte Mühe und Zeit hat sich reichlich belohnt. In diesem Kreise habe ich meine größte Freude und meine beste Stütze. Ohne sie wäre es z. B. kaum möglich gewesen, den Gemeinde-Diakonissendienst in St. Jakobi zu organisieren und zu erhalten. Mehr darf ich nicht sagen, weil ich einzelne von ihnen heute auf den Emporen vermuten muß. Aber das will ich noch bemerken: Aus den weiblichen Vereinen, welche hier in Berlin in meiner Pflege stehen, sind bereits sechs frühere Mitglieder im Diakonissendienst thätig, und außerdem zwei als Gehülfinnen, ohne selbst einem Mutterhause anzugehören."

Unrichtiges Werben. Pastor Jordan am Diakonissenhaus zu Halle a. S. teilt aus seinen Erfahrungen mit: „Vor einer Reihe von Jahren hatte eine wohlmeinende, liebe Dame, von der wir hernach erfuhren, daß sie unserm Diakonissenhause besonders nahe steht, beseelt von dem Wunsche, an ihrem Teile auch mit zu werben für den gesegneten Beruf der Diakonissen, einen Aufsatz in einer vielgelesenen Frauenzeitung veröffentlicht unter dem Titel: „Ein Beruf, der glücklich macht," und dort in lichten Farben die Herrlichkeit, das Geborgen- und Versorgtsein und die guten Aussichten einer Diakonissin geschildert, ohne genügend den Ernst, den Opfersinn, das in „Gott Gegründetsein" zu betonen, diese Grundvoraussetzungen einer gesegneten Diakonissenthätigkeit. Die Verfasserin jenes Aufsatzes hatte uns nichts verraten von der edlen Absicht, uns zu dienen. Da geschah es, daß dem Schreiber dieses Artikels eine Menge eingeschriebener Briefe in die Schweiz mit Anfragen und Anmeldungen nachgesandt wurden, und eine wohl zehnfach so große Zahl daheim eingetroffen und eröffnet worden waren. Eine wahre Flut von Anfragen und Anmeldungen, gegen 200 Gesuche liefen nach und nach ein. Wir konnten all' diese Briefe kaum rasch genug mit Einsendung der Aufnahme-Bedingungen beantworten, und viele kamen, um sich persönlich vorzustellen. Möchte nun manch einer meinen, da seien wir denn über die Klage der mangelnden Kräfte hinweggekommen, so müssen wir darauf antworten: Von all den Ungezählten und Gezählten blieben zuletzt nur zwei übrig, die überhaupt einen Versuch machten, und auch bei diesen zweien war es nur ein kurzer, vergeblicher Versuch! — — Wir haben keinen Beruf, der glücklich macht. Wir haben unseren Beruf, um in demselben unsere Pflicht zu thun. Treue Pflichterfüllung macht das mühevolle Leben köstlich. Und treue Pflichterfüllung giebt es nur in der Nachfolge Jesu. Wer ihm nachfolgt, gewinnt bei ihm Leben und volles Genüge, und das erst ist Glück."

Matth. 5, 16. „Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel

preisen." Damit erhalten die Christen den Befehl, das von Christo empfangene Licht in Gestalt von guten Werken der Welt zu zeigen, nicht damit sie selbst glänzen und gerühmt werden, sondern zur Ehre ihres himmlischen Vaters. Darin liegt die Anweisung, daß man auch mit den Werken der Barmherzigkeit hervortreten, und nicht bloß im Verborgenen wirken soll. Freilich sei aller Ruhm vor uns selbst und vor anderen dabei ausgeschlossen. In diesem Sinn ist Matth. 6, 3 zu verstehen: „Wenn du aber Almosen giebst, so laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut," und das Erstaunen der Barmherzigen am Gerichtstag Matth. 25, 37 ff.: „Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen und haben dich gespeiset? &c." — Dem Einwand aber, daß es wohl nicht darauf ankommen werde, ob mein kleines Licht gesehen werde, steht der Wille des Herrn entgegen, der uns befiehlt, unser Licht leuchten zu lassen, wie auch die Erfahrung, daß Gott selbst das Geringe zu großem Segen werden lassen kann, sowohl im Leiblichen als im Geistlichen.

Ein in Frankreich im Segen arbeitender Evangelist erzählt folgende merkwürdige Begebenheit: „Auf einer Reise nach Indien saß ich eines Abends müde und leidend in meiner kleinen Kabine. Die See ging hoch. Plötzlich ertönte der Ruf: „Ein Mann über Bord!" und unwillkürlich sprang ich auf die Füße. Auf dem Verdeck über mir hörte ich eilige Fußtritte und merkte gleich, daß Anstalten getroffen wurden zur Rettung des Unglücklichen. Mein erster Gedanke war, hinaufzueilen, um zu sehen, ob ich helfen könnte. Allein bald besann ich mich, daß ich dort nur im Wege wäre, und überwand mich. Was könnte ich thun? so fragte ich mich. Da fiel mein Auge auf meine Lampe. Ich löste sie von ihrem Haken und hielt sie an mein kleines Kabinenfenster, damit sie herausleuchte auf die finstere See. Schon nach einer Minute riefen fröhliche Matrosenstimmen: „Er ist gerettet!" und bald war alles wieder stille. Am nächsten Tage aber wurde mir mitgeteilt, daß durch Gottes wunderbare Fügung gerade mein kleines Lämplein das Mittel zur Rettung des Ertrinkenden gewesen war. Der schwache Schimmer fiel genau so, daß der mit den Wogen Kämpfende das ihm zugeworfene Rettungsseil sehen und dann mit festem Halt ergreifen konnte."

Mark. 12, 43 f. „Diese arme Witwe hat mehr in den Gotteskasten gelegt denn alle, die eingelegt haben. Denn sie haben alle von ihrem Übrigen eingelegt; diese aber hat von ihrer Armut alles, was sie hatte, ihre ganze Nahrung eingelegt." Im Neuen Bund werden Opfer, Gaben, Thaten weder mit irgend einem äußerlichen, noch mit einem gesetzlichen Maß gemessen. So wenig geboten ist, den Zehnten für die Kirche, für Wohlthätig-

keit ꝛc. zu geben, so wenig ist's **geboten**, daß jedermann wie jene arme Witwe unter allen Umständen seine ganze Habe in den Gotteskasten legen soll. Der Herr will nur zu einer richtigen Schätzung des Scherfleins (die kleine Gabe war das ganze Eigentum, die anderen großen Gaben kamen aus dem Überfluß) und zur Nachfolge in dem Sinn anleiten: Ganzopfer müssen wir bringen. Wie sich dieselben ausprägen, in welcher Gestalt sie gebracht werden, das zu entscheiden, überläßt der Herr dem Gewissen jedes Einzelnen. Es gilt Ernst machen mit dem Tauf- und Konfirmationsgelübde, durch welches man sich ganz, mit allem, was man ist und hat, Gott gelobt hat. Wer seine Stellung und Aufgabe unter diesem Gesichtspunkt ansieht, wird nicht unwillig sein, wenn auch die Arbeiten der Inneren Mission an seine Person oder an seinen Besitz Ansprüche erheben, sondern wird das als eine Gelegenheit ansehen, seinen Christenstand zu bethätigen.

Der h. Adalbert (950—997), der Apostel der Preußen, fiel von sieben Speeren durchbohrt, mit ausgebreiteten Händen, die er betend für seine Mörder, die heidnischen Preußen, erhoben hatte, in Kreuzesform tot zur Erde, und sein Blut düngte der Ostsee Strand. Nun, so erzählt die Sage, habe der König von Polen für den Leichnam des Heiligen so viel Gold geboten, als derselbe wiegen würde. Aber die schwere Menge Goldes, die der König schickte, war nicht imstande, die andere Wagschale, in der St. Adalberts Leiche lag, von der Erde zu erheben. Da warfen des Königs Gesandte alles Gold hinzu, das sie bei und an sich trugen; aber das Zünglein der Wage bewegte sich nicht. Auch aus der Ferne schickten die durch St. Adalbert bekehrten Gemeinden reiche Opferspenden an Gold; aber die Schale mit der Leiche bewegte sich nicht. Endlich trat auch ein altes Mütterchen hinzu, die nur zwei Pfennige im Vermögen hatte, und legte diese zwei Pfennige auf den Goldhaufen, und alsobald hob sich die Schale mit dem Leichnam des Heiligen und die Goldschale sank zu Boden. — Um aber das Gleichgewicht herzustellen, nahm man ein Pfund Gold nach dem anderen herunter, und zuletzt blieben nur noch die zwei Pfennige des alten Mütterleins übrig, welche der Leiche des Heiligen das Gleichgewicht hielten. Eine Gabe wog die andere auf, denn es waren in beiden Wagschalen gleiche, d. i. ganze Opfer.

Laßt uns hingehen und lernen, ganze Opfer bringen!

d) **Die Diakonen der Apostelzeit.** Die Einrichtung des Diakonenamts in der apostolischen Kirche wird uns Apostelgeschichte 6 berichtet. Es entstand Unzufriedenheit darüber, daß die Witwen der griechisch redenden Juden („Hellenisten", Luther mißverständlich „Griechen") bei der täglich stattfindenden Austeilung der Gaben übersehen wurden. Die Gemeinde war allmählich zu groß geworden, als daß neben allem anderen auch eine

ausreichende, um jedes Einzelnen Bedürfnisse sich kümmernde Armenpflege von den Aposteln hätte geübt werden können. Siehe da, die Anfänge der heutzutage ins Riesengroße angewachsenen Notstände der Massengemeinden. Die Apostel sind alsbald auf Abstellung des Mißstands bedacht, berufen eine Gemeindeversammlung und ordnen an, was zu geschehn hat, der Gemeinde eine Mitwirkung dabei einräumend und zumutend. Es sollen von ihr Männer erwählt werden, die drei Bedingungen erfüllen: ein gutes Gerücht haben, voll heiligen Geistes, voll Weisheit sind. Wenn auch in der „Weisheit" die natürlichen Gaben für den betreffenden Beruf inbegriffen sind, so ist doch ersichtlich, daß das Hauptaugenmerk auf den rechten Christenstand gerichtet ist, wie er sich durch Geistesbesitz innerlich gestaltet und durch gutes Gerücht nach außen hin kennzeichnet. Ganz dasselbe findet 1. Tim. 3, 8—13 statt, wo die Eigenschaften rechter Diakonen angegeben sind. Von technischem Können ist da nicht die Rede. Das kann sich jeder normal begabte Mensch aneignen. Aber die rechte Grundlage muß vorhanden sein in Bezug auf das innere persönliche Leben („Geheimnis des Glaubens"), auf das äußere persönliche Leben (Wort und Wandel), auf das Familienleben (Weib und Kind). — Also nach dem Christenstand soll die Gemeinde bei den zum Amt zu Wählenden vor allem schauen. Die Wahl selbst wird der Gemeinde überlassen; sie kannte ja ihre Leute; sie hatte auch den Segen oder Nachteil vom Ausfall der Wahl. Wenn wir von den beiden uns näher bekannten, Stephanus und Philippus, auf die andern schließen dürfen, so fiel die Wahl ganz auf die rechten Männer. Die Apostel bestätigen die Wahl durch die Weihe der Gewählten mit Handauflegung und Gebet. Damit war das Amt des Zu-Tische-Dienens geschaffen. Obwohl die Gewählten Apg. 6 noch nicht ausdrücklich Diakonen genannt werden, so hatten sie doch die Funktionen der Diakonen. Der Titel fand sich dann später hinzu (1. Tim. 3, 8—13 und Phil. 1, 1 wird er gebraucht). Besondere Hervorhebung verdient die Vorschrift 1. Tim. 3, 10, daß der Übernahme des Amtes eine Prüfung vorhergehen solle. Da sie sich auf den Wandel und Charakter bezog, so ist diese Prüfung nicht als ein Examen im gewöhnlichen Sinn, sondern als eine Probezeit aufzufassen. — Die Ursache der Bestellung des Diakonenamts war das Anwachsen der Gemeinde im Mißverhältnis mit der Zahl und Kraft der bisherigen kirchlichen Amts-

träger (Apg. 6, 1 a). Die Wirkung der Bestellung dieses Amts ist die innere und äußere Blüte der Gemeinde (V. 7). Dieser Sachverhalt bestätigt die Wahrheit: das Wortamt ist nötig zum Sein, das Diakonieamt zum Wohlsein der Kirche.

Das Amt der Diakonie hat im geschichtlichen Verlauf mancherlei Veränderungen durchgemacht: der Inhalt und Pflichtenkreis des Amts erweiterte, verengerte, veränderte sich, ging zeitweilig auf ganz andere Träger über (z. B. die Orden im Mittelalter) oder mußte seinen Namen einem völlig verschiedenen Amt leihen (die zweiten und dritten Prediger einer Kirche heißen oft Diakonen) u. s. w. Wir können diesen viel verschlungenen Wegen hier nicht nachgehn (vergl. übrigens unten: der hl. Laurentius). Nur das sei hervorgehoben, daß Luther bei der Erneuerung der Kirche auch gern dies Amt wieder aufgerichtet hätte: „Nach dem Predigtamt ist in der Kirche kein höher Amt, denn diese Verwaltung, daß man mit dem Kirchengut recht und aufrichtig umgehe, auf daß den armen Christen, die ihre Nahrung selbst nicht schaffen und gewinnen mögen, geholfen werde, daß sie nicht Not leiden." „Es wäre wohl gut, daß man es auch also anfinge, wenn Leute danach wären . . . Wir haben aber nicht die Personen dazu, darum traue ich's nicht anzufangen, so lange bis unser Herr Gott Christen machet." Daß aber Luther auch eine genossenschaftliche und anstaltliche, an die Einrichtungen der Klöster sich anlehnende Wiedererweckung der Diakonie sich hätte wohlgefallen lassen, geht u. a. aus seinem Verhältnis zu den Häusern der „Brüder und Schwestern des gemeinsamen Lebens" in Herford (Westfalen) hervor.

Die Insassen der dortigen Häuser zeichneten sich von jeher durch ein frommes Leben aus. Und als sie nun im Jahre 1524 einen tüchtigen Vorsteher in Jakob Montanus aus Speier erhielten, einen Mann zugleich von wissenschaftlicher Bildung, der mit Melanchthon bekannt war, hörten sie auf, alltäglich Messe zu lesen, verkündeten das reine Wort Gottes und unterrichteten die Jugend darin, ohne jedoch ihre sonstigen bewährten Einrichtungen aufzugeben. Die Bürgerschaft zu Herford, gleichfalls der neuen Lehre zugethan, wollte die Häuser aufheben und zu anderen Zwecken verwenden. Die Vorsteher der Brüder wandten sich an Luther und Melanchthon mit der Bitte um ihre Vermittlung, und der erstere richtete ein Schreiben an Rat und Bürgermeister, datiert vom 31. Januar 1532. Er sagt u. a. darin: „Weil denn die Brüder und Schwestern, die bei euch das Evangelium erstlich angefangen, ein ehrbarlich Leben führen und eine ehrliche, züchtige Gemeinde haben, daneben das reine Wort treulich lehren und halten, ist meine freundliche Bitte: E. W. wollten nicht gestatten, daß ihnen Unruhe und Erbitterung um dieser Sache willen widerfahre, daß sie noch geistliche Kleider tragen und alte löbliche Gewohnheit, so nicht wider das Evangelium sind, halten. Denn solche Klöster und Brüderhäuser mir aus der Maßen gefallen. Und wollte Gott, alle Klöster wären also, so wäre allen Pfarrherren, Städten und Landen wohl geholfen und geraten. Versehe mich, E. W. wird sich hierin christlich und ehrbarlich wissen zu halten, angesehen, daß sie weder dem Pfarrherrn, noch dem Kirchspiel schädlich, sondern fast nützlich und besserlich sind." — Zugleich schrieb Luther einen Brief an Jak. Montanus und den Bruder Gerhard Vis-

kamp „die treuen und aufrichtigen Diener des Wortes zu Herford, seine Brüder in dem Herrn. Gnade und Friede! Ich habe Dein und Gerhards Schreiben empfangen und habe in dieser Angelegenheit an den Rat Eurer Stadt geschrieben, daß er Eure Genossenschaft schützen und verteidigen möge gegen die Anfeindungen, welche Euch jene Schreier verursachen. Denn Eure Lebensweise, die Ihr rein nach dem Evangelium Christi lehrt und lebt, gefällt mir ausnehmend, und möchten doch einige solcher Klosteranstalten vorhanden gewesen sein und noch sein. Ich wage nicht viel zu wünschen, aber wenn es um alles so stände [wie um die Brüderhäuser], so wäre die Kirche allzu selig schon in diesem Leben. Eure Tracht und andere löbliche bisher bewahrte Sitten schaden dem Evangelium nichts, vielmehr nützen sie ihm wider die ungebundenen, zügellosen Geister, die heutigen Tages nur zu zerstören, aber nichts zu erbauen wissen.“ Auch später noch trat Luther für die Brüder und Schwestern ein und lobte aufs höchste ihre Anstalten, da sie „alle des Papstes Greuel abgethan, aus christlicher Freiheit, wiewohl im alten Kleid und Gestalt, sich halten und ein ordentlich züchtlich Leben führen, nach der Apostel Lehre mit ihren Händen arbeiten, daß ich wohl wünsche, daß solcher Leute, wie Gott die Gnade gäbe, viel wären, denn sie ja nicht schädlich, sondern nützlich sind, weil sie dem Evangelio anhängig sind.“

In unseren Tagen nun hat die Diakonie der alten Kirche sich in den Brüder- oder Diakonenanstalten erneuert in zeitgemäßer Anlehnung an die genossenschaftlichen und anstaltlichen Formen der Brüder vom gemeinsamen Leben. Die Entstehung der ersten Brüderanstalt der Gegenwart haben wir in Wicherns Leben gezeichnet. Die übrigen deutschen Brüder- oder Diakonen-Anstalten haben wir in der Übersicht der wichtigsten Mittelpunkte der Liebesthätigkeit genannt.

Es erübrigt nur noch in kurzen Zügen die Organisation eines Brüder- oder Diakonenhauses zu schildern. Dasselbe wird im großen und ganzen geleitet und nach außen vertreten durch einen Vorstand von kirchlichen und geachteten Persönlichkeiten. Als Hausvater steht ein Theologe an der Spitze, der von jüngeren theologischen Kräften (Kandidaten als „Oberhelfern“) und tüchtigen Brüdern unterstützt wird.

Das Brüderhaus ist in erster Linie Erziehungsanstalt für den Diakonenberuf. Diese Erziehung wird geleistet durch das kirchliche Leben der Anstalten (die meisten derselben haben eine eigene Kirche und bilden eine besondere Anstaltsgemeinde). — Sodann durch das häusliche Leben der Anstalt. Jedes Familienhaus hat schon sein besonderes Gepräge, seine Art, seine Geschichte, seine Interessen, Ordnungen. Das ist auch in solcher Anstalt der Fall. Und je kräftiger und anziehender der in alledem sich entwickelnde Geist des Hauses ist, desto mehr wird er erziehlich auf den Hausgenossen wirken. — Weiter durch den Unterricht. Derselbe vertieft und erweitert die Religionskenntnisse, befestigt und erweitert die gewöhnlichen sachlichen und sprachlichen Schulkenntnisse und fügt dem allen als etwas Neues den Fachunterricht hinzu. Er erstreckt sich auf das ganze Gebiet der Inneren Mission mit besonderer Berücksichtigung der Geschichte und Arbeit der eigenen Anstalt. — Endlich durch Mitarbeit an den praktischen Zwecken der Anstalt. Die meisten Brüderhäuser

sind mit Rettungsanstalten verbunden, manche mit Krankenhäusern, Siechenhäusern, Idioten- und Epileptischen-Anstalten 2c. Durch Mitarbeit wird die Arbeit gelernt. Keine Arbeit, die dem Zweck des Ganzen dient, ist dem Bruder zu gering.

In zweiter Linie ist das Brüderhaus auch der Mittelpunkt der Brüderschaft. Schon die Aussendung des Bruders auf irgend ein auswärtiges Arbeitsfeld geschieht unter Mitwirkung des Brüderhausleiters. Ebenso der etwaige spätere Wechsel. Doch mischt sich der Vorsteher des Brüderhauses nicht in die Angelegenheiten des auswärtigen Arbeitsfeldes. Aber auch dem ausgesendeten Bruder steht Rat, Förderung, Halt und Hilfe seines Brüderhauses, soweit möglich, zur Seite. Auch wahrt sich das Brüderhaus das Urteil darüber, ob ein Bruder seines Berufs würdig wandelt. Wenn je das Gegenteil vorkommt, stößt ihn die Brüderschaft aus. Briefe, Rundschreiben, Konferenzen, Feste halten die Gemeinschaft der Brüder untereinander und mit dem Brüderhaus aufrecht. Natürlich kann das Brüderhaus nur die geistige, nicht auch die äußerliche Heimat des ausgesendeten Bruders sein. Er gründet sich ja selbst Familie und Häuslichkeit, die ist dann auch seine Heimat. Austritt aus der Brüderschaft ist selbstverständlich jederzeit möglich. Der Brudername hat im Rauhen Haus seinen Ursprung. Die Erziehungsgehilfen sollten den Kindern wie ältere Brüder beistehen. Auch auf die Gemeinschaft in Christo enthält der Name eine Hindeutung.

Zur Aufnahme ins Brüderhaus sind Leute aller Lebensstellungen willkommen zwischen dem 20.—30. Jahre, die durch Militärpflicht nicht gefesselt, unverheiratet und unverlobt, gesund an Körper und Geist sind. Christliche Gesinnung, die nötigen Gaben, unbescholtener Lebenswandel und der Wille, dem Herrn in der Inneren Mission zu dienen, sind selbstverständliche Voraussetzungen. Auch muß jeder Eintretende in irgend einem Beruf so tüchtig sein, daß er sich damit sein Brot verdienen kann. An Papieren sind beizubringen: ein Meldungsschreiben, ein selbstverfaßter Lebenslauf, versiegelte Zeugnisse glaubwürdiger Männer, besonders Pastoren, Einwilligung der Eltern und Vormünder, Tauf- und Konfirmationsschein, ärztliches Attest, Militärpapiere. — Zunächst hat jeder Eintretende eine Probezeit von mehreren Monaten zu bestehen, dann wird er in der oben dargestellten Weise ausgebildet und verwendet. Je nach Umständen kann er auch eine Zeitlang einem auswärts stationierten Bruder als Gehilfe zugeteilt werden. Der Kursus dauert im ganzen durchschnittlich drei Jahre. Selbstverleugnung und Selbstzucht, Eifer und Lernbegierde, Unterordnung und Einfügung in das Gegebene werden von dem Bruder dabei verlangt. Die meisten der sich Meldenden sind Handwerker, Landleute, Kaufleute, Lehrer. — Nach vollendeter Lehrzeit erfolgt die feierliche Aussendung. — Für nicht wenige Arbeitsfelder (z. B. Herbergen) ist die Frau des Bruders von entscheidender Wichtigkeit.

Alle deutschen Brüderanstalten resp. Brüderschaften zählen etwa 1500 Brüder.

e) Die Diakonissin der Apostelzeit. Die einzige sichere Erwähnung einer Diakonissin der apostolischen Zeit finden wir Röm. 16, 1 u. 2: „Ich empfehle euch aber unsere Schwester

Phöbe, die da ist eine Gemeindediakonissin von Kenchreä, daß ihr sie aufnehmt in dem Herrn, wie sich's ziemet den Heiligen, und thut ihr Beistand in allem Geschäft, darin sie euer bedarf; denn sie war auch vielen eine Patronin, auch mir selbst." Kenchreä war die Hafenstadt von Korinth, ähnlich wie Bremerhaven von Bremen, Kuxhaven von Hamburg. Hier wirkte als Diakonin (weiblicher Diakonus = Diakonisse oder Diakonissin) der Gemeinde eine gewisse Phöbe. Sie wird bis auf den Buchstaben genau mit demselben Amtstitel bezeichnet, wie die (männlichen) Diakonen; so wird ihr auch in der weiblichen Sphäre beizulegen sein, was das Neue Testament uns von den Diakonen sagt, und was wir oben dargelegt haben. „Schwester" wird sie nach damaliger Sitte als Christin genannt (so ist's also falsch, wie heutzutage oft geschieht, das Wort „Schwester" als einen Berufstitel, etwa gleichwertig mit Krankenpflegerin, zu brauchen). Worin ihre amtlichen Arbeiten und Pflichten bestanden haben, wird nicht näher gesagt, vielmehr als durch den Amtstitel genügend bezeichnet und bekannt vorausgesetzt. — Sie reist in irgend welchen Geschäften (ob amtlichen oder persönlichen und welcher Art sie gewesen sind, wird nicht erwähnt) nach Rom. Paulus giebt ihr den Brief an die dortige Gemeinde mit und empfiehlt sie bei dieser Gelegenheit zur Aufnahme und zum hilfreichen Beistand in ihren Bedürfnissen, wie es sich für Christen („Heilige") geziemt. Er begründet diese Empfehlung damit, daß auch die Phöbe vielen Menschen, ihm selbst sogar, eine Patronin gewesen sei, d. h. Schutz, Hilfe und Beistand geleistet habe (ob sie dem Apostel in seinem Amt oder in persönlicher, etwa Krankheitsnot gedient habe, ist nicht gesagt).

Ob sich andere Stellen des Neuen Testaments auf Diakonissen beziehen (z. B. 1. Tim. 3, 11) ist mindestens zweifelhaft, mir sehr unwahrscheinlich.

Auch das Amt der weiblichen Diakonie hat eine interessante und mannigfach verschlungene Geschichte. Einige wichtige Thatsachen derselben werden noch mitgeteilt werden (vergl. unten Briefwechsel zwischen Plinius und Trajan sowie Leben der Olympias). Im übrigen müssen wir uns darauf beschränken, die Erneuerung des apostolischen und altkirchlichen Diakonissenwesens in unseren Tagen und dessen durch die Zeitverhältnisse bedingte Organisation näher darzulegen.

Dem Pfarrer Theodor Fliedner (1800—1864) zu Kaiserswerth a. Rh. gebührt der Ehrenname eines Erneuerers des apostolischen Diakonissenamtes, mit welchem ihn sein Leichenstein bezeichnet. Sein Geburtsort ist Eppstein im Taunus, wo sein Vater Pfarrer war. In bescheidensten Verhältnissen

wuchs er auf. Sein theologisches Studium brachte ihn nach Gießen und Göttingen, wo er trotz des herrschenden Rationalismus doch den Glauben an Christi Auferstehung und Wunder bewahrte. Schon mit 22 Jahren wurde er Pfarrer der kleinen evangelischen Gemeinde in dem katholischen Städtchen Kaiserswerth a. Rh. mit — 180 Thlr. Gehalt. Wenn dieser nur gesichert gewesen wäre! Das war aber nicht der Fall, so daß man an Aufhebung der Stelle dachte. Sofort zeigte sich Fliedner als ein Mann der rettenden That. Auf einer großen Kollektenreise in Rheinland, Holland, England sammelte Fliedner einen Pfarrfonds, der den Bestand der Gemeinde festigte. Aber was mehr wert war: er lernte in jenen Ländern viele Persönlichkeiten, Liebeswerke, kirchliche Verhältnisse kennen, welche anregend und vorbildlich waren. Wie gründlich er diese Länder studierte, zeigt ein Werk, welches er über seine Reise herausgab; wie wir überhaupt bei Fliedner, trotz alles Dringens auf die Praxis, einen starken schriftstellerischen Trieb finden, den er ganz in den Dienst der Praxis stellte. — Seine kleine Gemeinde gab ihm nicht genug Arbeit, so nahm er sich freiwillig mehrere Jahre lang der Predigt und Seelsorge in dem Gefängnis des unfern gelegenen Düsseldorf an. Dabei fiel es ihm aufs Herz, daß man namentlich für die besserungswilligen weiblichen Gefangenen einer Anstalt bedürfe, welche ihnen nach der Entlassung aus der Haft den Übergang ins bürgerliche Leben erleichtere. Da sich niemand bereit zeigte, den Gedanken auszuführen, richtete Fliedner selbst 1833 eine solche Anstalt in dem steinernen Häuschen im Pfarrgarten zu Kaiserswerth mit zunächst Einem Zögling und Einer Pflegerin ein. Dies ist das Senfkorn, aus welchem alle dortigen Liebeswerke erwuchsen.

Schon im Jahr 1836 schloß sich das Diakonissenhaus daran, in den denkbar bescheidensten Verhältnissen begründet. Bei den Mennoniten in Holland (einem milderen Zweig der Baptisten, nach ihrem Stifter Menno Simons † 1559 genannt) hatte Fliedner Diakonissen gefunden und alsbald den Gedanken gefaßt, daß die Erneuerung dieser Einrichtung auch unserer Kirche zum Segen sein werde. Wünsche, Versuche in dieser Richtung finden wir auch bei anderen (z. B. bei dem Minister v. Stein, Amalie Sieveking, Graf von der Recke-Volmerstein) — aber Fliedner war der Mann der That, unter dessen Händen der Gedanke Wirklichkeit wurde. Und diese That ist es, durch welche Fliedner neben Wichern tritt. Hatte dieser männliche Kräfte für den Dienst der Barmherzigkeit mobil gemacht, dieselben in der Brüderschaft gesammelt, im Dienst der Inneren Mission verwendet und dadurch einer kirchlichen Diakonie der Männer vorgearbeitet, so hat Fliedner ganz dasselbe gethan auf dem weiblichen Gebiet. Er hat die Frauenwelt, zumal Deutschlands, für den Dienst der Liebe herangezogen, gebildet, verwendet. Je mehr Gott in Herz und Hand der Frau besondere Gaben für die Pflege der Bedürftigen aller Art gelegt hat, desto bedeutsamer und segensvoller ist diese That Fliedners. Das weibliche Geschlecht, sowie die nun besser Gepflegten und Versorgten bleiben ihm ewig Dank schuldig. — Mit der Thatkraft verband Fliedner große Weisheit. Er schloß das Neue, was er schuf, mit vollem Bewußtsein an die geschichtlichen Anfänge des Diakonissenwesens an, wie sie im Neuen Testament und in der Geschichte der alten Kirche vorliegen. Aber er that dies in den Formen der Gegenwart. Er wußte sehr wohl, daß die Diako-

nissen der Neuzeit, wenn sie unter den auflösenden kirchlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen unserer Tage bestehen und segensreich wirken wollten, eine Genossenschaft bilden und an einer Anstalt den rechten Halt finden müßten. Auch faßte er von Anfang an die Aufgabe so weit, daß alle brauchbaren weiblichen Kräfte je nach ihren Gaben Verwendung finden konnten. Nicht nur die Krankenpflege sah er als Diakonissenarbeit an — wie heute noch grobe Unkenntnis thut — sondern alle Thätigkeiten, durch welche Frauen dem Herrn Jesu in seinen Elenden und seiner Kirche dienen können.

Der Einpflanzung der Diakonissensache in den Boden unserer Kirche folgte die Pflege. Ein Zweig der Thätigkeit schloß sich nach dem anderen an, ein Haus nach dem anderen wurde gebaut. Bei Gründung auswärtiger unabhängiger Diakonissenmutterhäuser half Fliedner eifrig und neidlos mit, an nicht wenige gab er die erste Vorsteherin und einen Grundstock von Schwestern ab. Diese Anstalten sollten neue Mittelpunkte zur Ausbreitung der Sache in ihrem Land, in ihrer Provinz werden. — Die beste Hilfe bei seiner gesegneten, aber aufreibenden Arbeit hatte Fliedner an seiner Frau Friederike geb. Münster. Nachdem sie abgerufen worden war, schenkte Gott ihm in Karoline geb. Bertheau aus Hamburg, einer Schülerin von Amalie Sieveking, eine zweite treffliche Gehilfin für Haus und Amt. Sie hat Jahrzehnte hindurch, auch nach Fliedners Tod noch, die weibliche Leitung der großen Anstalt unübertrefflich geführt, eine allverehrte und geliebte Persönlichkeit. Unter den hohen Gönnern, welche Fliedner und die Diakonissensache fanden, verdient in erster Linie der preußische König Friedrich Wilhelm IV. genannt zu werden.

Mit der Pflege hielt die Ausbreitung in großem Maßstab gleichen Schritt. Hatte Fliedner schon bisher viele Reisen im Interesse der Diakonissensache unternommen, so jetzt erst recht. Er bereiste Deutschland von einem Ende zum anderen, ebenso kam er nach der Schweiz, Frankreich und England, Jerusalem, Konstantinopel und Nordamerika. Die Möglichkeit dazu gab ihm die Niederlegung seines Pfarramts an der Stadtgemeinde, wozu er nach 25jähriger Thätigkeit sich entschloß, um sich ungeteilt der Anstalt widmen zu können. Fliedner stand damals auf dem Höhepunkt seiner Arbeit und seines Einflusses. Einst meldeten sich auf einen Aufruf hin in einem Jahr 200 als Probeschwestern in Kaiserswerth, von welchen die Hälfte aufgenommen werden konnte.

Seiner schwachen Gesundheit wegen vollbrachte Fliedner seine vielen Arbeiten und namentlich die Reisen schon bisher unter großen Beschwerden. Die letzten sieben Jahre seines Lebens blieb er dadurch, daß sein Lungenleiden zunahm, ganz an Kaiserswerth gefesselt. Freilich war er auch hier rastlos thätig. Eine besondere Freude war ihm das 25jährige Jubiläum der Anstalt und die in demselben Jahr zum erstenmal tagende Generalkonferenz der damals existierenden 27 Mutterhäuser. Eine zweite solche Konferenz sollte er nicht mehr erleben, indem Gott seinen müden Knecht 1864 heimrief. Sein Leichentext 1. Kor. 15, 10 bezeichnet treffend den Inhalt seines Lebens.

Unter allen sonstigen Leitern von Diakonissenhäusern erreicht keiner an Eigenart, geistiger Bedeutung und tiefgreifender Wirkung den Pfarrer Wilhelm Löhe (1808—1872), den Gründer der Diakonissenanstalt in Neuendettelsau (Bayern). Er hat der Diakonie und Inneren Mission besonders in den lutherischen Landeskirchen Eingang verschafft, deren überzeugter und hoch-

begabter Vertreter er war. Gleich tüchtig in allen pastoralen Thätigkeiten, als Prediger wie als Liturg, als Katechet wie als Seelsorger, vereinigte er sein Leben lang die Arbeit an seiner Landgemeinde mit der Leitung seiner Anstalten, deren wichtigste das Diakonissenhaus war. Er prägte allem den Stempel seiner kirchlichen Anschauungen, seines originalen Geistes und einer seltenen Formvollendung auf. Allen seinen Arbeiten lagen ernste kirchliche, namentlich geschichtliche Studien zu Grund. Es sind hauptsächlich zwei Unternehmungen, um welche sich seine Arbeit gruppierte: das Missionshaus für Amerika und das Diakonissenhaus. Aber während bei jenem der Weg von der Anstalt zum Verein führte, so bei diesem vom Verein zur Anstalt.

Schon seit 1842 wirkte Löhe für Aussendung von Predigern zu unseren lutherischen Landsleuten in Amerika. Während später der Unterricht der auszusendenden jungen Leute und damit die gesamte Anstaltsleitung des Missionsseminars für Amerika in die Hand des Freundes von Löhe, des Inspektors Bauer überging, gründete Löhe 1850 die „Gesellschaft für Innere Mission im Sinn der lutherischen Kirche," welche zwar weitere Ziele verfolgte, deren Hauptwerk aber immerhin jenes Missionshaus blieb. Daneben ist namentlich die Schriftenverbreitung von Bedeutung geworden. Löhe ist selbst der Verfasser einiger ausgezeichneter Traktate.

Im Jahr 1854 gründete Löhe den Verein für weibliche Diakonie. Derselbe sollte überall in Bayern Zweigvereine bilden, und diese sollten die nach Ort und Zeit gerade nötigen Barmherzigkeitswerke üben. Das Diakonissenhaus sollte dafür nur Schule und ein gewisser Mittelpunkt sein. Indessen jene Vereine kamen nur sehr teilweis zu stande und in Blüte, während das Diakonissenhaus eine große Ausdehnung und Bedeutung gewann. Eine ganze Kolonie von Anstalten sammelte sich um dasselbe, draußen vor dem unbedeutenden mittelfränkischen Dorf: Blödenanstalt, Rettungshaus, Magdalenium, verschiedene Schulen ꝛc. Auch auswärts begann man die Gründung größerer Filialen, sowie natürlich durch die Schwestern zahlreiche Arbeitsfelder in den bayerischen und andern lutherischen Gemeinden übernommen wurden. In besonderer Weise und Gründlichkeit wurde namentlich aller Unterricht getrieben. Das gottesdienstliche Leben war die Kraftquelle der Gemeinschaft. Seine Schönheit und Eigenart wirkte auf viele anziehend. Mannigfache Anregungen gingen von hier auf weite Kreise aus (z. B. in der Paramentik, d. h. in der Herstellung kirchlich würdiger, stilgerechter, sinnvoller Bekleidungen von Kanzel und Altar, im Psalmengesang nach altkirchlicher Weise). So gestaltete sich unter Löhes Einwirkung die weibliche Diakonie zwar in den Grundzügen mit Kaiserswerth übereinstimmend, doch im einzelnen auf ganz besondere Art.

Werfen wir nun noch einen Blick auf das Diakonissenhaus und seine Organisation wie sie der Hauptsache nach sich überall gleichbleibt. An der Spitze steht ein Vorstand oder Komitee. Die innere Leitung hat ein Pastor, dem eine Oberin resp. eine Oberschwester zur Seite steht (in einigen wenigen Anstalten hat die Oberin die Leitung und der Pastor ist ihr Helfer). Unter ihrer Verantwortung werden die einzelnen Zweige des Anstaltsbetriebs von je einer vorstehenden Schwester geleitet.

In erster Linie ist das Diakonissenhaus eine Erziehungsanstalt für die Schwestern. Die Erziehung wird geleistet durch das religiöse und kirchliche Leben des Hauses, durch dessen Ordnungen und Einrichtungen, sowie den

darin sich ausprägenden Geist und Sinn, durch den Unterricht (in Religion, allgemein bildenden Fächern, beruflichen Gegenständen wie Diakonie, Krankenpflege, Elemente der Pädagogik rc.) und durch die Arbeit. Schwimmen lernt man im Wasser, Arbeiten durch Arbeit. Mit allen Diakonissenmutterhäusern sind Anstalten verbunden: Krankenhäuser, Kleinkinderschulen rc., in welchen die jungen Schwestern durch ältere in die Arbeit praktisch eingeführt werden. Die wichtigste Lernschule ist das Krankenhaus. An der technischen Ausbildung auf diesem Gebiet beteiligt sich auch der Arzt. — Bei den Arbeitsfeldern unterscheidet man Filialen (Eigentum des Mutterhauses) und Stationen (bloße Arbeitsfelder der Schwestern, welche Eigentum eines anderen Vorstandes oder einer Behörde sind).

Sodann ist das Mutterhaus Heimat der Schwestern. Auch die zur Arbeit nach auswärts gesandten sind und bleiben Kinder ihres Mutterhauses, das sie sendet, leitet, abruft, in welches sie in den Tagen der Krankheit und des Alters zurückkehren. Entsprechend der weiblichen Eigenart, sowie der Unmöglichkeit, daß die Schwestern, so lang sie in diesem Beruf stehen, sich verheiraten können, ist ihnen das Mutterhaus nicht nur ein geistiger Mittelpunkt, sondern eine völlige, wirkliche Heimat, welche für sie wie für Töchter sorgt. Die Schwester empfängt wie eine Haustochter nur das zum Leben Notwendige inklus. eines kleinen Taschengeldes, aber keinen Gehalt, keine Pension. Sie hat solches nicht nötig, da sie eine Heimat hat. Sie wählt sich nicht ihre Arbeit, sondern bekommt sie nach ihren Gaben vom Mutterhaus zugewiesen.

Der Eintritt in ein Mutterhaus ist ernstchristlich gesinnten Jungfrauen oder Witwen im Alter von 18—36 Jahren gestattet, welche durch nähere Pflichten nicht gebunden sind, die nötigen körperlichen und geistigen Eigenschaften haben und dem Herrn gerade in dieser Arbeit und Gemeinschaft dienen wollen. Sie haben ihrem Meldebrief beizulegen: selbstverfaßten kurzen Lebenslauf, Einwilligung der Eltern, seelsorgerliches sowie ärztliches Zeugnis, Tauf- und Konfirmationsschein. Die Eintretende muß mit einfacher Kleidung ausgerüstet sein. Die Eigenschaften, welche Apostelgesch. 6 von den ersten Diakonen verlangt werden, namentlich auch ein völlig unbescholtener Ruf, sind unerläßlich. — Nach dem Eintritt folgt das Probejahr (Unterricht, Arbeit, Leitung, Einleben), in welchem sie nur die Schwesternhaube, sonst ihre eigenen Kleider trägt. Vom zweiten Jahr an trägt sie auch das Arbeitskleid der Anstalt. Vom Tag der Einsegnung an, welche nicht vor zwei Jahren, oft erst nach 3—5 Jahren erfolgt, trägt sie auch das Sonntagskleid der Schwestern. Mit dem Tag wird sie erst völlig Mitglied der Schwesterschaft und Kind des Hauses. Sie legt bei der Einsegnung, die in feierlichem Gottesdienst unter Gebet und Handauflegung geschieht, kein ewig bindendes Klostergelübde ab, sondern verspricht nur, im Beruf zu bleiben, so lang sie der Herr darin läßt. Glaubt sie nach Gottes Willen und Führung austreten zu müssen, so steht ihr dies völlig frei. Dies hat namentlich dann seine Berechtigung, wenn sie ihren Eltern nötig ist, oder wenn sie rechtmäßig in die Ehe treten will. Natürlich hat auch das Mutterhaus ein Recht, etwaige unwürdige Glieder auszuschließen. Übrigens bleibt jede Schwester im freien Besitz und Gebrauch ihres etwa vorhandenen Vermögens.

Von der Bedeutung der Diakonissensache und der Vielseitigkeit der betreffenden Arbeit mögen folgende Zahlen berichten.

Im Jahre 1894 gab es 68 Diakonissen-Mutterhäuser mit 10412 Schwestern, die auf 3641 Arbeitsfeldern beschäftigt waren. Die Jahreseinnahme betrug 1893: 8940880 M., die Ausgabe 8851632 M. Von diesen Anstalten kommen auf Deutschland 44 mit 8121 Schwestern, 2959 Arbeitsfeldern, 7061152 M. Einnahme und 7054849 M. Ausgabe. Auf die übrigen Länder: 24 Anstalten mit 2291 Schwestern, 682 Arbeitsfeldern, 1879728 M. Einnahme und 1796783 M. Ausgabe.

Unter den 3641 Arbeitsfeldern befinden sich: 925 Krankenhäuser (inkl. Irren-, Blöden- und Epileptischen-Anstalten), 260 Armen- und Siechenhäuser, 1424 Gemeindepflegen, 167 Waisen- und Erziehungshäuser, Schulen, 572 Kleinkinderschulen, 69 Krippen, 31 Rettungshäuser, 3 Knaben- und Mädchenhorte, 17 Industrieschulen, 92 Mägdeanstalten, 28 Magdalenenasyle, 11 Gefängnisse, 19 Hospize und Pensionate u. s. w.

f) Die freiwilligen Helfer der Apostelzeit. Die treffliche amtliche Ordnung der Barmherzigkeit durch Diakonen und Diakonissen in der Apostelzeit war kein Hemmnis, sondern eine Stärkung und Förderung der Liebesübung von seiten der einzelnen Gemeindeglieder. Wir sehen um die amtlichen Arbeiter und Arbeiterinnen einen großen Kreis freiwilliger Helfer geschart. Dahin gehören z. B. die besitzenden Glieder der Urgemeinde von Jerusalem, die alle Dinge gemein hielten, von denen keiner von seinen Gütern sagte, daß sie sein wären, sondern alle gaben, wie in einer innig verbundenen Familie, jedem, was ihm not war (Apg. 2, 44 f.; 4, 32); die willigen Geber, welche auf des Apostels Paulus Bitte der armen Muttergemeinde in Jerusalem nach Vermögen und über Vermögen spendeten (2. Kor. 8, 3); jener Gajus, welcher trotz des Diotrephes Feindschaft die Missionare gastfreundlich aufnahm (3. Joh.); alle die Christen, welche den Apostel Paulus auf seinen Reisen willig beherbergten, wie etwa Aquilas und Priscilla (Apg. 18, 1—3 vgl. auch Röm. 16, 3; 2. Tim. 4, 19) und Lydia (Apg. 16, 13 ff.); die Tryphena, Tryphosa und Persis, welche in dem Herrn, welche viel im Herrn gearbeitet haben (Röm. 16, 12). Ein besonders liebliches Bild stellt uns die Tabea dar (Apg. 9, 36—42). — So soll's auch noch heutzutage sein. Eine Gemeindediakonissin z. B. soll nicht wie ein Giftbaum sein, welcher alles Leben um sich her tötet, sondern wie ein Schwungrad, welches in Bewegung setzt, was vorher träge war. Es darf nie heißen: Wir haben jetzt hier eine vortreffliche Diakonissin, sie besorgt alles, kein Mensch sonst braucht

sich mehr um die Armen und Kranken zu kümmern; sondern es muß heißen: seit sie da ist, sehen wir erst so recht, wie viel Elend es giebt, und wir haben alle doppelten Eifer bekommen, zu helfen.

Die schönste Hand. Junge Mädchen, die Gott mit Wohlgestalt und Schönheit des Körpers ausgestattet hat, sind leider oft eitel und haben auch oft Langeweile, die sie mit allerlei müßigen Reden und Tändeleien ausfüllen, statt, wie Tabea von Joppe, wenn sie für sich nichts zu thun haben, den Armen Kleider zu nähen und den Waisenkindern Strümpfe für den Winter zu stricken. — So sitzen auch einmal an einem schönen Sommertage zwei junge Mädchen in der Laube beim Hause traulich bei einander. Sie plaudern eifrig, unaufhörlich über dies und das, über den letzten Ball und die neueste Mode, über Wasser- und andere Fälle. Manch Thema ist schon abgehandelt und abgehaspelt, da kommt das junge Blut von den schönen Handschuhen auf die Schönheit der Hände zu reden. Begriff und Merkmale einer schönen Hand werden erörtert und festgestellt. An diesem Maßstabe werden die Hände der Freundinnen und Bekannten gemessen; natürlich fallen die meisten bei der Musterung durch.

Kommt eben der Großvater beider jungen Mädchen den Gartenweg daher und auf die Laube zu, um sich nach dem Befinden des Vaters der einen jungen Dame zu erkundigen; ein freundlicher alter Herr, der das Herz auf dem rechten Flecke und tief im Herzensgrunde die „köstliche Perle“ trägt. Lächelnd berichten ihm die Mädchen, wovon sie gerade gesprochen, und fordern ihn dann mit jugendlicher Keckheit auf, zu entscheiden, wer von ihnen beiden die schönste Hand habe. Lächelnd blickt der Greis auf die dargelegten Hände seiner Enkelinnen, schüttelt den Kopf und spricht: „Kinder, das kann ich nicht entscheiden. Dafür giebt's nur Einen untrüglichen Maßstab, und den hat eine Klasse von Leuten, zu der ich nicht gehöre.“

„Wer ist das, Großvater?“

„Die Armen.“

„Sonderbar! Und der Maßstab?“

„Er heißt: Das ist die schönste Hand, welche am liebsten den Armen giebt und dabei die andere nicht wissen läßt, was sie thut. Wenn ihr also wissen wollt, wer von euch beiden die schönste Hand hat, so wendet euch nur an die Armen. Auf ihr Urteil könnt ihr euch verlassen, denn auch vor Gott ist es gültig; was aber eure Schmeichler sagen, sind Worte, die der Wind verweht, oder gar noch etwas Schlimmeres: Fallstricke und Netze für euch.“

Verlegen blickten die jungen Mädchen den alten Mann an. Die Schamröte trat auf ihre Wangen. Ob das aber ein Morgen- oder ein Abendrot der Tugend der Milde war, das hab' ich nicht erfahren.

Tabea, stehe auf!

Was will das laute Weinen zu Joppe hin und her?
Die Großen wie die Kleinen, was jammern sie so sehr?
Es tönt aus aller Munde nur Eines Namens Schall,
Es bluten von Einer Wunde die Christenherzen all.

Die Witwen stehn und klagen: Uns starb ein Töchterlein!
Die Waisen gehn und fragen: Wer wird uns Mutter sein?
Die Ältesten bedauern die beste Magd des Herrn,
Die Jünglinge betrauern der Jugend schönsten Stern.

Und mit bestaubten Sohlen kommt Petrus eilends an,
Von Lydda ließ man holen den teuren Gottesmann,
Ob er wohl Trost im Jammer, im Tode Leben bringt?
Schon steht er in der Kammer, von allem Volk umringt.

Da schläft sie auf der Bahre so friedlich und so mild,
Den Rosenkranz im Haare, ein blasses Engelsbild.
O Tod, von deinem Pfeile ward vielen Herzen Weh,
Was fällst du so in Eile ein schuldlos frommes Reh?

Und alle Herzen bluten, frisch jammert jeder Mund,
Und alle Augen fluten und thun ihr Lob ihm kund;
Es zeigen ihm die Armen ihr reinliches Gewand:
„Sieh, Herr, was voll Erbarmen uns nähte diese Hand!"

Da heißt sie Petrus gehen und schleußt das Kämmerlein
Und sinkt mit heißem Flehen aufs Knie am Totenschrein.
Kein Menschenohr belauschet's, was er mit Gott besprach,
Doch horch! wie Flügel rauschet's durchs schweigende Gemach.

Das war der Osterengel, der durch die Kammer flog
Und mit dem Palmenstengel sich auf die Leiche bog;
Entzückt im Herzensgrunde, erhebt sich Petrus drauf
Und spricht mit kühnem Munde: „Tabea, stehe auf!"

Und wie die Alpenfirne im Frührot sanft erglüht,
Färbt leise sich die Stirne, die blasse Wange blüht,
Und wie aus Wolkensäumen ein Sternlein tritt gemach,
So wird aus Todesträumen Tabeas Auge wach.

Vom Bett sich zu erheben, reicht Petrus ihr die Hand
Erblüht zu neuem Leben steht sie im Sterbgewand;
Er ruft die tiefbetrübte, die bange Jüngerschar,
Und stellt die Vielgeliebte lebendig ihnen dar.

O dürftest du sie bringen auch uns zum Trost und Hort,
O hörten wir erklingen aufs neu das Petruswort;
Auf Erden ist es trübe, und bös' der Zeiten Lauf;
Wach auf, du Geist der Liebe, Tabea, stehe auf!

Du himmlisches Erbarmen, das leis mit Engelschritt
Ins Kämmerlein des Armen, ans Bett des Kranken tritt,
Die Nackenden bekleidet, die Hungrigen ernährt,
Verwaiste Lämmer weidet und Mörder beten lehrt.

Steh auf im Grabgewande, du edle Jüngerin,
Geh durch die Christenlande erhobnen Fingers hin,
Daß mancher Schwester Herze aus eitler Lust und Pracht,
Aus eitlem Gram und Schmerze zu heilgem Thun erwacht.

Daß sie die stolze Seide, die ihren Leib umrauscht,
Mit Linnenzeug zum Kleide für arme Waisen tauscht,
Daß ihr statt Prachtjuwelen, die sie durchs Haar sich schlingt,
Aus trüben Augenhöhlen des Dankes Perle blinkt.

Wacht auf, ihr Königinnen, die ihr die zarte Hand
Mit Lust bemüht, zu spinnen den Armen ein Gewand!
Steht auf, Diakonissen, die ihr mit heilgem Mut
An ekeln Sterbekissen der Engel Dienste thut!

Wacht auf, wacht auf, Tabeen, in jedem Christenhaus,
Auf daß die Heiden sehen: die Liebe starb nicht aus;
Ja, daß sie sagen müßten, wie man uns weiland schrieb:
„O sehet diese Christen, wie haben sie sich lieb!" —

Und flohen dir die Jahre im Dienst der Liebe hin,
Und sankst du auf die Bahre als Christi Jüngerin;
Dann wird auf höhern Stufen zu neuem Liebeslauf
Der Lebensfürst dich rufen: „Tabea, stehe auf!" (Gerok.)

g) St. Paulus als Kollektant. Wenn Paulus von sich sagen kann: „Ich habe viel mehr gearbeitet, denn sie alle" (1. Kor. 15, 10), dann ist auch seine treue, eifrige und erfolgreiche Kollektenarbeit in dies Wort mit eingeschlossen. Namentlich Röm. 15, 25—28; 1. Kor. 16, 1—4; Gal. 2, 10; 2. Kor. 8 und 9 bieten das Material, um Paulus in dieser Arbeit kennen zu lernen. Wir stellen einige Züge zusammen: der Christen Gaben sind die Antwort des Dankes auf des Herrn Hingabe für sie. Kein Gesetz treibt zum Geben, aber das Geben ist Christenfreude. Wer sich selbst zuerst dem Herrn gegeben hat, wird auch gern das Seinige geben. Wie zu allen Christentugenden mahnt der Apostel auch zum fröhlichen Geben; er wartet nicht darauf, daß die Christen von selbst fröhliche Geber werden. An die praktische Durchführung der Kollekte wendet er Monate seiner kostbaren Zeit. Er hält sich und seine Gehilfen für nicht zu gut und zu geistlich, um sich und sie mit dieser sehr irdischen Sache zu befassen. Es kommt ihm darauf an, daß das Resultat eine große Summe sei; in diesem Fall will er die Kollekte selbst nach Jerusalem bringen. Er giebt zur Erleichterung des Einsammelns bis ins Kleine gehende, praktische Ratschläge. Die Liebesgaben sollen ein Band sein, das die Herzen verbindet, und sollen ein Lobpreis Gottes sein.

Es giebt Leute, welche alles Kollektieren als Glaubensschwäche verwerfen, welche verlangen, man solle, wie L. Harms in Hermannsburg und Georg Müller in Bristol, nur Gott, aber nicht Menschen

bitten (Menschen zu bitten sei Bettel). Dagegen ist zu sagen: wenn Harms und Müller ihre Gebete an Gott im Missionsblatt und in Berichten drucken lassen — doch wohl, damit Menschen sie lesen —, so ist das die stärkste Aufforderung an Menschen, die sich denken läßt. Und sodann: der Apostel Paulus war auch ein Glaubensmann und — hat doch kollektiert. In seiner Gesellschaft werden sich solche, welche kollektieren, gern Bettler schelten lassen.

Wer hat am meisten beigesteuert? Pastor Ahlfeld in Leipzig erzählt: „Im Jahre 1854 war ich als ein Halbkranker in Obersalzbrunnen in Schlesien. Der Kranken waren zugleich an 800 zugegen. Es war eine bunte Gesellschaft. Christen und Juden, Deutsche und Polen, Evangelische und Katholiken, Grafen, Herren, Juristen, Kaufleute, Geistliche und Leute aller Stände bewegten sich untereinander. Man lernte in kurzer Zeit auf den Spaziergängen eine Menge Menschen kennen. So sah ich unter anderen gleich in den ersten Tagen meiner Anwesenheit öfters einen evangelischen Geistlichen aus der Stadt Kempen im Posenschen, der dann aber bald abreiste. Wenige Tage nach seiner Abreise bekam ich von ihm einen Brief, des Inhalts, daß, als er in die Nähe seines Städtchens gekommen, er dasselbe habe in hellen Flammen vor sich stehen sehen. Als er dem Elende näher gekommen, habe seine Kirche nebst Pfarrhaus und Schule und einem großen Teile des Örtchens bereits in Trümmern gelegen. Schließlich bat er mich, ich möchte für die arme Gemeinde unter den Badegästen sammeln. Ich setzte schnell ein Cirkular auf und schilderte nach dem Briefe und den Zeitungsnachrichten den Notstand. Dann ging ich zum Badedirektor und dem polizeilichen Vorsteher des Ortes, einem alten pensionierten Major, und bat sie, mir ihre Genehmigung zu solcher Sammlung darunter zu schreiben. Beide thaten es mit großer Bereitwilligkeit. Den alten Major bat ich noch, er möchte so freundlich sein, mir einen zuverlässigen Mann vorzuschlagen, durch den ich die Sammlung bewerkstelligen könnte. Er wies mich gleich an seinen Sergeanten oder Diener. So wanderte denn der Mann drei Tage in allen seinen freien Stunden den eine halbe Meile langen Ort auf und ab, und ließ sich auch die Mühe nicht verdrießen, wenn er die Leute nicht antraf, zwei-, dreimal in dasselbe Haus zu gehen. Jeden Abend kam er zu mir. Sein Eintritt war regelmäßig: „Hören Sie mal, die Ernte ist gut gewesen." Dann rechneten wir, er zahlte mir das Geld, die Kasse stimmte, und ich quittierte. Als am dritten Tage gegen Abend alles in Ordnung gebracht war, sagte ich ihm: „Nun will ich Ihnen Ihre Mühe bezahlen. Sagen Sie mir, was Sie nach Ihrer Meinung verdient haben!" — „Nichts", war seine Antwort, „meine Wege sollen mein Beitrag sein." Ich erinnerte ihn, daß er es nicht übrig habe, und daß er eine Entschädigung wohl verdient habe. Er blieb aber dabei, hielt sich dann nicht lange auf, sondern eilte nach Hause. An demselben oder am folgenden Abend saß ich im Kreise von Bekannten. Da fragte unter anderm einer: „Wie ist Ihre Sammlung ausgefallen? und wer hat am reichlichsten beigesteuert?" Ich mußte antworten: „Sie ist reichlich ausgefallen, des Majors Sergeant hat am reichlichsten beigesteuert." „Wie so?" hieß die Gegenfrage. „Der hat

drei Tage seinen guten Willen, seine Füße und seine freien Stunden darangegeben, und dabei alle die schiefen Gesichter und verdrießlichen Redensarten mit eingesteckt, an denen es bei solchen Gelegenheiten nicht fehlt, ist dabei fröhlich und unverdrossen geblieben, und hat für seine Mühe keinen Pfennig verlangt." Da schwieg der ganze Kreis stille. Es ließ sich auch nichts sagen. Es war wahr. Wir fühlten alle, wie Herz und Person mehr wert ist als Gold."

h) Ein Wort des „Jüngers der Liebe." Der Apostel Johannes schreibt (1. Joh. 3, 18): „Lasset uns nicht lieben mit Worten, noch mit der Zunge, sondern mit der That und mit der Wahrheit".

Ein Amerikaner saß an der Tafel seines deutschen Geschäftsfreundes. Auch andere Gäste waren zu Tisch. Auch ein Gymnasiast, der zweimal wöchentlich einen Freitisch bei dem wohlhabenden Hausherrn hatte, saß dabei. Er war sehr traurig und sagte zu seinem Tischnachbar halblaut: „Ich habe heute so viel Elend gesehen, daß mir der Appetit darüber vergangen ist." Der Amerikaner ward auf ihn aufmerksam und veranlaßte ihn zu erzählen. Er erzählte nun eine traurige Geschichte. In demselben Hinterhaus, wo er wohnte, lebte ein Ehepaar mit fünf Kindern. Die Leute hatten sich gut und ehrlich durchgeschlagen, bis der Mann, ein Schieferdecker, durch einen Sturz vom Dache beide Beine gebrochen hatte und erwerbsunfähig geworden war. Zuerst hatte die Frau mutig den schweren Schlag getragen und tapfer weiter gearbeitet; jetzt lag sie am Fieber elend danieder, und großer Jammer war bei der einst so glücklichen Familie eingekehrt, denn die Kinder schrieen nach Brot, und die beiden hilflosen Eltern konnten nichts thun, als mit ihnen hungern. — Schweigend hörte die Gesellschaft dem Erzähler zu, und als er geendet, bekundete einer nach dem andern seine Teilnahme: „Ach, wie traurig!" „Wie bedauernswert sind doch die armen Leute!" „Ach, wie viel Unglück giebt es doch auf der Welt!" Und nachdem man so gewissermaßen seine Schuldigkeit gethan, sprach man wieder von anderen Dingen. Da stand der Amerikaner auf und klingelte an sein Glas. „Ich bedauere die arme Familie mit hundert Mark," sagte er, hundert Mark auf den Teller legend. „Mit wieviel bedauern Sie die Leute?" wandte er sich an seinen Wirt. Dieser legte schweigend ebensoviel vor sich hin; und dann fragte der Amerikaner weiter um den Tisch herum, und siehe, jeder Gast „bedauerte" die armen Unglücklichen nicht nur mit Worten, sondern mit der That; und nach wenigen Augenblicken überreichte der Amerikaner unserem jungen Freunde eine große Summe für die arme Familie.

II. Die Innere Mission in der Kirchengeschichte.

Der Grundstock der Inneren Mission ist die Liebesthätigkeit. Sie reicht bis in die Anfänge der Kirche zurück. Die vorchristliche Welt kannte etwas Derartiges nicht. Aber alsbald mit Jesu Wirken

und mit der Gründung der Kirche erblüht ein reiches Leben der Barmherzigkeit. Dasselbe hat in den verschiedenen Zeiten der Kirche eine sehr verschiedene Gestalt. Aber über der Mannigfaltigkeit der Lebensäußerungen dürfen wir die Einheit des Lebensinhalts nicht übersehen, der sich in ihnen ausspricht. In jenen Verschiedenheiten tritt mit ganz besonderer Deutlichkeit die Eigenart der einzelnen geschichtlichen Perioden zu Tage. So sind sie nicht nur für die Geschichte der Liebesthätigkeit und der Kirche, sondern auch für Kultur- und Weltgeschichte von besonderer Bedeutung. Bei den nachfolgenden Mitteilungen, namentlich den Einzelbildern, ist es nicht ängstlich vermieden worden, auf jene Gebiete hinüber zu treten.

1. Die Märtyrerkirche.

a) Allgemeines. In runden Zahlen kann man die Zeit der Märtyrerkirche als von 100—300 n. Chr. reichend angeben. Das ganze kirchliche Leben dieser Zeit wird sehr stark von den blutgierigen Verfolgungen, welchen die Christen ausgesetzt waren, beeinflußt. Auch die Liebesthätigkeit.

Soll man aufs kürzeste den Grundcharakter derselben bezeichnen, so kann das nur durch das Wort Gemeindepflege geschehen. Dasselbe hat hier einen weiteren, eigentlich richtigeren Sinn, als der war, mit welchem wir es oben kennen gelernt haben. Da bezeichnete es (nach heutigem gewöhnlichem Sprachgebrauch) nur die Diakonissenarbeit in der Gemeinde. In jenem weiteren Sinn will das Wort zunächst besagen, daß die Liebesthat von der Gemeinde ausgeht oder doch durch sie vermittelt wird. Die Beamten der Gemeinde, Bischöfe, Diakonen, Diakonissen, übten die Barmherzigkeit. Und auch wo das einzelne Gemeindeglied, namentlich die christliche Frau, zu diesem Zweck selbständig thätig war, da geschah es im lebendigen Bewußtsein der Zugehörigkeit zur Gemeinde und in williger Anerkennung der Autorität der Gemeinde. Der Bischof hatte die Gesamtleitung auch des Armenwesens (Centralisation).

Aber sodann bezog sich auch die Liebesthat in erster Linie auf Gemeindeglieder als solche, und zwar indem man sie, selbst wenn sie Gegenstand der Armenpflege wurden, in dem Kreis ihrer Familien- und Berufsverhältnisse beließ (Individualisierung). Es fehlten alle Anstalten der Barmherzigkeit, in welche später die

Elenden kamen und heute noch kommen, um Pflege zu finden. Die Pflege kam vielmehr zu den Leuten ins Haus.

Diese Weise reichte aus, so lang die Gemeinden noch klein waren. Unter dem Druck der äußeren Verhältnisse schlossen sich die Glieder derselben nur um so inniger zusammen. Auch lag der Gedanke, Anstaltsgebäude zu errichten, selbst abgesehen von anderem, noch ganz fern in einer Zeit, in welcher man kaum Kirchen erbaute — sie wären ja auch für die heidnischen Gegner eine Herausforderung gewesen — vielmehr in den Privathäusern die gottesdienstlichen Versammlungen hielt.

Übrigens dachte man bei der Gemeinde nicht bloß an die Lokalgemeinde. Das Bewußtsein, daß die Gemeinde des Herrn nicht an die Grenze von Stadt oder Dorf gebunden ist, war lebendig. So war man sehr bereit, anderen zeitweilig bedrängten Gemeinden kräftig beizustehn. In Zeiten allgemeiner Not bewährte sich die Liebe und der Opfermut der Christen auch an den Heiden und Feinden. Man wußte, was die Gemeinde Gottes sich selbst und der Welt schuldig war.

b) Gemeindeleben. Bei der grundlegenden Wichtigkeit, welche gerade das Gemeindeleben für die damalige Liebesthätigkeit hatte, geben wir eine eingehendere Schilderung desselben.

Der Gemeindezusammenhang ist so eng und innig, wie er es später nie wieder gewesen ist. Der einzelne Christ lebt ganz in der Gemeinde und für die Gemeinde. Die Gemeinden sind noch klein, familienhaft; jeder kennt den anderen. Selbst Cyprian kennt in einer Stadt wie Karthago noch alle Gemeindeglieder. Als Marcia, die Geliebte des Kommodus, sich für die in den Bergwerken gefangenen römischen Christen verwenden will, fragt sie bei dem Bischof Viktor an, und dieser nennt ihr alle mit Namen. Noch bestehen die Gemeinden in ihrer überwiegenden Mehrzahl aus lebendigen Gliedern, aus solchen, die mit vollem Bewußtsein und in freier Entschließung den Schritt gethan haben, sich der Gemeinde anzuschließen, und denen es mit ihrem Christentum voller und ganzer Ernst ist. Das Schwergewicht einer gleichgültigen Masse hängt ihnen noch nicht an. Auch der Gedanke hat noch keinen Raum gewonnen, daß man, um ein vollkommenes Christenleben zu führen, sich von der Gemeinde absondern müsse, daß die Gemeinde nur die unvollkommenen Christen umfasse, während die vollkommenen ihr Sonderleben für sich führen im Kloster oder in der Einöde. Je schroffer die Scheidung nach außen ist, gegen alle Nichtchristen, desto enger der Zusammenhang derer, die sich in dem Glauben an den Einen Herrn verbunden wissen. Die Zucht ist strenge, aber es bewährt sich an ihr der Satz: Was ausschließt, das schließt auch um so kräftiger ein. Die Not der Zeit, die gemeinsamen Leiden ketteten um so fester an einander. Wie mußten diese Gemeinden im Kampf zusammenstehen,

wie mußte sie jede Verfolgung nur noch mehr zu einem festen Ganzen zusammenhämmern! Nannten sich die Christen Brüder und Schwestern, so waren sie es auch wirklich, und der Friedenskuß, den sie sich vor der Feier des heiligen Mahles gaben, war kein leeres Symbol. Dem entsprechend ist auch die Liebesthätigkeit eine gemeindliche. Der Einzelne giebt der Gemeinde, was zu geben ihn die Liebe treibt; in den Gemeindeversammlungen, beim Gottesdienst, beim Abendmahl werden die Gaben für die Armen zusammengelegt; die Beamten der Gemeinde verwenden sie. Gemeindearmenpflege, das ist der Grundcharakter der Liebesthätigkeit dieser Zeit.

c) **Briefwechsel des Plinius und des Trajan.** Unter dem Kaiser Trajan (98—117), sonst ein gerechter, ja milder Herrscher, brach eine heiße Verfolgungszeit über die Christen herein. War's früher mehr die Volkswut gewesen, welche sich gegen sie wendete, so ging man jetzt auf ganz gesetzliche Weise vor. Der Kaiser hatte ein altes Verbot geschlossener Vereine streng erneuert. Das wurde auch auf die kleinen Christengemeinden angewandt. Ihre im verborgenen gehaltenen Gottesdienste u. s. w. gaben dazu Anlaß. — Der kaiserliche Statthalter Plinius der jüngere in der Landschaft Bithynien (Klein-Asien) verfuhr nach dem Gesetz. Da er aber die Christen so zahlreich und bei näherer Untersuchung in der Hauptsache völlig unschuldig fand, so fragte er den Kaiser, wie er sich in den ihm zweifelhaften Fällen verhalten solle. Die betreffenden Briefe gehören zu den interessantesten Schriftstücken aus jener Zeit. Der Brief des Plinius giebt nicht nur ein Bild der Verfolgungen, sondern auch Andeutungen über den Gottesdienst (getrennter Morgen- und Abendgottesdienst, letzterer als Liebesmahl und Abendmahl) und die Mitteilung, daß auch Diakonissen gefoltert worden sind. Dies ist die einzige Erwähnung derselben in jenen Zeiten. Die von Plinius angedeutete Verehrung des Kaiserbildes durch Opferung von Weihrauch und Ausgießen von Wein war die gewöhnliche Art, wie man den Kaiser als einen Gott ehrte. Das Wort von der gewöhnlichen und unschuldigen Speise, welche die Christen beim Gottesdienst genössen, bezieht sich auf den sonst erhobenen Vorwurf, daß sie Menschenfleisch äßen — ein Mißverständnis des Abendmahls. — Die Antwort Trajans giebt von einer gewissen Mäßigung des Kaisers Zeugnis.

Bericht des Plinius an den Kaiser Trajanus: „Ich bin gewohnt, mein Gebieter, in allen zweifelhaften Fällen Bericht an dich zu erstatten. Denn wer könnte meine Ungewißheit besser leiten oder meine Unkunde berichtigen, als du? Den Untersuchungen gegen die Christen habe ich [früher] niemals

beigewohnt; daher weiß ich nicht, worauf und wie weit sich die Strafe oder die Untersuchung erstrecke. Auch bin ich nicht wenig darüber in Ungewißheit: ob man einen Unterschied des Alters macht, und ob nicht die Schwächeren etwa anders behandelt werden als die Stärkeren; ferner: ob man der Reue Verzeihung angedeihen lasse, oder ob es dem, der zwar ein Christ gewesen, aber es zu sein aufgehört, dies nicht zu gut gerechnet werde; endlich: ob der bloße Name, auch wenn er von Verbrechen frei ist, oder die mit dem Namen zusammenhängenden Verbrechen bestraft werden? Indes beobachtete ich bei denjenigen, welche mir als Christen angegeben wurden, folgendes Verfahren: Ich legte ihnen die Frage vor: ob sie Christen wären. Wenn sie dies bekannten, so legte ich ihnen diese Frage zum zweiten und drittenmal vor, unter Androhung von Lebensstrafe. Wenn sie auch jetzt noch dabei beharrten, so gab ich Befehl, sie abzuführen. Denn ich trug kein Bedenken, daß, was sie auch bekennen möchten, wenigstens ihr Eigensinn und ihre unbiegsame Hartnäckigkeit bestraft werden müsse. Andere von ähnlicher Thorheit habe ich, da sie römische Bürger waren, aufgezeichnet, um sie nach der Hauptstadt zu senden. Während der Untersuchung selbst, da sich, wie zu geschehen pflegt, das Verbrechen weiter ausbreitete, kamen mehrere Fälle vor. Es wurde mir eine Klagschrift, deren Verfasser sich nicht genannt hatte, vorgelegt; sie enthielt die Namen vieler, welche leugneten, daß sie Christen wären oder gewesen wären. Sie riefen, wie ich es ihnen vorsagte, die Götter an und verehrten dein Bild, welches ich zu diesem Behufe zugleich mit den Götterbildern hatte herbeibringen lassen, durch Weihrauch und Wein; überdies verwünschten sie Christus, wozu doch, wie man sagt, die wahren Christen sich nicht zwingen lassen. Ich glaubte also, sie entlassen zu dürfen. Andere vom Angeber namentlich Bezeichnete sagten zwar, daß sie Christen wären, leugneten es aber bald darauf wieder; sie wären es zwar gewesen, hätten aber aufgehört, es zu sein, einige vor drei, andere vor mehreren Jahren, einer sogar schon vor 20 Jahren. Alle beteten dein Bild und die Bilder der Götter an; auch verwünschten sie Christus. Sie beteuerten: ihre ganze Schuld oder ihr Irrtum habe darin bestanden, daß sie die Gewohnheit gehabt, an einem bestimmten Tage vor Anbruch des Tages zusammen zu kommen und unter einander Christo, als einem Gott, ein Loblied anzustimmen und sich durch einen Eid, nicht zu einem Verbrechen, sondern dazu verbunden hätten, weder Diebstahl, noch Raub, noch Ehebruch zu begehen, weder ihr Wort zu brechen, noch das Anvertraute, wenn es zurück verlangt würde, abzuleugnen. Wenn sie dies vollbracht, seien sie gewohnt gewesen, auseinander zu gehen, dann aber wieder zusammen zu kommen, um Speise zu genießen, jedoch gewöhnliche und unschuldige. Aber auch dies hätten sie unterlassen, nachdem ich, deinem Befehl gemäß, die Verordnungen wegen des Verbots geheimer Verbindungen erlassen hätte. Desto nötiger schien es mir, aus zwei Mägden, welche bei ihnen Dienerinnen [Diakonissen] genannt wurden, die Wahrheit dieser Aussagen selbst durch die Folter zu erforschen. Allein ich fand weiter nichts, als einen schlechten und unmäßigen Aberglauben; und deshalb habe ich, unter Aufschub der Untersuchung, zuvor deinen Rat einholen wollen. Die Sache schien mir, hauptsächlich wegen der Menge der dabei Gefährdeten, eine Be-

ratung zu verdienen. Denn viele Leute von jedem Alter und Stande, auch von beiderlei Geschlecht, werden in Gefahr gezogen und noch gezogen werden. Denn nicht nur über die Städte, sondern auch über die Flecken und Dörfer hat sich die ansteckende Seuche dieses Aberglaubens verbreitet. Doch scheint es, daß man noch Einhalt thun und verbessern könne. So viel ist wenigstens gewiß, daß die schon fast verödeten Tempel wieder besucht zu werden anfangen und die lange unterlassenen feierlichen Opfer wieder beginnen; ferner, daß hin und wieder Opfertiere zum Verkauf kommen, wozu sich bisher sehr selten ein Käufer finden wollte. Hieraus läßt sich leicht die Vermutung ziehen, welch großer Haufe von Menschen auf bessere Wege gebracht werden könne, wenn man ihrer Reue Raum geben wollte."

Die Antwort Trajans: „Das Verfahren, welches du, mein Sekundus, bei Untersuchung derjenigen, welche dir als Christen angegeben wurden, beobachtet hast, war so, wie es sein sollte. Es läßt sich hier etwas Allgemeines, was eine gewisse, bestimmte Form habe, nicht festsetzen. Man muß sie nicht aufsuchen, aber strafen, wenn sie angegeben und überwiesen werden. Jedoch ist dabei zu beobachten, daß derjenige, welcher leugnet, daß er ein Christ sei, und dies durch die That beweist, das heißt, unsere Götter anruft, wegen seiner Reue Verzeihung erhalte, wenn er auch wegen der Vergangenheit Verdacht gegen sich haben sollte. Klagschriften ohne Namen des Verfassers dürfen bei keinem Verbrechen zugelassen werden. Denn dies wäre ein schlimmes Beispiel und unserem Zeitalter nicht angemessen."

d) Pestzeiten. Besonders herrlich offenbarte sich die christliche Barmherzigkeit in Zeiten großer Nöte, wie sie im 3. Jahrhundert namentlich auch durch eine furchtbare Pest über das römische Reich hereinbrachen. Von verschiedenen Orten her hören wir das Gleiche: schnöde Selbstsucht und armselige Mutlosigkeit der Heiden, Liebe und Todesmut von seiten der Christen.

Zu des Bischof Cyprian († 258) Zeit brach die Pest in Karthago aus. Der Biograph des Bischofs giebt uns eine ergreifende Schilderung von der gänzlichen Auflösung aller Bande, welche die Seuche im Gefolge hatte. „Es war ein allgemeines Entsetzen. Man flüchtete sich, man vermied jede Berührung mit Angesteckten, ließ die Seinen hilflos liegen, als ob man so den Tod von sich fern halten könnte. In der ganzen Stadt lagen viele Leichen auf den Straßen. Niemand dachte an etwas anderes als an grausamen Gewinn, niemand that dem anderen, was er sich selbst gethan wünschte." Fast noch stärker schildert Cyprian selbst in der bei dieser Gelegenheit geschriebenen Verteidigung des Christentums den Egoismus der Heiden. „Den Kranken wird von euch keine Barmherzigkeit erwiesen, über den Verstorbenen öffnet nur die Hab- und Raubsucht ihren Rachen, dieselben, die zu furchtsam zu den Werken der Barmherzigkeit sind, sind verwegen zu frevelhaftem Gewinn. Die sich scheuen, die Toten zu beerdigen, begehren die Nachlassenschaft der Toten." Er wirft ihnen vor, daß sie die Kranken im Stich lassen, um sich nach ihrem Tode ihrer Habe bemächtigen zu können. „Überall rennt man umher, raubt man, nimmt in Beschlag." Ganz anders die Christen. Ihnen sagt Cyprian

nach, sie hätten mehr selbst den Sturm gebrochen, als daß sie von ihm gebrochen wären. Mit flammenden Worten forderte der Bischof sie zur Hilfe auf und organisierte diese selbst thatkräftig. Nach der Beschaffenheit der Personen, berichtet sein Biograph, wurden jedem seine Dienstleistungen zugewiesen. Die einen gaben Geld, die anderen halfen durch persönliche Dienstleistungen. „Wer hätte nicht unter einem solchen Lehrer sich beeilt, irgendwie an diesem Kriegsdienste teilnehmend erfunden zu werden.“ So wurden die Kranken gepflegt, die Toten bestattet. Auch die Heiden hatten an den Thaten und Opfern der Liebe teil. „Denn,“ predigte Cyprian, „wenn wir nur Gutes thun an denen, die uns Gutes erweisen, was thun wir dann mehr als die Heiden und Zöllner? Sind wir Kinder des Gottes, der seine Sonne scheinen läßt über Gute und Böse und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte, so laßt es uns mit der That beweisen, indem wir segnen, die uns fluchen, und Gutes thun denen, die uns verfolgen.“ — Unter dem Kaiser Gallienus (260—268) wütete die Seuche in Alexandrien. Der Kirchengeschichtschreiber Eusebius hat uns einen Brief des damaligen Bischofs Dionysius aufbewahrt, in dem er das Verhalten der Christen bei dieser Heimsuchung schildert: „Die meisten unserer Brüder schonten ihrer selbst nicht in der Fülle der Bruderliebe. Sie sorgten gegenseitig für einander, und da sie, ohne sich zu verwahren, die Kranken pflegten, ihnen um Christi willen bereitwillig dienten, gaben sie freudig mit ihnen das Leben hin. Viele starben, nachdem sie andere durch ihre Fürsorge von der Krankheit hergestellt hatten. Die Besten unter den Brüdern bei uns, manche Presbyter, Diakonen und ausgezeichnete Laien, endeten ihr Leben auf solche Weise, so daß ihr Tod, der die Frucht großer Frömmigkeit und starken Glaubens war, einem Märtyrertode nicht nachzustehen scheint. Manche, welche die Leiber christlicher Brüder auf ihre Hände und in ihren Schoß nahmen, ihnen Mund und Augen schlossen, sie mit aller Sorgfalt bestatteten, folgten ihnen bald im Tode nach. Bei den Heiden war alles anders. Die, welche krank zu werden anfingen, verstießen sie; sie flohen von den Teuersten hinweg, die Halbtoten warfen sie auf die Straße, ließen die Leichen unbestattet liegen, indem sie der Ansteckung ausweichen wollten, der sie doch nicht entgehen konnten.“ Ähnlich war es gewesen, als unter dem Kaiser Maximin (235—238) dieselbe Stadt durch Hungersnot und Pest bedrängt wurde. Während die Heiden ganz den Mut verloren, und bei ihnen jeder nur an seine eigene Rettung dachte, waren die Christen durch die ganze Stadt thätig. Die einen teilten Brot an die Hungernden aus, die anderen pflegten die Kranken, wieder andere sorgten für das Begräbnis der Toten, so daß selbst die Heiden den Gott der Christen priesen und erklärten, die Christen allein seien die wahrhaft Frommen und Gottesfürchtigen.

e) Kollektenbrief des Cyprian (aus dem Jahr 253). Bischöfe aus Numidien (Afrika) hatten an Cyprian, den Bischof von Karthago, Nachricht darüber gesendet, daß wilde Räuberhorden ihre Gemeinden überfallen und viele Christen beiderlei Geschlechts in die Gefangenschaft geschleppt, in Erwartung eines großen Lösegelds, wie es damals üblich war. Cyprian veranstaltet sofort eine

Kollekte in seiner Gemeinde und sendet den großen Ertrag mit einem Begleitbrief ab. Dieser Brief, den wir hier zum Abdruck bringen, ist ein Zeugnis für die große und zarte Liebe der Christen: daß sie nicht nur für eigene Angehörige, wie es ja damals häufig geschah, gern und reichlich solche Opfer zum Loskauf brachten, auch nicht nur für Glieder der eigenen Gemeinden, sondern für Fremde, die ihnen freilich nach ihrer Liebe Nächste und Brüder in Christo waren; daß sie auch nicht nur in der gegenwärtigen Drangsal halfen, sondern wenn es wieder — wo Gott vor sei — not thue, geradezu zum Wiederbitten aufforderten. Leider ist aber der Brief auch ein Zeichen der früh schon in der Kirche zur Macht gelangten Werkgerechtigkeit und Lohnsucht. (Es ist ein großer Unterschied, ob die Schrift den Gnadenlohn in Aussicht stellt und wir denselben mit Beschämung über unsere Untreue und Dank für Gottes überschwengliche Güte annehmen, oder ob wir uns vornehmen: wir wollen das und das thun, damit Gott uns belohne, dann also die Lohnsucht ein Grund, vielleicht der Hauptgrund unseres Thuns wird). Bemerke die Ähnlichkeit des Briefanfangs mit den Anfängen der neutestamentlichen Briefe.

Cyprianus entbietet den Brüdern Januarius, Maximus, Proculus, Viktor, Modianus, Nemesianus, Nampulus und Honoratus seinen Gruß.

Mit größtem Schmerze der Seele und unter vielen Thränen haben wir euer Schreiben, geliebteste Brüder, gelesen, welches ihr in Besorgnis der Liebe über die Gefangenschaft unserer Brüder und Schwestern an uns gerichtet habt. Denn wer empfände nicht Schmerz bei solchen Unglücksfällen, oder wer macht nicht den Schmerz des Bruders zu seinem eigenen, da der Apostel Paulus spricht: „So ein Glied leidet, so leiden auch die anderen mit, und so ein Glied sich freut, so freuen sich auch die anderen mit,“ und an einer anderen Stelle: „Wer ist schwach und ich werde nicht mit schwach.“ Daher müssen auch wir jetzt die Gefangenschaft unserer Brüder als unsere Gefangenschaft betrachten und den Schmerz der Gefährdeten für unseren Schmerz halten, da wir ja in unserer Vereinigung nur Einen Leib bilden und nicht nur die Liebe, sondern auch die Pflicht des Glaubens uns antreiben und stärken muß, um die Glieder, die Brüder, loszukaufen. — Denn da der Apostel Paulus abermals spricht: „Wisset ihr nicht, daß ihr ein Tempel Gottes seid und der heilige Geist in euch wohnet,“ so muß man, wenn auch die Liebe nicht stark genug zur Hilfeleistung für die Brüder antriebe, in diesem Falle bedenken, daß es Tempel Gottes sind, die da gefangen sind. Wir dürfen es nicht lange zögernd und des Mitleids vergessend ertragen, daß Gottes Tempel eine lange Zeit gefangen sind, sondern wir müssen mit allen Kräften uns anstrengen und schleunig es bewerkstelligen, die Gnade Christi, unseres Richters, Herrn und Gottes, durch unsere Dienste zu verdienen. Denn da der Apostel Paulus spricht: „So viele eurer in Christo getauft sind, die haben Christum ange-

zogen," so müssen wir in unseren gefangenen Brüdern Christum erblicken, und ihn aus der Gefahr der Gefangenschaft erlösen, der uns aus der Gefahr des Todes erlöset hat. Ihn also, der uns aus dem Rachen des Teufels gezogen, der uns am Kreuze durch sein Blut erkauft hat, der jetzt selber in uns bleibt und wohnt, ihn müssen wir durch eine Summe Geldes aus den Händen der Barbaren auslösen . . . Wie sollte auch nicht das Gefühl der Menschlichkeit und das Bewußtsein gegenseitiger Liebe jeden Vater bewegen, in den dort Gefangenen seine Söhne zu erblicken, und jeden Gemahl, für seine dort im Gefängnis schmachtende Gattin den Schmerz und die Liebe des ehelichen Bundes zu empfinden . . . (es folgt eine Ausführung über die besonders entsetzliche Lage der christlichen Jungfrauen) . . . Dieses alles hat auf Grund eures Briefes unsere Gemeinde in Erwägung gezogen und mit Schmerz durchgeprüft, und daher haben alle rasch und gerne und reichlich Geldspenden für die Brüder herbeigebracht. Immer sind sie gemäß der Stärke ihres Glaubens willig zu jedem Werke Gottes, diesmal aber hat die Betrachtung eines so großen Schmerzes sie in noch höherem Grade zu heilsamen Werken entflammt. Denn wenn der Herr in seinem Evangelium sagt: „Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besucht," wie wird er erst zu weit größerer Belohnung unseres Almosens sagen: „Ich bin gefangen gewesen, und ihr habt mich losgekauft." Und da er abermals spricht: „Ich bin gefangen gewesen, und ihr habt mich besucht," wie viel mehr wird es dann am Gerichtstage wert sein, wo wir von dem Herrn den Lohn erhalten sollen, wenn er sagt: „Ich bin im Kerker der Gefangenschaft gewesen, und gefesselt und gebunden lag ich bei den Barbaren, und aus jenem Gefängnis der Sklaverei habt ihr mich befreit." Endlich danken wir euch, daß ihr uns an eurem Kummer und an diesem so guten und notwendigen Liebeswerke Anteil nehmen ließet, so daß ihr uns fruchtbares Ackerfeld darbotet, in welches wir die Samenkörner unserer Hoffnung ausstreuen konnten in der Erwartung, daß wir die herrlich großen Früchte, welche aus diesem himmlischen und heilsamen Werke hervorgehen, ernten werden. Wir übersenden euch aber 100 000 Sestertien (etwa 20 000 Mark), welche hier in der Kirche, deren Vorsitz wir durch Gottes Barmherzigkeit führen, aus den Beiträgen unseres Klerus und Volkes gesammelt worden sind; ihr möget sie dort nach eurem gewissenhaften Ermessen verteilen. — Schließlich wünschen wir, daß sich in Zukunft nichts dergleichen mehr ereigne, und daß unsere Brüder, durch Gottes Macht geschützt, von solchen Gefahren nicht mehr betroffen werden mögen. Sollte sich aber doch noch zur Prüfung unseres Glaubens und unserer Liebe ein Ähnliches wieder ereignen, so zögert nicht, es uns schriftlich anzuzeigen. Seid versichert und wisset, daß unsere Kirche und die ganze Gemeinde flehentlich bete, es möge nicht wieder eintreten; geschieht's aber doch, daß sie gerne und reichlich Beiträge spenden werde. Damit ihr aber unserer Brüder und Schwestern, welche zu diesem so notwendigen Liebeswerke bereitwillig und gerne beigetragen haben, bei euren Gebeten eingedenk seid, auf daß sie immerfort zum Geben bereit seien, und damit ihr ihnen bei euren Opfern und Gebeten das gute Werk vergelten könnt, habe ich ihre Namen einzeln beigefügt. Ich habe auch die Namen unserer Kollegen (der Bischöfe) und der Priester beigeschrieben, welche, unserem Beispiele folgend, bei ihrem Hiersein in ihrem und ihrer Ge-

meinde Namen nach ihrem Vermögen etliches beigesteuert haben; auch habe ich neben der von uns gesandten Hauptsumme ihre Sümmchen ebenfalls angegeben und mitgeschickt. Es ist nun eure Pflicht, dieser aller in euren Gebeten und Andachten zu gedenken, wie Glaube und Liebe es erheischen. — Wir wünschen euch, teuerste Brüder, stets Wohlergehen in dem Herrn. Gedenket unserer."

f) Der heilige Laurentius. Einer der wichtigsten Märtyrer; zugleich bekannt durch seine Wertschätzung der Armen, die eines fürsorgenden Diakonus würdig war; der Patron vieler Kirchen, welche nach ihm den Namen tragen. Von Prudentius, dem berühmten altchristlichen, aus Saragossa in Spanien gebürtigen Dichter, der in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts lebte und eine Zeitlang Oberst der kaiserlichen Leibwache in Rom war, ist er besungen worden.

Im Jahre 257, als das zu Anfang seiner Regierung den Christen günstigere Verfahren des römischen Kaisers Valerianus in tyrannische Härte und blutige Verfolgung umschlug, begegnet uns Laurentius als einer der sieben Diakonen des Bischof Sixtus, und zwar als der erste derselben, zu Rom. Neben der Bedienung des Altars und der Unterweisung der Katechumenen ist ihm vorzugsweise die Hut des heiligen Geräts und die Pflege der Armen in der Gemeinde übertragen. Ein brennender Eifer und eine musterhafte Treue zeichnen ihn in diesem heiligen Dienste aus. Der Bischof Sixtus, der die lautere Gesinnung, sowie die reichen Gemütsgaben des jungen Mannes bald erkannte, gesellte ihn, der besonders durch die Reinheit seines ganzen liebenswürdigen Wesens ihn anzog, schon frühe seinen Schülern bei und weidete sich mit wachsender Freude an dem gedeihlichen Fortgange, den er das Werk des heiligen Geistes in seiner Seele nehmen sah. Er machte ihn zu seinem Archidiakonen und gewährte dadurch namentlich seinem Eifer im Wohlthun den ersehnten Raum für seine Bethätigungen. Nach kurzer Frist gewann der Name Laurentius in weiten Kreisen guten Klang, und vor allen waren es die Armen und Notleidenden, die den ebenso anspruchslosen als unermüdlich hilfsbereiten Friedensboten wie einen Engel Gottes auf den Händen trugen. Augustinus sagt von ihm: „Durch welch einen Reichtum von Tugenden, wie durch eine bunte Pracht der mannigfaltigsten Blumen, der Kranz des Märtyrers Laurentius vor anderen hervorstrahlt, des ist ganz Roma Zeuge!" — So verbrachte er sein Leben bis zu seinem Märtyrertum. Sein Lehrer und väterlicher Freund, der Bischof Sixtus, ging ihm auf der Märtyrerbahn voran. Dieser wurde, während der Kaiser Valerian, wahrscheinlich im Feldzuge gegen die Perser, von Rom entfernt war, durch dessen Statthalter um des Namens Christi willen zum Kreuzestode verurteilt. Laurentius gab ihm weinend das Geleite; aber nicht Mitleid entlockte ihm diese Thränen, sondern aufrichtige Trauer, daß es ihm nicht vergönnt ward, das schöne, beneidenswerte Los seines Vaters in dem Herrn zu teilen. „Wohin gehst du ohne Sohn, mein Vater?" sprach er nach der Erzählung des Ambrosius. „Wohin eilst du, heiliger Priester, ohne Diakonus?

Niemals pflegtest du ohne Diener dein Opfer darzubringen. Was ist es denn, wodurch ich deines Vertrauens verlustig ward, mein Vater? Hast du mich rückgängig, hast du mich abtrünnig erfunden? O, erprobe, ob du einen unwürdigen Diener in mir beriefest! Den du der Weihung des Blutes unseres Herrn und bei der Verwaltung der Sakramente deiner Gemeinschaft nicht unwert erachtetest, dem versagst du die Gemeinschaft deines Blutes? O siehe zu, daß nicht der Ruhm deines Urteils leide, während deine Tapferkeit gepriesen wird. Die Zurücksetzung des Jüngers wird des Meisters Glanz verdunkeln. Ist es nicht so, daß große Männer in den siegreichen Kämpfen ihrer Schüler glänzendere Triumphe feiern, als in ihren eigenen? Bedenke: Abraham brachte seinen Isaak dem Herrn. Petrus sandte den Stephanus vor sich her. Und du mein Vater, verherrliche dich in deinem Sohne und weihe dem Herrn den, den du unterwiesest, auf daß du, des unbedingten Lobspruches der Nachwelt gewiß, in geziemendem Geleite zur Krönung schreitest!" — So Laurentius. Darauf der Bischof: „Nicht ich, mein Sohn, lasse dich hinter mir zurück. Größere Kämpfe sind dir aufbehalten, als mir; und sie gebühren dir! Uns Greisen wird die leichtere Probe zugedacht; des Jünglings harrt der glorreichere Triumph über den Tyrannen. Weine nicht, bald folgst du nach. Nach dreien Tagen schon wirst du mir folgen! Es ziemt sich, daß zwischen dem Priester und dem Leviten dieser Zeitraum mitten inne liege. Unter den Augen des Lehrers durftest du nicht siegen, damit es nicht den Schein gewänne, als wärest eines Beistandes du benötigt. Was begehrst du die Gemeinschaft meiner Marter? Ich lasse dein volles Erbteil dir zurück. Warum gelüstet dich nach meiner Gegenwart? Die schwächeren Jünger schreiten vor dem Lehrer her, die stärkeren folgen ihm, auf daß sie, der Leitung nicht mehr bedürftig, ohne Führer die Palme erringen. So ließ auch einst Elias den Elisa hinter sich zurück. Die Nachfolge unserer Tugend sei dir anempfohlen!" — Die Erfüllung seiner Weissagung über den Laurentius ließ nicht lange auf sich warten. Nach dreien Tagen folgte der Jünger mit gleicher Freudigkeit dem Meister nach. Sein Märtyrertum bereiteten ihm der Christushaß und Golddurst des heidnischen Statthalters. Dieser wähnte unter der Hut des unermüdlichen Pflegers und Wohlthäters der Armen einen reichen Kirchenschatz verborgen und erließ deshalb an ihn, unter harten Drohungen für den Fall der Weigerung, den gemessenen Befehl, das Gold und Silber, das er berge, herauszugeben. Laurentius erbittet sich eine kurze Frist, während welcher er die geforderten Schätze zusammen zu bringen versprach. Aber was bringt er zusammen? Die Armen sind's, die Elenden, die Krüppel der Gemeine, in denen aber Christus eine Gestalt gewonnen hatte. Diese stellt er in langen Reihen im Vorhofe des Heiligtums auf, und dann läßt er den Statthalter und dessen Schergen ersuchen, jetzt zu kommen und die Kleinodien der Kirche in Empfang zu nehmen. — Der Heide, wutschnaubend über die ihm widerfahrene Täuschung und auch in heftigstem Ingrimm gegen eine Religion entbrannt, die solche Schätze geltend machen will, befiehlt dem Laurentius, Christum abzuschwören, und da derselbe mit ruhiger Festigkeit erklärt, daß dazu nichts ihn vermögen werde, läßt er ihm die Glieder blutig peitschen. Als aber auch jetzt noch der erhoffte Widerruf nicht erfolgt, ersinnt der

Wüterich das Grausamste und verordnet, daß man einen eisernen Rost im Feuer glühe und den „widerspenstigen Nazarener“ möglichst langsam darauf zu Tode martere. Und wie er gesagt, so geschah's. Getrost, ja freudig in dem Herrn, streckte sich Laurentius auf das schauerliche Sterbelager aus. — Der heilige Leo sagt: „Die Liebe Christi in ihm konnte durch die Flamme nicht überwältigt werden; das Feuer da draußen brannte matter, als dasjenige, das in seinem Inneren glühte.“ — Prudentius läßt den Laurentius sterbend beten:

O Christus, mache doch dein Rom
Des Lichtes und des Geistes voll,
Von wo des Einen Glaubens Strom
In alle Lande fließen soll.

Die Folgen des Märtyrertodes zeigten sich nach dem Wort: Das Blut der Heiligen ist der Same der Kirche:

Seit jenem Tage welkte sehr
Des Götzendienstes Macht dahin,
Die Tempel wurden öd' und leer,
Zur Kirche Christi strömt es hin.

Den Laurentius selbst aber grüßt Prudentius im Geist:

O Held, zur Gottesstadt entrückt,
Den Auserwählten beigesellt,
Wie hehr ist jetzt dein Haupt geschmückt
In Gottes ew'gem Himmelszelt!

2. Die Reichskirche.

a) Allgemeines. Mit dem Namen benennt man die Zeit etwa vom Jahr 300—600 n. Chr. Die Befreiung der Kirche vom Druck der Verfolgungen, das Hineinwachsen derselben in die Verhältnisse des römischen Reichs und deren allmähliche Beherrschung, das Hereinfluten der Massen in die Kirche, die einerseits von der Kirche erzogen wurden, andererseits die kirchliche Entwicklung vielfach bestimmten — das sind Grundzüge der Kirche in jenem Zeitraum.

Die gewaltigen Veränderungen, die damit gegeben waren, mußten auch die Liebesthätigkeit aufs stärkste beeinflussen. Nun hatte die Kirche nicht mehr nur für das Häuflein der Armen in der kleinen Christengemeinde zu sorgen, sondern für die Massenarmut der Zeit. Die Kirche wuchs immer mehr heran zu der bestimmenden Macht im Völkerleben; an sie wandte man sich deshalb auch mit den Volksnöten und heischte Abhilfe oder doch Linderung. Das brachte Umgestaltung der alten Gemeindepflege und Einführung der Anstalten der Barmherzigkeit als eines ganz Neuen.

Das Nebeneinander der veränderten Gemeindepflege und der Anstalten ist das Charakteristische dieser Periode der Liebesthätigkeit.

Worin bestand denn die Umgestaltung der Gemeindepflege? Die massenhafte Not verlangte massenhafte Almosen. Sie wurden von vielen Gläubigen willig und reichlich gespendet. Namentlich eine ganze Menge Reichster und Vornehmster gaben ihren ganzen Besitz an die Armen hin. Aber das reichte alles nicht zu. Die Traube gab von selbst jetzt nicht mehr Saft genug. Die Kelterschraube mußte stark angezogen werden. Die bedeutendsten Prediger der Zeit — und die anderen werden's ihnen nachgethan haben — sind unermüdlich in Almosenpredigten. Noch viel stärker wie früher wird dabei die Werkgerechtigkeit, das Verdienst vor Gott, die Lohnsucht betont und großgezogen, wie auch diese Gründe bei jenen großartigen Schenkungen der Reichen nur allzu schwer wogen. Bei alledem stand der Bischof immer im Mittelpunkt der Freigebigkeit der Christen. Aber die Arbeit wurde so groß, daß er als seine rechte Hand für dieselbe einen Ökonomus anstellen mußte. Andererseits wurde der bischöfliche Almosenspender dem früheren heidnisch-römischen Spender von Gaben zur Gewinnung der Volksgunst doch vielfach sehr ähnlich. Immerhin kann man sagen: die Centralisation der altkirchlichen Gemeindepflege blieb ziemlich gewahrt. Anders war's mit der Individualisierung. Trotz außerordentlicher Vermehrung des kirchlichen und armenpflegenden Personals konnte man häufig dem Einzelnen nicht mehr sorgsam nachgehen wie früher. Das Almosen war wie ein Regen. Wer das größte Gefäß brachte, fing am meisten auf.

Die Menge der zu bewältigenden Not führte auch zur Errichtung der Anstalten. Man hat sie eine Versteinerung der Liebesthätigkeit, in tadelndem Sinn, genannt. Doch wohl mit Unrecht. Man kann wirklich massenhaftem Elend nicht begegnen, indem man ihm von Fall zu Fall steuert. Da müssen Einrichtungen geschaffen, Gebäude errichtet werden — die Anstalt ist fertig. Sie trat in doppelter Gestalt auf, als Kloster und als Hospital. Doch hing das hier Auseinandertretende auch wieder sehr nah zusammen. Die Klöster waren für vorübergehende und dauernde Nöte der Zeit sichere Zufluchtsorte: wer dem Steuerdruck erlag, wurde Mönch — seine Pein hörte auf. Wer seine Kinder gut erziehen wollte, gab sie ins Kloster. Hatte ein Armer Hunger — an der

Klosterpforte gab's Brot; Kranke, Reisende, Arme wurden im Kloster gepflegt und beherbergt. Wenn hier das Personal dafür in den Klosterleuten vorhanden war, so wurden auch eigens für die Elenden Hospitäler gebaut, in welchen ordensartig verfaßte Genossenschaften den Dienst thaten.

So Großartiges die Kirche leistete, es wollte den Notständen der dem innerlichen und äußerlichen Untergang verfallenen griechisch-römischen Völkerwelt gegenüber alles nicht ausreichen. In gewisser Weise zogen die Heilmittel der Kirche auch den Schaden groß, statt ihn zu beseitigen. Die massenhaften Almosen beförderten den schwindelhaften Bettel. Hier setzte zuerst der Staat mit wohlgemeinten, aber die Sache nicht an der Wurzel fassenden Gesetzen ein zur Dämpfung der Bettelplage. Es war von wenig Erfolg.

b) Die Basilias. Dies ist der Name einer großen Elendsherberge, welche der hl. Basilius, Bischof von Cäsarea († 379), einer der größten Kirchenmänner der alten Zeit, der auch Höchstgestellten und Gegnern Ehrfurcht einflößte, vor den Thoren der Stadt errichten ließ.

Die größte Berühmtheit hat das Hospital erlangt, welches der heilige Basilius um das Jahr 369 zu Cäsarea in Kappadocien gründete. Vor den Thoren Cäsareas, rings um eine Kirche herum erbaut, bildete es eine Stadt im kleinen: es zählte viele wohleingerichtete Häuser, welche, in ganzen Straßen geordnet, nicht bloß die Lagerstätten für die Kranken und Gebrechlichen aller Art, sondern auch Wohnungen für die Ärzte und Krankenwärter, sowie eigene Werkstätten enthielt, in denen Handwerker für die Anstalt zu arbeiten pflegten. Den verschiedenen Zwecken entsprechend, war das Hospital — nach seinem Stifter Basilias genannt — verschieden abgeteilt für die Fremden, die Armen, die Kranken. Eine eigene große Abteilung war für die Aussätzigen bestimmt, jene Unglücklichen, welche, aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen, der steten Gefahr ausgesetzt waren, fern von einer helfenden Hand, ohne Unterstützung, ohne Trost aus diesem Leben scheiden zu müssen. Basilius reichte diesen Elenden die Hand, küßte sie, umarmte sie, pflegte sie selbst auf ihren Krankenlagern. Wie alles Gute in der Welt, so fand auch das großartige Werk des heiligen Basilius Gegner. Man warf ihm Verschwendung vor. Seine Verteidigung war würdevoll. Soll es ein Verbrechen sein, rief er dem Statthalter zu, Hospize zu gründen für Fremde, für Reisende, für arme Kranke, die darin ihre Gesundheit wieder finden wollen? Soll es ein Verbrechen sein, den Armen Leute zur Unterstützung an die Seite zu geben, Ärzte für die Kranken, Führer für die Fremden? — Großartig war der Gedanke, der dem Werk des heiligen Basilius zu Grunde lag. Er wollte nicht bloß für die Armen, Kranken und Reisenden sorgen, er wollte auch dem Handwerk ein Asyl eröffnen, die Idee eines Hospitals mit der eines Arbeitshauses

kombinieren. Der bewundernswürdige Mann sah ein, was seiner Zeit not thue. Es war keine Übertreibung, wenn der heilige Gregor von Nazianz über die Größe der Stiftung seine Bewunderung ausdrückte und hervorhob, wie von der kühnen Idee seines Freundes die früheren großen Bauten, das berühmte Theben mit seinen hundert Thoren, die gewaltigen Mauern Babylons, die Pyramiden Ägyptens, das Mausoleum, der rhodische Koloß weit übertroffen wären. Wahrlich, er hat recht, wenn man bei der Wertung eines menschlichen Werkes nicht nur rein auf das äußerlich Erreichte, sondern auch auf den Sinn, aus dem es erwuchs, und den Segen, den es bringt, hinsieht. Außerdem ließ Basilius ähnliche Hospitien in jeder Landdiöcese errichten; er empfahl sie, besonders was die Aussätzigen betraf, der Sorgfalt der Geistlichen und stellte sie unter die Oberaufsicht der Bischöfe. Er bat die Civilstatthalter, diese der christlichen Liebe geweihten Häuser von allen Steuern zu befreien, lud sie zum Besuch derselben ein, in der Absicht, das weltliche Element der christlichen Gesellschaft dafür zu gewinnen, und hatte das Glück, bei ihnen die bereitwilligste Unterstützung zu finden.

c) Das Kloster nach der Regel Benedikts. Benedikt von Nursia in Italien (480—543) gründete nach langem Einsiedlerleben auf dem Monte Cassino ein Kloster. Er gab seinen Mönchen eine Regel, welche im Lauf der nächsten Jahrhunderte in der römischen Christenheit allgemeine Annahme fand. Im Lauf der Jahrhunderte sind jedoch mit den Benediktinern große Veränderungen vorgegangen. Wir geben im Folgenden eine Darstellung aus der früheren einfachen Zeit.

Zu den guten Werken oder genauer zu den „Werkzeugen der geistlichen Kunst,“ durch deren Handhabung man das ewige Leben erlangt, rechnet Benedikt auch, unmittelbar nachdem er das Fasten genannt hat, Arme erquicken, Nackte kleiden, Kranke besuchen, Tote begraben. Nach seiner Regel liegt dem Cellarius des Klosters die Sorge für die Kinder, die Kranken, die Fremden und Armen ob, und er soll sich deren mit allem Eifer annehmen in dem Bewußtsein, daß er davon am jüngsten Gericht wird Rechenschaft geben müssen. Der Thürhüter hat jedem Fremden, der anklopft, jedem Armen, der bittet, mit einem „Gott sei Dank!“ zu antworten und ihm dann freundliche Auskunft zu geben. Arme und Fremde sind mit Ehrerbietung aufzunehmen und sorgsam zu verpflegen, denn in ihnen wird Christus aufgenommen; für sie ist im Kloster eine besondere Küche eingerichtet, damit die Brüder nicht, weil zu den verschiedenen Stunden des Tages Fremde kommen können, dadurch beunruhigt werden. Der Prior hat mit ihnen zu essen und soll um ihretwillen auch das Fasten brechen, nur nicht an den großen Fasttagen. Der leiblichen Nahrung wird geistige hinzugefügt, Schriftlesung und Gebet. Mancher Arme und Kranke fand im Kloster eine Zuflucht, eine Erquickung und Stärkung. Auch sonst gehörte Wohlthätigkeit zu den klösterlichen Tugenden. Für die nähere und fernere Umgebung war das Kloster eine Segensquelle. In den Zeiten der Teurung, bei den Überfällen der Barbaren, waren es die Klöster, die den kümmerlichen Rest der Bevölkerung vor

dem Hungertode bewahrten, ihn schützten und ihm wieder Mut einflößten. Benedikt selbst nahm keinen Anstand, bei einer Hungersnot in Kampanien alle Vorräte des Klosters Montecassino unter die Armen verteilen zu lassen, Gott vertrauend, daß er andere Vorräte bescheren werde. Ähnlich ein Abt Suranus beim Eindringen der Langobarden in Oberitalien. Und als dann die Fluten der Völkerwanderung allmählich zum Stillstand kamen, da konnten die Klöster die Mittelpunkte eines neuen Kulturlebens, vor allem die Mönche die Lehrer der jungen Völker werden und sind es geworden.

d) Olympias. Dies ist der Name einer der edlen Frauen, welche Hab und Gut, Person und Leben in den Dienst Gottes stellten. Sie war Diakonissin, Schülerin des Chrysostomus, eine der größten Wohlthäterinnen zu ihrer Zeit.

Olympias ist 368 in Konstantinopel als die Tochter eines vornehmen heidnischen Hauses geboren. Die Eltern starben früh. Sie erhielt eine christliche Erziehung. Schon mit 16 Jahren verheiratete sie sich mit dem hohen Staatsbeamten Nebridius. Aber schon mit 18 Jahren stand sie als Witwe da; allerlei Stürme drohten ihr. Der Kaiser Theodosius der Große (379—395) wollte die mit allen Vorzügen Leibes und der Seele ausgestattete, unermeßlich reiche junge Frau mit einem seiner Verwandten vermählen. Sie aber verzichtete auf alle derartigen Vorschläge und Anträge. Statt dessen wurde sie Diakonissin. Der Kaiser war über das alles sehr erzürnt. Er entzog ihr die Verwaltung ihres Vermögens bis zum 30. Jahr. Olympias aber dankt ihm: „Ihr habt gegen eure demütige Dienerin nicht nur eine fürstliche, sondern bischöfliche Weisheit und Güte bewiesen. Macht meine Freude voll und gebt alles der Kirche und den Armen." Der Kaiser sah ein, daß gegen solche Gesinnung seine Waffen stumpf seien, und gab ihr bald wieder die Verwaltung des Vermögens zurück. Nun teilte sie mit vollen Händen aus. Man verglich ihre Freigebigkeit mit einem Strome, der sich bis an die Grenzen der Erde ergießt, und von dessen Wasser jedermann schöpfen kann. — In ihrer ersten Jugend hatte sie den Patriarchen Gregor v. Nazianz zum geistlichen Führer gehabt. Als später Johannes Chrysostomus den Bischofsitz einnahm (397—407), war sie dessen treuste Anhängerin. Sie hatte aber auch an ihm einen unvergleichlichen Lehrer. Er war ein Mann der lautersten Frömmigkeit, höchster Beredsamkeit (daher er den Beinamen Chrysostomus = Goldmund erhielt), ausgebreiteter Schriftkenntnis, unerschrocknen Zeugenmutes. Auch als treuer Seelsorger der Olympias bewährte er sich. Er schätzte sonderlich die Einfachheit ihres Wesens und Auftretens; es war an ihr nichts Gemachtes, Künstliches. Er warnte sie aber auch in betreff ihrer Schwächen und Verkehrtheiten. So tadelt er sie darüber, daß sie Geld ausstreue, als werfe sie es ins Meer. Sie sei es Gott und den Armen schuldig und müsse sorgfältig, als mit anvertrautem Gut, damit umgehn. Die Feinde des Chrysostomus brachten am kaiserlichen Hof ein Verbannungsurteil gegen ihn zuwege. In der Abschiedspredigt sagte er: „Es tobe das Meer: den Felsen, auf dem wir stehen, spült's nicht von dannen! Es türme Woge sich auf Woge: das Schifflein Jesu, das uns birgt, wird nimmer sinken! Was sollte ich fürchten? den Tod? Christus ist mein Leben! Die Verbannung? Die Erde ist überall des

Herrn! Den Verlust irdischer Güter? Ich brachte nichts mit in die Welt, was sollte ich mit mir hinausnehmen wollen? Ich verachte die Schrecken dieser Welt und spotte ihrer Herrlichkeiten!“ Diesmal rettete ihn noch ein Erdbeben, das in der Nacht nach seiner Wegbringung stattfand, und welches die Kaiserin als eine Strafe Gottes ansah. Als man ihn aber später anklagte — ob mit Recht oder Unrecht, ist unaufgeklärt — er habe am Gedächtnistag Johannes des Täufers die zügellosen Lustbarkeiten des Hofes mit den Worten gestraft: „Von neuem wütet die Herodias, von neuem tanzt sie und läßt sie tanzen; von neuem brennt sie vor Begierde, das Haupt des Johannes auf der Schüssel zu empfangen“ — da wurde er auf ewig verbannt. Wie ein Vater nahm er von den Diakonissen seiner Kirche Abschied, ermahnte sie zur Treue, bat um ihre Fürbitte. Nun war Olympias der stärkste Halt der zurückbleibenden, von allen Seiten bedrängten gläubigen Gemeinde. Die thörichtsten Anklagen wurden gegen sie erhoben: z. B. sie habe die Hauptkirche angezündet. Sie verteidigte sich mit solcher Würde, daß man sie freiließ und Chrysostomus sie loben konnte darüber, daß sie edle Freimütigkeit mit großer Klugheit vereint gezeigt habe. Ihr größtes Leid waren die Leiden des Chrysostomus, die er in rauhem Land durch harte Behandlung zu erdulden hatte. Sie stand in regem Briefwechsel mit ihrem geistlichen Vater. Dieser tröstet und mahnt sie: „Habe ich dir nicht oft gesagt, und muß ich es dir immer wieder sagen, daß es nur Ein Trauriges giebt — die Sünde? Alles andere ist Staub und Rauch.“ Nicht krankhafte und krankmachende Todessehnsucht sei ihre Aufgabe, sondern Geduld und Ausharren im Leiden. Chrysostomus aber wurde von einem Ort zum anderen geschleppt, bis er eines Tages bei dem Grab des Märtyrers Basilikus mit den Worten: „Gott sei gelobt für alles!“ sterbend zusammenbrach. Olympias lebte noch bis zum Jahr 420, ihn tief betrauernd.

e) Paula. Während in Olympias die Griechin aus Konstantinopel, die Schülerin des Chrysostomus vor uns steht, ist Paula eine Römerin, aber sie verlegt ihre Wohnung nach Bethlehem, wo der heilige Hieronymus (340—420), der Übersetzer der lateinischen Bibel (Vulgata = die allgemein verbreitete), lebte und einen Kreis frommer Frauen um sich und um das Kripplein Christi gesammelt hatte.

Paula entstammte einer vornehmen römischen Familie. In Sorge um das Heil ihrer Seele und in Liebe zum Herrn gab sie ihr Eigentum den Armen, in der Hoffnung, ihren Kindern als köstlichstes Erbteil die Barmherzigkeit Christi zu hinterlassen. Als man sie um ihrer Freigebigkeit willen tadelte, sagte sie: „Wenn ich, einmal arm geworden, jemanden bitte, werde ich viele finden, die mir geben; wenn aber jener Bettler von mir nichts empfängt und stirbt, von wem wird seine Seele gefordert werden?“ „Welcher Arme,“ ruft Hieronymus aus, „ist nicht in ihren Kleidern bestattet? welcher Kranke nicht von ihr erquickt?“ Sie selbst wünschte als Bettlerin zu sterben und in einem geschenkten Leichentuch begraben zu werden. — Übrigens gab sie nicht nur den Armen, sie that auch etwas für sie. Sie suchte in Rom die Armen

und Kranken überall auf. Und als sie später Rom und alle die Ihrigen verließ, um mit ihrer ganz gleichgesinnten Tochter Eustochium die Stätten in Palästina zu besuchen, wo der Herr gelebt und gewandelt, und sich dauernd in Bethlehem niederließ, da baute sie ein Pilgerhaus und ein Kloster, in welchem sie mit ihrer Tochter nicht nur wohnte, sondern allen diente, auch mit den groben Arbeiten beschäftigt (Lampenputzen, Auskehren, Kochen). Als man ihr sagte, daß jetzt ihr Vermögen zu Ende sei, antwortete sie nur mit den beiden Schriftworten: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele“ und: „Nackend bin ich von meiner Mutter Leib gekommen, und nackend werde ich auch dahinfahren.“ — Man mag manches in dem Lebensbild dieser und vieler ähnlicher Persönlichkeiten der damaligen Zeit befremdlich und unrichtig finden, die Energie, mit der sie Gott in ganzer Hingabe dienten, so gut sie es verstanden, ist bewundernswert.

f) Almosenpredigten. Wir geben einige Auszüge aus den Predigten des heil. Chrysostomus und des heil. Augustinus, der beiden bedeutendsten Prediger des Morgen- und Abendlandes. Neben dem Vorbildlichen, was sie enthalten, lassen sie auch die Trübungen der Lehre durch die Verkehrtheiten der Werkgerechtigkeit in erschreckender Deutlichkeit erkennen.

Chrysostomus predigt: „Ich bin aufgestanden, um heute für eine gerechte und nützliche und euer würdige Sache zu euch zu reden. Dazu bin ich aufgefordert durch die Bettler dieser Stadt. Aufgefordert haben sie mich dazu nicht durch Worte, nicht durch gemeinsame Beschlüsse, sondern durch den traurigsten Anblick. Denn da ich, zu eurer Versammlung eilend, über den Markt und durch die engen Straßen ging und mitten auf den Straßen viele liegen sah, die an den Händen oder an den Augen verstümmelt, oder mit unheilbaren Geschwüren bedeckt waren, hielt ich es für die grausamste Härte, nicht hiervon zu eurer Liebe zu reden, zumal da auch die Zeit mich dazu auffordert. Denn es ist zwar zu jeder Zeit notwendig, die Menschen zur Barmherzigkeit gegen ihre Brüder zu ermahnen, da auch wir derselben seitens unseres Herrn und Schöpfers bedürfen, besonders aber jetzt bei der großen Kälte.“ — „Jeden Tag, sagt man mir, redest du von Almosen. Ja, ohne Zweifel, und ich werde auch nicht aufhören, davon zu reden. Wäret ihr so gelehrig, wie ich es wünschte, so würde ich doch noch davon reden, um euch davor zu bewahren, daß ihr nachließet. Wenn ihr aber noch auf halbem Wege stehen bleibet, wessen ist der Fehler? Darf sich ein ungelehriger Schüler über die Wiederholungen seines Meisters beklagen?“ — „Die Barmherzigkeit ist die Königin unter den Tugenden, welche den Menschen schnell in die Himmelslüfte erhebt und die beste Fürsprecherin ist. Die Barmherzigkeit hat mächtige Flügel, sie durchschneidet die Luft, erhebt sich über den Mond, steigt über die strahlende Sonne empor und dringt bis in die Höhen des Himmels hinauf. Allein auch dort bleibt sie nicht stehen, sondern sie durchdringt auch den Himmel, eilt durch die Scharen der Engel und den Chor der Erzengel und alle oberen Mächte und stellt sich vor den Thron des Königs selbst.

Lerne dieses aus der heiligen Schrift, die da sagt: Kornelius, dein Gebet und deine Almosen sind hinaufgekommen vor das Angesicht Gottes. Dieses „vor das Angesicht Gottes“ will sagen: Hast du auch viel Sünden, aber Almosen zur Fürsprache, so fürchte dich nicht, denn keine der höheren Mächte widersetzt sich dem Almosen, es fordert die Schuld und trägt seine Handschrift in Händen. Denn der Herr sagt ja selbst: Was ihr gethan habt einem meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir gethan. Mit was für Sünden immer du also beschwert bist, deine Barmherzigkeit überwiegt sie alle.“ Noch stärker ist eine andere Stelle in demselben Cyklus von Predigten: „Heute nun beginnt ein Almosenhandel, denn wir sehen die Gefangenen und die Armen, wir sehen solche, die sich auf dem Markte umhertreiben, wir hören, wie sie da rufen, weinen und jammern, wir haben da einen wunderbaren Jahrmarkt vor Augen. Bei einem Jahrmarkt aber giebt es keinen anderen Zweck, hat der Geschäftsmann keinen anderen Gedanken, als die Ware wohlfeil zu kaufen, sie aber teuer zu verkaufen. Einen solchen Jahrmarkt hat uns Gott eröffnet: Kaufe die Werke der Gerechtigkeit billig, um sie in Zukunft um einen hohen Preis zu verwerten, wenn es anders erlaubt ist, die Widervergeltung ein Verwerten zu nennen. Hier erkauft man die Gerechtigkeit billig um ein unbedeutendes Stück Brot, um ein ärmliches Kleid, um einen Becher kalten Wassers. — So lange der Markt währt, laßt uns Almosen kaufen, oder besser gesagt, laßt uns das Heil durch Almosen erkaufen.“

Augustinus predigt: „Gebt den Armen, ich bitte euch, ich vermahne euch, ich schreibe es euch vor, ich befehle es. Denn ich will euch nicht verbergen, weshalb ich es für nötig erachtet habe, diese Predigt zu halten. Als ich hierher ging zur Kirche, und wenn ich zurückkehre, rufen mich die Armen an und bitten, daß ich es euch sage, damit sie etwas von euch empfangen. Sie mahnen mich, mit euch zu reden, und wenn sie sehen, daß sie nichts von euch empfangen, glauben sie, daß ich vergeblich an euch arbeite. Sie erwarten etwas von euch. Ich gebe, so viel ich habe, ich gebe, so viel ich kann, aber bin ich fähig, ihre Not zu stillen? Weil ich nun nicht imstande bin, ihre Not zu befriedigen, bin ich ihr Gesandter bei euch. Ihr habt das Evangelium gehört, ihr habt den Lobspruch gethan: Gott sei Dank! Samen habt ihr empfangen, Worte habt ihr wiedergegeben. Eure Lobsprüche belasten mich, ich ertrage sie und zittere unter ihnen. Doch, meine Brüder, eure Lobsprüche sind nur Blätter, Frucht wird von euch gefordert.“

g) Loskauf der Gefangenen. In den kriegerischen Zeiten der Völkerwanderung, wo ein Volk über das andere herfiel und Raub und Plünderung an der Tagesordnung waren, wurden Tausende in den eroberten Staaten und Städten gefangen genommen und nur gegen hohes Lösegeld wieder freigegeben. In diesen Notzeiten bewährte die Kirche ihre Milde durch Loskauf der Gefangenen, oft unter Hingabe all ihrer angesammelten Schätze.

Niemand hat diesen Schritt schöner verteidigt, als Ambrosius, dem die Arianer daraus einen Vorwurf gemacht hatten. „Weit nützlicher ist es, dem Herrn Seelen zu erhalten, als Gold aufzubewahren. Denn der die Apostel

ohne Gold ausgesandt, hat auch ohne Gold die Kirche gesammelt. Gold besitzt die Kirche nicht, um es zu bewahren, sondern es auszuspenden und in Nöten damit zu helfen. Würde der Herr uns nicht fragen: Warum ließest du so viel Arme Hungers sterben? Warum sind so viele Gefangene fortgeführt und nicht ausgelöst? Warum sind so viele vom Feinde getötet? Besser wäre es gewesen, daß du die lebendigen, als die metallenen Gefäße bewahrt hättest. Was willst du antworten? Etwa: Ich fürchtete, es möchte dem Tempel Gottes an dem nötigen Schmuck fehlen? Würde er nicht erwidern: Die Sakramente bedürfen keines Goldes, gefallen auch nicht um des Goldes willen, da sie nicht mit Gold erkauft sind. Die Zierde der Sakramente ist die Loskaufung der Gefangenen. Wie herrlich: beim Anblick der durch die Kirche losgekauften Gefangenen sprechen zu können: Diese hat Christus losgekauft. Siehe ein Gold, das hohen Wert hat, ein nützliches Gold, das Gold Jesu Christi, das vom Tode errettet, das die Schamhaftigkeit loskauft, das die Keuschheit bewahrt. Diese Gefangenen wollte ich lieber frei übergeben, als das Gold bewahren. Die lange Liste der Losgekauften ist edler, als aller Glanz des Goldes." Übrigens erklärten die Gesetze der Kirche es auch ausdrücklich für zulässig, zu diesem Zwecke die Schätze und Kleinodien der Kirche zu verkaufen, und Gregor der Große belobt mehrmals Bischöfe, die es gethan, denn es wäre eine Sünde und Schuld, die Sachen der Kirche höher zu achten als die Gefangenen, während er einem Bischof, der sich geweigert hatte, das Kaufgeld für einen Knaben zu zahlen, darüber bitter tadelt. So konnte die Kirche oft großen Scharen die Freiheit wiedergeben. Candidus, Bischof von Sergiopolis kaufte einmal 12 000 Gefangene für 14 400 Solidi (= 182 736 M.) frei. — Selbst über den Kreis des römischen Reiches hinaus erstreckte sich diese Barmherzigkeit, zum Zeichen, daß sie mehr war als bloß Liebe zum Vaterlande, und daß es sich um mehr handelte, als bloß dem Vaterlande Bürger und der Kirche ihre Geistlichen zurückzugeben. Als bei einem großen Siege des Kaisers Theodosius II. über die Perser viele Gefangene in die Hände der römischen Soldaten gefallen waren, rief Acacius, Bischof von Amida, seine Geistlichen zusammen und stellte ihnen vor: „Unser Gott bedarf weder der Schüsseln noch der Becher, denn er ißt und trinkt nicht, als der keines Dinges bedarf. Was soll uns also das viele Silbergerät? Billig ist es, daß wir es verkaufen, und die Gefangenen loskaufen und speisen." So geschah es denn. Die Gefangenen wurden losgekauft und dem Perserkönige mit den nötigen Lebensmitteln für die Reise wieder zugeschickt. — Wieviel mochte außerdem im stillen geschehen. Theodoret erzählt uns gelegentlich in seinen Briefen, durch welche sich allenthalben die Erinnerung an die Vandalennot Afrikas hindurchzieht, eine kleine Geschichte der Art, die es wohl wert ist, hier eine Stelle zu finden. Eine edle Frau Maria war von den Vandalen gefangen; Händler hatten sie nach Cyrus in Syrien gebracht und dort mit ihrer Magd verkauft. Obwohl jetzt ihre Mitsklavin, dient doch die Magd ihrer Herrin auch nun noch treulich weiter. Als das bekannt wird, kaufen Gläubige sie frei, der Bischof befiehlt sie einem Diakon und weist ihr eine bestimmte Getreidelieferung zum Unterhalt an.

3. Das Mittelalter.

a) Allgemeines. Für unseren Zweck genügt es, das Mittelalter, von 600—1500, in Einen Abschnitt zusammenzufassen, obgleich man bei eingehender Darstellung wohl mit Recht drei Perioden desselben, in welchen sich ein Aufwärts, ein Höhepunkt und ein Abwärts ausprägt, unterscheidet. Die germanischen Völker treten in dieser Zeit an die Stelle der Griechen und Römer. Sie beherrschen die Welt und das Reich des Geistes. Sie werden auch in die Kirche aufgenommen, welche dadurch neue Aufgaben, neue persönliche Kräfte und eine neue Art empfängt.

Auf dem Gebiet der Liebesthätigkeit charakterisiert sich das Mittelalter dadurch, daß die Gemeindepflege ganz verschwindet und das Anstaltliche ganz zur Herrschaft, zur reichsten Ausgestaltung, aber dann auch zur Auswirkung all seiner Einseitigkeiten und Schwächen gelangt.

Als die wichtigsten der Anstalten sind zu bezeichnen: das klösterliche Hospital, die Pfründhäuser (in denen nur Wohnung und etwa eine bestimmte Ration Brot gegeben, und dann durch Separatstiftungen für die Annehmlichkeiten: Fleisch, Speck, Gemüse, Wein, gesorgt wurde), die Aussätzigenspitäler.

Diese Anstalten bedurften Personal. Es erstand in den zahllosen Orden und Genossenschaften jener Zeit. Als ritterliche Spitalorden sind zu nennen: der Johanniterorden (Entstehung um 1100) und seine Nachbilder, z. B. der Deutschorden. In den bürgerlichen Spitalorden fand derselbe Sinn wie in jenen, aber aus bürgerlichen Kreisen, ein Feld der Thätigkeit. Wir nennen nur die Antoniter und den Orden des heil. Geistes. Freier verfaßt waren die Begharden und Beghinen, sowie auch die Brüder und Schwestern vom gemeinsamen Leben. Andere sind, wenngleich in den Formen ihrer Zeit einhergehend, ganz unsern modernen Vereinen vergleichbar. Alle Stände hatten solche Verbindungen: Handwerker, Kaufleute, Geistliche. Ein Unterschied zwischen damals und heute war der, daß jene Vereine den ganzen Menschen mit allen seinen Bedürfnissen umfaßten, daß also jeder nur Einem Verein (Zunft, Gilde) angehören konnte (wenigstens war dies anfangs so), während unsere Vereine Einzelzwecken dienen.

Alle diese Genossenschaften standen in den engsten Beziehungen zur Kirche. Sie lehnten sich an das größte, festeste, bedeutsamste, ja das Gesamtleben beherrschende anstaltliche Gebilde, die Kirche,

an. So war auch all ihr Wesen von den damaligen Anschauungen durchdrungen. Dieselben waren aber gerade in den unser Gebiet betreffenden Beziehungen von den heutigen sehr verschieden. Die Arbeit des gewöhnlichen irdischen Berufs war verachtet, viel höher standen die selbsterwählten Werke besonderer Heiligkeit. Das Eigentum galt als eine Belastung und Versuchung. Man mußte, wenn man auf höhere Christlichkeit Anspruch machte, sich desselben thunlichst entledigen. Das Mittel dazu waren Stiftungen und Almosen, welche dem Geber die Fürbitte der Beschenkten sicherten. Da diese mehr wert war als Geld, so war eigentlich der Geber der Beschenkte und der Empfänger der Wohlthäter. Daß bei solchen Grundsätzen sowohl die Anstalten als der Bettel unvergleichlich blühten, ist selbstverständlich.

b) Das Hospital. Man unterscheidet zwei Hauptformen: das klösterliche und das städtische. Das erstere hat im Mittelalter die Hauptbedeutung, das zweite kommt erst gegen Ende desselben auf — der Vorbote einer neuen Zeit. Wir begnügen uns mit einer Darstellung des ersteren.

In der Regel besaß jedes Kloster neben dem Krankenhause für die Klosterangehörigen nicht bloß ein Hospiz für Fremde, sondern auch ein Armenspital. — Man muß diese verschiedenen Anstalten wohl auseinander halten. Jedes Kloster hatte ein Krankenhaus (infirmaria) für die Mönche und Nonnen und die sonst zum Kloster Gehörenden. Anfangs aus dem gesamten Klostervermögen unterhalten, hatte die Infirmarie später, als sich die wirtschaftliche Ordnung der Klöster mehr ausgestaltete, ihre eigenen Einkünfte, und oft hören wir, daß der Infirmarie speziell etwas geschenkt oder vermacht wird. Verwaltet wurde sie in einigen Klöstern durch den Prior oder den Cellerarius, meist aber von einem eigenen magister oder einer magistra infirmorum, einem Siechenmeister oder einer Siechenmeisterin. Nach den Konstitutionen von Hirschau soll der Siechenmeister immer ein Priester sein. Die Verpflegung war eine sehr sorgsame, doch sollen auch in der Infirmarie die Regeln des Klosterlebens so viel als möglich befolgt werden. In Clugny, dessen Ordnungen für viele Klöster das Vorbild boten, hatte die Infirmarie ihren eigenen Koch und ihre besondere Küche. Morgens berät der Siechenmeister mit dem Cellerarius, womit die Kranken wohl am besten zu erquicken sind. Dann geht es in die Küche, das nötige anzuordnen. Was die Kranken übrig lassen, setzt er in einen Schrank, in dem er auch Obst, Pfeffer, Zimt, Ingwer und heilsame Kräuter aufbewahrt, um sie für die Kranken bereit zu halten, wenn diese ein plötzliches Leiden ankommen sollte. Nach der Komplet [letzten Gebetsstunde] trägt er Weihwasser hinein, besprengt damit die Betten und sieht noch einmal nach, ob die Kranken etwas bedürfen. Zur Hilfe hat er drei Diener. Zwei schlafen vor der Thür und dienen bei Tisch, müssen sich aber, wenn die Kranken essen, zurückziehen, damit sie das Gespräch nicht hören. Der

dritte hackt Holz und heizt ein. In Hirschau besteht die Infirmarie aus mehreren Häusern unter Einem Dache, in denen die Kranken, je nach ihrer Krankheit gesondert, untergebracht werden, damit nicht einer dem anderen durch seine Krankheit lästig werde. Aufgenommen werden in die Infirmarie allerdings nur Klosterangehörige. Aber abgesehen davon, daß diese Regel doch wohl nicht ganz ausnahmslos innegehalten wurde, kam es der Umgebung doch auch zu gute, daß dort Ärzte (Mönche und Geistliche, damals noch die einzigen Vertreter der ärztlichen Kunst) und Heilmittel zu finden waren. Wichtiger noch war es, daß die wohleingerichteten Infirmarien der Klöster auf die Spitalpflege einen fördernden Einfluß übten, wie er in den aus dem klösterlichen Spital hervorgegangenen Ordensspitälern unverkennbar vorliegt. — Von der Infirmarie des Klosters ist nun das Hospital (hospitale pauperum) wohl zu unterscheiden. — Fremde klopften zahlreich an die Klosterpforte, reiche und arme, zu Pferde und zu Fuß reisende, Geistliche, Ordensbrüder, die irgend einen Auftrag auszurichten hatten, Boten mit Briefen, Pilger und dann wieder wandernde Händler, Leute, die auf gut Glück in der Welt umherzogen, Bettler und Bedürftige aller Art. Alle wurden freundlich empfangen, und je nach ihren Bedürfnissen erhielten sie eine Unterstützung oder wurden auch gastfrei aufgenommen. Vornehmere, die in den Klosterordnungen immer als solche bezeichnet werden, die zu Pferde ankommen, und denen dann Geistliche, Mönche und Boten gleichgestellt werden, fanden im Hospiz Aufnahme, die übrigen im hospitale pauperum oder, wie es auch heißt, der Eleemosynaria. Beide waren oft große Gebäude, da der Zufluß von Fremden, namentlich wenn das Kloster an einer besuchten Straße lag, stark war. Eine für italienische Klöster gegebene Ordnung schreibt vor, daß die Eleemosynaria 45 Fuß lang und 10 Fuß breit sein, und daß beim Portikus des Klosters ein Palatium 155 Fuß lang und 30 Fuß breit gebaut werden soll, um die Fremden, die zu Pferde kommen, aufzunehmen. In der Mitte soll ein großer Eßsaal mit Tischen sein, und auf einer Seite desselben Räume mit 40 Betten für Männer, auf der anderen mit 30 Betten für Frauen und Kinder. Dem Hospiz steht der Custos hospitii vor. Er hat die Fremden mit aller Güte zu empfangen, und der Cellerarius ist gehalten, ihm alles, was zur Verpflegung der Fremden nötig ist, unweigerlich zu liefern. Ja wenn der Cellerarius etwa nicht da ist, so schreiben die Hirschauer Konstitutionen dem Kustos das Recht zu, die Gefäße, in denen er, was er nötig hat, vermutet, zu zerbrechen und es zu nehmen, „damit die Mangellosigkeit der Liebe bei Erweisung der Gastfreundschaft in allen Stücken gewahrt bleibe." Auch die übrigen Vorschriften geben eine bis ins einzelnste gehende Fürsorge für die Gäste kund. Für sie brennt die ganze Nacht Licht, und ehe sie abreisen, werden (damals gewiß eine doppelt nötige Vorsicht) die Eisen ihrer Pferde nachgesehen und nötigenfalls diese neu beschlagen. — In dem hospitale pauperum wurde eine Anzahl von Bedürftigen (meist sind ihrer zwölf) dauernd verpflegt. Dorthin werden dann auch die täglich ankommenden Armen und Kranken und die Reisenden geringeren Standes gebracht. Dem Spital stand der Eleemosynarius oder Hospitalarius vor, und auch ihm ist durch die Klosterordnung genau vorgezeichnet, wie er alle, die seine Hilfe in Anspruch nehmen, zu versorgen hat. — Wir besitzen eine Beschreibung des Hospitals beim Kloster Corvey (dem alten

Corvey an der Somme) aus der Zeit des Abtes Adehard (etwa 822), die uns zeigt, wie es in einem solchen Hospital zuging. In demselben sind als ständige Insassen zwölf Arme, außerdem die täglich ankommenden, zu verpflegen. Jeden Tag werden an das Spital 45 Brote von gemischtem Korn, jedes zu $3\frac{1}{2}$ Pfund und 5 Brote von Spelt geliefert. Der Hospitalarius giebt den Fremden, die über Nacht bleiben, jedem ein Brot und morgens als Wegzehrung ein halbes. Die Speltbrote erhalten fremde Geistliche, wenn der Hospitalarius aber unter den Ankommenden Abgemattete findet oder Kinder, so bekommen diese das Speltbrot. An Wein werden täglich sechs Sextar geliefert. Davon erhalten die zwölf ständigen Insassen des Spitals jeder zwei Becher, den Rest die Kranken und Armen. Auch die abgelegten Kleider und Schuhe der Mönche werden verteilt und außerdem an Geld täglich vier Denar. Bestritten wird der Aufwand dadurch, daß den Bestimmungen des Konzils von Aachen gemäß von allen Einnahmen des Klosters der Zehnte gegeben wird.

c) Die Aussätzigen. Im Mittelalter griff der hauptsächlich durch die Kreuzzüge eingeschleppte Aussatz furchtbar um sich. Das Nähere über die Krankheit ist aus der Bibel jedem bekannt. Heute finden sich in Europa nur noch in einigen nordischen Ländern, z. B. in Rußland, Aussätzige. Damals aber war die Zahl der Kranken sehr groß. Man schätzt die Zahl der Aussätzigenhäuser in der ganzen damaligen Christenheit auf 19 000. Meist waren diese allerdings nur klein, etwa ein Dutzend beherbergend, aber es gab auch solche, wie in Köln, welche 100 umfaßten. Reichte der Raum nicht, so baute man kleine Hütten auf dem Felde. In den Hospitälern wohnten oft Bruder- oder Schwesterschaften der Kranken und Gesunden nebeneinander, letztere den ersteren dienend. — Absonderung war das einzige Mittel, die Weiterverbreitung der Krankheit zu hindern. Der Akt der Absonderung war von der Kirche gottesdienstlich geordnet.

War jemand für aussätzig erklärt, so ging sein Pfarrer zu ihm und kündigte es ihm an, indem er ihn dabei tröstete und ermahnte, gelassen und mutig zu sein und zu bedenken, daß für einen Christen keine Krankheit so schlimm und gefährlich sei wie die Krankheit der Seele, die Sünde. Auch solle er sich nicht ängstigen, wenn er nun nach der Ordnung der Christenheit von den Gesunden abgesondert werde, da er doch im Geist noch immer der Gemeinschaft der Christen angehöre. Dann wurde der Tag der Aussonderung bestimmt und vom Pfarrer der Gemeinde angesagt. Am dazu bestimmten Tage holte der Pfarrer in priesterlicher Kleidung, mit Kreuz und Weihwasser, von dem Pfarrvolk in Prozession begleitet, den Kranken zur Kirche ab. Während des Zuges wurden die sieben Bußpsalmen gesungen mit der Antiphone: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und er wird mich hernach von den Toten wieder auferwecken.“ In der Kirche wurde eine Messe gelesen. In älterer Zeit war

es Sitte, dieser ganz die Form einer Totenmesse zu geben. Der Aussätzige lag auf einer mit Lichtern umstellten Bahre, ganz wie ein Verstorbener, oder kniete, mit einem schwarzen Tuche verhüllt, daneben. Ja, nach der Messe wurde er auf den Kirchhof geführt und dort die Begräbnisceremonie an ihm vollzogen, indem er in ein für ihn gegrabenes Grab stieg, und drei Schaufeln Erde auf ihn geworfen wurden. Später wurde das mit Rücksicht auf die Unglücklichen, die so ihrem eigenen Begräbnis beiwohnen mußten, abgestellt. Man las keine Totenmesse mehr, gab aber der Messe eine Beziehung auf den Aussätzigen. Als Introitus sang man Ps. 18: „Es umfingen mich des Todes Bande" u. s. w., als Lektionen zuerst die Geschichte Naemans, dann das Evangelium von den zehn Aussätzigen. Der Aussätzige, der von der Gemeinde geschieden beiseite stand, empfing zuletzt die heilige Kommunion, auf welche dann das einfache und doch so viel sagende Gebet folgte: „O Herr, wir bitten dich, gieb deinem Knechte nach deiner Güte und Treue Beständigkeit, daß er, durch die göttliche Liebe gestärkt, in keiner Widerwärtigkeit von dir sich abwenden lasse." — Nun führte der Priester den Aussätzigen an einen Tisch, auf dem die für ihn bestimmten Geräte, das Kleid, die Handschuhe, ein Tönnchen zur Aufnahme des Getränks und ein Brotsack lagen. Zuerst sprach er über diese Geräte ein Gebet: „Herr, durch dessen Wort alles geweiht und gesegnet wird, du wollest dieses Kleid der Demut und den übrigen Hausrat segnen, daß dein Knecht dessen gebrauchen möge zur Ehre deines Namens und zum Heil seines Leibes und seiner Seele." Dann überreichte er ihm die einzelnen Stücke, indem er bei jedem die betreffenden Verhaltungsmaßregeln hinzufügte. — Nach Beendigung des Gottesdienstes brach der Zug wieder auf und geleitete den Sondersiechen in das Aussätzigenhaus oder aufs Feld, wo, fern von bewohnten Orten, eine einfache Hütte für ihn aufgeschlagen und eingerichtet war. Mit den Worten des 132. Psalms: „Hier ist meine Ruhe für immer, hier will ich wohnen, denn es gefällt mir wohl," führte ihn der Priester hinein, und ermahnte ihn zum Abschiede: „Siehe da den Ort, der dir bestimmt ist, da von jetzt an zu wohnen. Ich verbiete dir, von hier fortzugehen und dich finden zu lassen an öffentlichen Orten, wie Kirchen, Märkten, Mühlen, Wirtshäusern und an ähnlichen Orten. Bekümmere dich nicht, daß du so von anderen abgesondert bist, bedenke vielmehr, daß diese Absonderung nur eine leibliche ist, daß du aber mit uns im Geiste jetzt noch ebenso eins bist, wie früher, und teilhaft an allen Gebeten der heiligen Kirche, nicht minder, als ob du dem Leibe nach beim Gottesdienste gegenwärtig wärest. Was aber deinen Lebensunterhalt anlangt, so werden gute Leute dafür sorgen, und Gott wird dich nicht verlassen. Habe Geduld und Gott sei mit dir." Vor der Thür der Hütte wurde ein hölzernes Kreuz aufgerichtet, der Priester empfahl den Kranken nochmals der Liebe und Fürbitte der Gemeinde und warnte, ihm Leid und Unrecht zuzufügen und, eingedenk der menschlichen Schwachheit und daß, was heute diesen getroffen, bald genug über sie kommen könne, eingedenk auch des göttlichen Gerichts, ihm freigebig in allem zu Hilfe zu kommen. Von den Verwandten des Ausgesonderten blieben einige in der Nähe zurück, um ihm in den nächsten 30 Stunden beizustehen, damit er nicht, von der Neuheit seiner Lebensweise erschreckt und an die Einsamkeit noch nicht gewöhnt, in Gefahr Leibes und der Seele geriete. Hatte der

Kranke keine Verwandte, so hielten Kirchendiener die Wache. Der Zug kehrte in die Kirche zurück, und hier schloß die Feier mit dem schönen Gebet: „Allmächtiger Gott, der du durch das geduldige Leiden deines Sohnes den Hochmut des alten Feindes gebrochen hast, verleihe deinem Diener die göttliche Geduld, um mit frommer Ergebung das Übel zu tragen, welches auf ihm lastet. Amen.“ Mangel ließ man den Armen nicht leiden. Gern trug man ihm Speise und Trank in die Nähe seiner Hütte, und wem ein Aussätziger mit seiner Klapper begegnete, dessen Hand öffnete sich noch leichter als sonst zu einem Almosen. Hatte der Kranke ausgelitten, so wurde er in seiner Hütte begraben, und diese mit allem, was ihm gehört hatte, über ihm verbrannt. Nur das aufgepflanzte Kreuz bezeichnete noch die Stätte, wo er gekämpft und gelitten hatte.

d) Betteplage und Almosen. So sehr man manchmal heutzutage über Bettelei aller Art klagen hört — im Mittelalter wurde viel mehr gebettelt und, wenigstens im früheren Mittelalter, nicht darüber geklagt. Denn das Betteln wurde ganz anders beurteilt als in der Gegenwart. Der Bettel galt als ein Beruf wie ein anderer. Der Bettler war ein notwendiges Glied der menschlichen Gesellschaft. Gäbe es keine Bettler, so könnte man ja keine Almosen geben. Der Bettler macht sich um seine Mitchristen verdient, das wird geradezu ausgesprochen, indem er ihnen Gelegenheit giebt, sich durch Almosen den Himmel zu erwerben. — Gegen Ende des 15. Jahrhunderts aber läßt sich ein deutlicher Umschlag der Stimmung spüren. Es erheben sich von Jahr zu Jahr wachsende Klagen über den Bettel, die zuletzt in der Reformationszeit zu einem gellenden Notschrei werden.

Zwar das Volk gab noch gern und willig, wenn ein Sammler der Spitalorden oder sonst ein „Questionier“ kam; aber die Sammlungen machten jetzt erhebliche Unkosten, und das Wenigste von dem, was gegeben wurde, kam wirklich den Armen zugute. „Nun befind' ich das gemeine Volk den Armen ganz geneigt,“ sagt der Spitalmeister Johannes Schweblin in einer Schrift von 1522, in der er die Schäden und Mißbräuche bei den Sammlungen in sehr maßvoller Weise aufdeckt, „und uns viel mitteylen, das sie underweil selbst bedürffen, in der meynung uff unser red, es werde den Armen, so wird es oft one unser Schuld denen, die es nicht bedürffen, welchen es auch gar nicht zugehört.“ Zunächst bedurfte es einer päpstlichen Bulle, die mit schweren Kosten aus Rom geholt werden mußte. „Darum reiten wir mit schwerer Zehrung gen Rom, schenken den Kopisten, Notarien, Sekretarien, Prokuratoren und anderen viel Dukaten, uns behilflich zu sein, geben ins Papst Kammer 500 Dukaten mehr oder minder.“ Schweblin klagt, die Bullen stiegen mehr und mehr im Preise. Der Papst behielt sich das Recht vor, die Bullen zu revozieren, man müsse oft in Einem Jahre drei oder vier Bullen kaufen, „alles zum Abbruch der Armen.“ Dann mußte die Bulle vom Diözesanbischofe transsumiert und verifiziert werden, das kostete wieder 30 Gulden;

die daneben nötige Verfügung des Bischofs an die Pfarrer, die Sammler aufzunehmen, war abermals mit 40 Gulden taxiert. Waren so die nötigen Mandate erlangt, so kamen „Pfarrer, Frühmesser, Kapläne, Schulmeister, Meßner u. s. w., wollen auch ihre Jura, will jeder vom Bettel reich werden.“ Die Ausrüstung verschlang ebenfalls erhebliche Summen. Da bedurfte es der Pferde, Stiefel, Sporen und was zur Reiterei gehört. Dann mußte ein Knecht da sein, der die Stationen ansagte, einer, der die Schellen schlug, die Pferde wartete. Dann endlich noch die Zehrungskosten. „Man hält uns für Herren, trägt uns vor das Beste. Wirt, Wirtin, Hausknecht, Stallknecht, Koch, Magd, Bettmagd und ander Gesinde will haben ziemlich Geschenk.“ Schweblin rechnet, daß von 1000 Gulden, die gesammelt werden, nicht 10 den Armen bleiben. Bei der Menge der Sammler, die jetzt jahraus, jahrein die Christenheit durchzogen, suchte natürlich der eine den anderen zu überbieten. Schweblin schildert diese Eifersucht der Sammler gegen einander sehr drastisch: „Hierum werden erdacht alle Tage neue Form der Briefe, viel Ablaß zu erlangen, mancherlei Stück zu absolvieren, in Gelübden dispensieren, Wallfahrten abzulegen, Eide aufzubinden, unfertig fremd Gut anzunehmen, Testamente zu erlangen, schwarze Schafe und ander Vieh mit abgehängtem Zeichen umgehen lassen, und anderes mehr dergleichen; allein weil jeder fürchtet, ihm werde zu wenig. So dann andere sehen, daß solch Fürnehmen nützlichen Fortgang hat, wollen sie nicht die Geringsten sein, stellen auch nach solchen Privilegien und Freiheiten. Daraus entspringt dann Zank, Hader. Eine Bulle verwirft die andere, ein Mandat hinterstellt das andere. Erst will man gütlich handeln, dann werden hervorgesucht Prozeß, angerufen Conservatores, folgen hernach monitoria, citationes u. s. w. Offenbar ist, was Kosten und Arbeit uff Gerichtshändel gehen.“ Jeder suchte natürlich seine Sammlung kräftig auszuposaunen mit Fahnen und Schellen, mit Pomp und Prunk dem Volk zu imponieren und Geber heranzuziehen. Wie geradezu marktschreierisch es jetzt bei diesen Sammlungen hergeht, mag eine Instruktion zeigen, die einem Sammler für das Hospital in Troyes 1450 mitgegeben wird. Auf seiner Sammelfahrt nimmt derselbe die glorwürdigen Reliquien des Spitals mit, namentlich zwei Schreine in Form eines Kopfes, in denen Religien des Apostels Bartholomäus und der h. Margareta enthalten sind. Diese zeigt er dem Volk und erzählt dabei die Thaten und Wunder der Heiligen. Dann rühmt er das Spital und die Werke der Barmherzigkeit, die darin geschehen, und endlich preist er dem Volke die Vorteile an, welche denen zu teil werden, die dazu beisteuern. Täglich wird im Spital eine Messe gelesen für die Wohlthäter, jeden Monat ein Anniversar für die Verstorbenen gehalten. Dann haben sie teil an allen Gebeten, Matutinen, Horen, Vigilien, Messen, Psalmodien, an allen guten Werken des Spitals, Fasten und Almosen, endlich auch an allem, was in den zahlreichen Kirchen und Klöstern, mit denen das Spital in Bruderschaft steht, Tag und Nacht für die Lebendigen und die Toten geschieht. Daß so starke Mittel angewendet werden müssen, um die Leute zum Geben willig zu machen, ist auch ein Zeichen des Verfalls.

e) Der Johanniterorden. Unter den vielen Orden und anderen Genossenschaften, welche mit der Liebesthätigkeit jener

Zeit zu thun hatten, heben wir diesen als einen besonders bedeutenden und charakteristischen hervor. — Hier mag gleich hinzugefügt werden, daß der Orden, anfangs streng in Sitten und voll Hingabe an seine Bestimmung, später ausartete, 1220 ganz aus Jerusalem vertrieben und nach mancherlei Wechselfällen 1810 aufgehoben wurde. Seine Güter fielen dem preußischen Staat anheim. Friedrich Wilhelm IV. stellte ihn 1852 als einen evangelischen, der Krankenpflege dienenden Orden wieder her. Von den Beiträgen der Mitglieder werden Krankenhäuser gegründet und erhalten. In den neueren Kriegen haben die Johanniterritter in der Organisation der freiwilligen Krankenpflege Großes geleistet. Gegenwärtig ist Prinz Albrecht von Preußen, Regent von Braunschweig, Herrenmeister des Ordens.

Der erste ritterliche Orden, welcher die Beherbergung der Fremden, die Unterstützung der Armen und Pflege der Kranken sich zur Aufgabe setzte, ist der Johanniterorden, dessen Ursprung so klein, unscheinbar und unbedeutend, wie seine spätere Geschichte großartig und glänzend ist. Kaufleute aus Amalfi erlangten durch reiche Geschenke an den Kalifen Mostassan Billach die Erlaubnis, in der Nähe des heiligen Grabes eine Kapelle erbauen zu dürfen, wozu sie noch zwei Herbergen fügten zur Aufnahme und Verpflegung gesunder und kranker christlicher Pilgrime beiderlei Geschlechtes. Jeder christliche Pilger wurde hier aufgenommen, beherbergt, gespeist, verpflegt, während die Pfleger selbst nur von Kleienbrot und Bohnenmehl lebten. In dem Hospital zu St. Johannes (so hieß die Kapelle und das damit verbundene Hospital) in Jerusalem fand der verlassene Pilger einen Freund, der Verfolgte eine Zufluchtsstätte, der Unglückliche Teilnahme an seinem Elende, der Kranke Pflege und Trost — oder ein friedliches Ende und ein ruhiges Grab in der Nähe des Grabes seines Erlösers. — Anfänglich wurde das Hospital von dem Almosen unterhalten, welches die italienischen Kaufleute in ihrem Vaterlande dafür einsammelten. Zu höherer Bedeutung erschwang sich dasselbe, als ihm Gottfried von Bouillon nach der Eroberung Jerusalems aus Freude über die liebevolle Pflege seiner verwundeten Waffengenossen die Grafschaft Monteboire in Flandern schenkte. Bald erhielt es im heiligen Lande selbst durch Gottfried zahlreiche Schenkungen. Mehr noch als durch diese Gütererwerbungen gewann das Hospital durch den Entschluß vieler Waffengenossen des gefeierten Königs, sich selbst der Pflege der Armen und Kranken widmen zu wollen. Der damalige Rektor des Hospitals, Gerhard Tom, sah sich bald genötigt, dasselbe zu erweitern. Er erbaute eine herrliche, Johannes dem Täufer geweihte Kirche und rings um sie her geräumige Spitäler und Gebäude zur Aufnahme von Pilgern. Gerhard entwarf auch für das täglich sich mehrende Pflegepersonal eine Regel, wonach alle Mitglieder die drei Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams ablegen und versprechen mußten, fortan zur Ehre Gottes sich dem Dienste der Schwachen und Kranken zu weihen. Sollte der Johanniterorden nach der Absicht Gerhard Toms nur

eine der vielen Hospitaliter-Genossenschaften bleiben, ein mönchsartiger Verein zur Verpflegung der Fremden, Armen und Kranken, so erhielt er durch Gerhards Nachfolger, Raymund du Puy, eine ganz andere Gestalt und zum Teil auch eine ganz veränderte Aufgabe und Bestimmung. Raymund entwarf eine neue Regel und teilte den Verein in drei Klassen, deren vornehmste und erste die Ritter bildeten, welche zu ewigem Kampfe gegen die Ungläubigen sich verpflichteten; die zweite Klasse bildeten die Priester, welche die religiösen Bedürfnisse des Ordens zu versehen und zugleich die Geschäfte der Almosenverteilung an die Armen zu üben hatten. Der frühere ausschließliche Dienst der Verpflegung der Armen und Kranken wurde der dritten Klasse, den „dienenden Brüdern", serventi, zugewiesen und trat so in den Hintergrund, ohne daß derselbe vernachlässigt wurde. — Die Statuten des achten Hospitalmeisters, Roger de Moulins, von 1181 bezeugen, daß das Hospital bereits eine ganz generelle Bestimmung hatte. Es diente nicht bloß zur Verpflegung der Kranken, es war auch bereits ein Mittelpunkt der Armenpflege. Die Geistlichen mußten Sorge tragen, daß täglich 30 Arme gespeist wurden, und an drei Tagen der Woche mußten sie an alle Armen der Gegend Wein, Brot und andere Lebensmittel verabreichen. An den Sonnabenden in den Fasten hatte ein Priester an 13 Armen die Fußwaschung zu verrichten und sie mit Geld und Kleidern zu beschenken. Außerdem wurden verlassene, verwaiste Kinder aufgenommen und erzogen, die der Gefangenschaft Entronnenen erhielten ein Almosen, selbst arme Brautpaare wurden beschenkt und ausgestattet. — Wir besitzen eine Beschreibung des alten Johanniter-Hospitals zu Jerusalem, von einem Teilnehmer des zweiten Kreuzzugs. Da heißt es: Neben der Kirche des heiligen Grabes gegen Süden steht die schöne Kirche Johannes des Täufers. Bei derselben ist ein Hospital erbaut, in welchem, in verschiedenen größeren Gebäuden, eine ungemeine Menge von Kranken, Weibern und Männern verpflegt und täglich mit großen Kosten erfrischt wird. Zur Zeit als der Berichterstatter in Jerusalem war, war der tägliche Bestand auf mehr als 2000 gestiegen, und nicht selten wurden, innerhalb 24 Stunden mehr als 50 Leichen aus dem Hause getragen, die Leichen aber immer wieder durch neue Ankömmlinge ersetzt. Außerdem wurden täglich an den Thüren des Hauses an die Armen, welche Speise forderten, reichliche Almosen verteilt, so daß die Summe kaum erfaßt werden kann, und die zahlreichen Besatzungen in den Kastellen des Ordens aus den Einkünften desselben unterhalten. — Auch eine bildliche Darstellung eines Johanniter-Hospitals giebt es, freilich aus einer ziemlich späten Zeit. Der Krankensaal wird darin als ein hoher, stattlicher, gewölbter, auf Säulen ruhender Raum dargestellt, an dessen Schmalseite ein geschmückter Altar steht. Die Kranken liegen einzeln in hohen Gardinenbetten, welche, wie in unseren heutigen Spitälern, mit dem Kopfende gegen die Wand stehen. Es darf nicht auffallen, daß sie völlig nackt und nur mit einem Tuche bedeckt sind, denn unbekleidet im Bette zu liegen war allgemeine Sitte im Süden und hat sich auch in unseren Gegenden, unter dem ärmeren Teile der Bevölkerung, erst vor kurzem verloren. In dem Saal bewegen sich Ärzte in langen Talaren, sie untersuchen den Urin und den Puls; Diener und junge Ritter in der Ordenstracht, mit zurückgeknöpftem Mantel, welche den Kranken Erfrischungen zutragen; Frauen sind nicht bemerklich. — Die ältesten Statuten

der Johanniter aus dem Jahre 1181 bestimmen, daß die Kranken und Armen, ohne Gegenleistung, ganz auf Kosten des Ordens, unterhalten werden sollen; sodann, daß für das Hospital zu Jerusalem vier unterrichtete Ärzte angenommen werden sollen, welche die Beschaffenheit des Urins und die Verschiedenheiten der Krankheiten kennen sollen. In den späteren, unter dem Meister de Lastico gegebenen Bestimmungen wird hinzugefügt, daß nur erfahrene und gelehrte Ärzte auszuwählen seien, welche vor acht Brüdern zu schwören haben, daß sie die Kranken mit großer Sorgfalt nach den Regeln der Kunst und den bewährtesten Autoritäten behandeln wollen. Sie haben, schon nach den alten Statuten, die Kranken wenigstens zweimal im Tage zu besuchen und das Nötige ohne Aufenthalt anzuordnen. Sie sind bei ihren Besuchen von dem Infirmarius und dem Skriba begleitet, welcher alle Ordonanzen aufzuzeichnen hat. Die Ärzte erhalten ihr Stipendium aus dem Ärar und dürfen für ihre Bemühungen nichts von den Kranken annehmen. — Nach den späteren Bestimmungen von de Lastico sollen auch zwei wohlerfahrene Chirurgen angenommen werden, welche vor ihrer Zulassung von den Ärzten zu prüfen sind. — Der Infirmarius, ein Ordensbruder, hat die Krankensäle jede Nacht zweimal, zur Stunde des Abendgebetes und am frühen Morgen, von einem treuen Diener begleitet, zu visitieren und die Kranken mit Vorsicht auszufragen, zu trösten und zu ermahnen. Er hat darauf zu sehen, daß nur Nahrungsmittel erster Qualität gereicht werden, Hühner, guter Wein und anderes. Während die Konventsbrüder nur schwarzes Kleienbrot erhielten, sollten die Armen nur weißes Brot erhalten.

f) Karl der Große (regierte 768—814). Zu Aachen im uralten Münster befindet sich unter dem großen Kronleuchter auf einem Stein die einfache Inschrift: „Karl dem Großen“. Mit diesen aus dem Anfang unseres Jahrhunderts stammenden Worten wollte man das Gedächtnis des großen Kaisers erneuen, der den Grund des alten deutschen Reiches gelegt und dies Gotteshaus gebaut hat, in dem er auch begraben liegt. Gleich groß war er in Kriegsthaten wie in Friedenswerken, und wie kein anderer ist sein Name durch alle Jahrhunderte bis heute in alles Volkes Mund. Selbst noch im Grab sollte er als Herrscher erscheinen. Der Körper wurde einbalsamiert, mit den kaiserlichen Gewändern bekleidet und umgürtet mit dem Schwert — so wurde er auf einen Thron gesetzt in einer Nische des Grabgewölbes. Auf seine Kniee legte man ihm das Evangelienbuch, zu seinen Füßen Scepter und Schild. Dann schloß man das Grab und gab ihm folgende Inschrift: „In dieser Gruft ruht der Leib des großen und frommen Kaisers Karl, der das Reich der Franken ruhmvoll vergrößert und siebenundvierzig Jahre segensreich geherrscht hat. Er starb über siebzig Jahre alt im Jahre des Herrn

814 am 28. Januar.“ Sein letztes Wort war gewesen: „Herr in deine Hände befehle ich meinen Geist.“

Auch im Gebiet des Armenwesens traf Karl Anordnungen, welche von der tiefsten Einsicht zeugten und weittragendste Bedeutung hatten. Aber es geschah auch ihm, wie es großen Geistern leicht geht: über ihrem Fern- und Tiefblick vergessen sie, daß ihre Zeitgenossen und die nächsten Generationen nicht die gleiche Reife der Einsicht haben. So verstand zwar Karl bei seinen Lebzeiten seinen Anordnungen Nachachtung zu verschaffen. Aber sie waren mindestens um 700 Jahre ihrer Zeit vorausgeeilt und verschwanden deshalb bald nach seinem Tod wieder, als seine Klugheit und Thatkraft nicht mehr hinter ihnen stand. Die alte kirchliche Armenpflege durch den Bischof mit seinen Diakonen war vorzugsweise auf städtische Verhältnisse und einen höheren Kulturstand berechnet gewesen und paßte gar nicht für die einfachen Verhältnisse des Landes mit seinen Bauern, Hörigen und Adligen. Für diese Verhältnisse ordnete der Kaiser gemäß dem Charakter seiner ganzen Regierung eine bürgerlich-kirchliche Armenpflege an. Er erstrebte eine geregelte Armenversorgung durch Nächstverpflichtete. Jeder geistliche oder weltliche Grundherr mußte für die von ihm abhängigen Leute sorgen; keiner sollte leiden, daß seine Armen bettelnd umherziehen, und niemand sollte einem Bettler, der nicht arbeiten wolle, etwas geben. Die Mittel zur Armenversorgung flossen aus Schenkungen an die Kirche, die er selbst zum großen Teil machte, andererseits durch Einsetzung in früher besessene Rechte der Kirche wieder erstattete. Damit wurde die Kirche wieder leistungsfähig und hilfskräftig. Der Sinn, in dem das geschah, wird wohl von seines Freundes Alkuin Wort bezeichnet: „Laßt uns in der gegenwärtigen Welt Schätze hingeben, daß wir sie in der zukünftigen besitzen. Denn die Hand der Armen ist die Schatzkammer Christi. Es giebt keinen besseren Hüter des Reichtums als Christus.“ — Sodann flossen die Mittel aus dem Zehnten an die Kirche, dessen Entrichtung Karl ernst einschärfte, und wobei er selbst gleichfalls mit gutem Beispiel voranging. Den Zehnten bekam aber nicht wie früher der Bischof für seinen ganzen Bezirk, sondern jede Parochie. Er wurde in drei Teile geteilt: für Kirche und Gottesdienst, für den Geistlichen persönlich, für Arme und Fremde. Nur bei begüterten Kathedralkirchen blieb die alte Vierteilung bestehen (für den Bischof, für die übrigen Geistlichen, für Kirchenbau, für die Armen). — Bei besonderen Nöten, wie in Teurungszeiten, schrieb er eine besondere Armensteuer aus, aus deren Ertrag Hilfe geschafft werden konnte. — Der Kaiser wußte wohl, wie wichtig für das alles die Pflege mildthätiger Gesinnung war. So ermahnt er im Jahr 802 in einem Ausschreiben, das eine Art Predigt des Kaisers an sein Volk ist, aufs eindringlichste: „Liebet euren Nächsten wie euch selbst und reicht nach euren Kräften den Armen Almosen dar. Die Fremden nehmt in eure Häuser auf, besucht die Kranken, übt an den Gefangenen Barmherzigkeit.“ Er befiehlt den Geistlichen in solcher Gesinnung und That voranzugehn und viermal im Jahr, des Beispiels halben, öffentlich Almosen auszuteilen. Er selbst war im höchsten Maße wohlthätig. Für die Scharen von Bettlern, die sich zu seinem Hofe drängten, waren eigene Aufseher bestellt, welche für die Armen sorgen, aber sie auch kontrollieren sollten, daß keine Heuchler und

Betrüger sich einschlichen. Er sah sich namentlich als Schützer der Witwen und Waisen, der Fremden und Reisenden an. Auch für fernliegende Zwecke gab er und ließ er in seinem Reich geben: für die Christen in Karthago, Alexandrien und Jerusalem.

g) Franziskus von Assisi (1182—1226). Seine Bedeutung besteht nicht darin, daß er oder sein Orden besonders viele und großartige Liebeswerke gethan hätte; in diesem Betracht stehen andere ihnen gleich, ja voran. Sondern vielmehr darin, daß er durch die von ihm ausgehende Erweckung den Boden schuf, der unzählige und zwar sehr bestimmt geartete Liebeswerke erwachsen ließ.

Franz war der Sohn eines bedeutenden Kaufmanns in Assisi, einer Stadt im mittleren Italien. Er war zu seines Vaters Stand bestimmt und verbrachte seine Jugend in den Arbeiten und Lustbarkeiten, wie sie unter solchen Umständen gewöhnlich waren, Franz allen voran, liebenswürdig, leichtlebig. Eine vierjährige Kriegsgefangenschaft in Perugia vermochte den heiteren Sinn des Zwanzigjährigen nicht zu brechen. Wohl aber brachte eine bald nach der Befreiung ihn treffende schwere Krankheit eine Sinnesänderung hervor. Er fängt an, Gesichte und bedeutsame Träume zu haben, und Stimmen zu hören, welche ihn zum Kriegsdienst Christi, zum Bau des Hauses Gottes auffordern. Er versteht sie zuerst wörtlich; baut namentlich verfallene Kirchen und entzweit sich dadurch völlig mit seinem Vater. Aber als er einst in der Kirche im Evangelium des Tages das Wort verlesen hörte: „Ihr sollt nicht Gold noch Silber noch Erz in euren Gürteln haben, auch keine Tasche zur Wegfahrt, auch nicht zween Röcke, keine Schuhe, auch keinen Stecken“ (Matth. 10, 9 f.), da hatte er die Losung seines Lebens gefunden. Er kleidet sich wie ein Armer und predigt Armut als Weg zur Vollkommenheit und zur Erfüllung der Forderungen Christi. Es bildet sich ein Kreis von Männern um ihn aus Geistlichen und Laien. Franz gab ihnen eine Regel für ihr Leben. Armut und Demut sollten ihre Kennzeichen sein. Darum heißen sie auch die „minderen Brüder“ (Minoriten). Keiner nenne sich Oberer, nur Mitknecht. Weder der Einzelne noch die Gesamtheit solle Besitz haben. Was man zu des Lebens Notdurft braucht, soll man sich als Almosen erbitten. Niemand zeige aber seine Entbehrungen der Außenwelt, unter allem Fasten sei das Angesicht freundlich und heiter. Für diese Regel bittet er den Papst um Bestätigung und empfängt dieselbe zögernd und nur mündlich. Nun war der Moment gekommen, auch ein Werk in der Welt zu thun. Er selbst zieht aus und sendet seine Brüder zur Predigt unter die Heiden, Mohammedaner und namentlich auch in die Christenheit. Sein Orden fand Nachahmungen und Seitenschößlinge. Zuerst eine weibliche Nachahmung durch Clara Sciffi, welche 1212 den Orden der Clarissinnen gründet. Dann entstand neben diesem zweiten der sogenannte dritte Orden, die Tertiarier. Dies waren Vereinigungen von Laien, die zwar in der Familie und dem bürgerlichen Leben blieben, aber doch die Ideale des heiligen Franz zu den ihrigen machten und soviel als möglich ihr Leben danach einrichteten. So wurde gleichsam das Klosterdach über die

ganze Christenheit ausgebreitet. — Aus den letzten Jahren des Franziskus ist noch eine Vision zu erwähnen, in welcher ihm Christus erschien und seine Wundenmale ihm eindrückte. (Über die Thatsächlichkeit dieser und anderer Erscheinungen im Leben des Franziskus enthalten wir uns hier des Urteils, da uns die Begründung versagt ist.) Im Gefühl der Todesnähe ließ er sich in die Kirche bringen, legte sich auf den nackten Boden, um auch im letzten Atemzug der Armut getreu zu bleiben, und verschied, nachdem er sein Alter nur auf 44 Jahre gebracht hatte. — Sehen wir auf das Ganze, so müssen wir, auch abgesehen von den insonderheit römisch-katholischen Grundlagen seines Lebens und Wirkens, sagen, daß sich uns hier mehr eine Nachahmung des Lebens Jesu darstellt, als eine Nachfolge in dem Sinn, in welchem der Apostel Paulus will, daß wir Gottes Nachfolger seien in der Liebe Christi. Es ist mehr eine versuchte Fortsetzung des Lebens Christi im Fleische, als dessen geistliche Eingestaltung in Herz und Willen, als die Ausprägung des inneren Bildes Christi in dem ganzen Zusammenhange des Lebens. — Aber es ist leicht verständlich, wie die Gedanken des Franziskus, unter die große Menge des Volkes gebracht und von vielen als richtig und erstrebenswert anerkannt, eine äußerst fruchtbare Grundlage für eine Fülle von einzelnen Liebeswerken abgeben mußten. Er hat die schon vor ihm vorhandenen Ideen zusammengefaßt und in die breiten Schichten des Volks hinein getragen, so daß sie von nun an erst im großen recht wirksam werden, Ideen, wie sie in dem Wort ausgesprochen sind, das er seinen Brüdern auf den Weg mitgiebt: „Den ihr um ein Almosen bittet, dem bietet ihr die Liebe Gottes“ d. h. der Almosenempfänger ist ein mindestens ebenso großer Wohlthäter als der Spender.

h) Die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen (1207—1231). Wenn man sehen will, wie sich die Grundsätze des Franziskus im Leben einer edlen Frau darstellen, so vergegenwärtige man sich den kurzen Lauf der heiligen Elisabeth. Denn wenn es auch durchaus zweifelhaft ist, ob ihr Beichtvater und Seelenführer Konrad von Marburg Weltgeistlicher, Dominikaner oder Franziskaner war — der Geist, in dem er seine Herrschaft über Elisabeth ausübte, war ganz der des Franziskus.

Elisabeth, Tochter des Königs Andreas von Ungarn, kam, erst vier Jahre alt, als Verlobte des jungen Landgrafen Ludwig auf die Wartburg. Schon als Kind zeigte sie die herzlichste Frömmigkeit verbunden mit Liebe zu den Armen: Kindern steckt sie ihre kleinen Gewinste, Bettlern am Thor Brot und Speise zu, welche sie aus der Küche holt. Die Hofleute meinten, sie habe einen unfürstlichen Sinn und tauge eher zu einer Magd — sie hatte manches zu leiden. Das hörte auf, als sie mit 14 Jahren die Gemahlin Landgraf Ludwigs wurde. Nun konnte sie nach Herzenslust den Armen und Leidenden wohlthun. Sie besuchte Kranke und Wöchnerinnen, griff selbst in der Pflege mit zu; als es einst an Milch gebrach, versuchte sie, wenn auch ungeschickt, die Kuh zu melken; bei armer Leute Kindern vertrat sie Patenstelle und freute sich des Rechts, ihnen Wohlthaten erzeigen zu können. Namentlich

in der Teurungs- und Seuchenzeit 1225 und 1226 kamen Unzählige auf die Burg. Elisabeth brach sich ab, um anderen zu helfen. Zeitweilig speiste sie täglich 300 Arme. Für die Kranken, welche den steilen Berg nicht ersteigen konnten, richtete sie in Eisenach ein Spital mit 28 Plätzen ein. Dorthin, wie in ein anderes Haus für arme und kranke Kinder, kam sie täglich und überwand den Abscheu vor der Hitze und verdorbenen Luft. Ihre seidenen Kleider verschenkte sie, damit die Armen sich Schuhe und Sicheln für die Erntearbeit kaufen konnten. Als sie wegen alles dessen von den Amtleuten bei ihrem aus dem Krieg heimkehrenden Gemahl verklagt wurde, sagte der: „Lasset sie um Gottes willen geben und armen Leuten gütlich thun, soviel sie will, wenn uns nur Wartburg und Naumburg zu unserer Herrschaft verbleiben!" Ihrem Gemahl war sie in der sorglichsten und zärtlichsten Weise zugethan, legte Witwenkleider an, wenn er zur Fehde auszog, und fürstlichen Schmuck, wenn er wiederkam. — Von den wichtigsten Folgen war es, daß sie sich zwanzigjährig unter die geistliche Führung des Konrad von Marburg begab, eines Legaten des Papstes in Deutschland und eifrigen Ketzermeisters, der im Sinn seiner Zeit ein frommer Mann war — freilich war diese Zeit, am Maßstab des Evangeliums gemessen, auf gänzlich verkehrten Wegen. Konrad sollte der Elisabeth im Geist des Franziskus weiterhelfen auf den Weg zur Vollkommenheit und that dies mit der äußersten, freilich nach seiner Meinung zweckentsprechenden Härte. Ihr Gemahl hatte vorbehaltlich seiner Rechte in jenes Vorhaben gewilligt. Backenstreiche, Geißelhiebe, Essensverbote waren so einige von Konrads Heiligungsmitteln. So wurde sie schließlich ein fast willenloses Werkzeug in seiner Hand. Und als nun das Unglück über Elisabeth hereinbrach, als ihr Gemahl 1227 auf dem Kreuzzug starb, ihre beutegierigen Verwandten sie mit den drei Kindern von der Wartburg vertrieben, da war sie schon in ihren natürlichen, berechtigten, ja pflichtmäßigen Empfindungen so gebrochen, daß sie sagen konnte: „Der Herr hat mein Gebet erhört, ich erachte alle meine weltlichen Besitzungen, die ich einst geliebt, für Staub. Gott sei mein Zeuge, meine Kinder sind mir jetzt wie jeder andere Nächste: ich habe sie Gott übergeben, er mache mit ihnen, was ihm wohlgefällt." — Elisabeth siedelte nun nach Marburg über. Keinen Schritt that sie, ihrer Kinder, zumal ihres Erstgeborenen, und ihrer Unterthanen Recht zu wahren. Sie wohnte in einem ärmlichen Häuschen von Holz und Lehm, ertrug alle Unbilden dieses Aufenthalts mit heiterem Mut, pflegte Kranke und that Armen wohl, wo sie konnte. Manchen über alles Maß hinausgehenden diesbezüglichen Wünschen wehrte zwar Konrad, geißelte sie z. B. einst hart, als sie ein aussätziges Mädchen in ihre Wohnung genommen, erlaubte ihr nicht als Bettlerin von Thür zu Thür zu gehen, verbot ihr, auf das ihr später teilweis wieder zugefallene Eigentum zu verzichten — dies wohl hauptsächlich, um die Bezahlung der Seelenmessen für ihren Mann zu sichern — aber wollte und konnte doch nicht verhüten, daß sie das graue Kleid der Franziskanerinnen annahm und damit völlig der Welt, ihren Pflichten und Freuden entsagte. Lang konnte ihr zarter Leib die Martern und Anstrengungen nicht ertragen. Sie starb schon mit 24 Jahren: ein Opfer der geistlichen Mächte ihrer Zeit, entrissen den Ihrigen, vor allem ihrem Erstgeborenen, der, eines trefflichen Fürsten Sohn, berufen war, ihm nachzufolgen, und mit verkümmertem Recht thatenlos ver-

kommen ist, entrissen dem deutschen Vaterlande, das in schwerster Zeit eines blühenden Thüringens bedurfte und ein zerstückeltes fand. Wir haben eine „Heilige“ mehr, eine rechte Fürstin und Mutter weniger.

4. Die Reformation.

a) Allgemeines. Unter obiger Überschrift fassen wir die Zeit der eigentlichen Kirchenerneuerung mit der unmittelbaren Folgezeit zusammen, also in runder Zahl die Zeit von 1500—1650. Daß ein neuer Grund in der Kirche gelegt werden, vielmehr daß man auf die heilige Schrift und die in ihr niedergelegte Erkenntnis von der Glaubensgerechtigkeit zurückgehn mußte, hat die Erfahrung gelehrt. Alle anderen vorherigen Besserungsversuche hatten nur neue Lappen auf ein altes Kleid geflickt. Bei Luther und seinen Gehilfen geschah aber das Zurückgehn auf die Grundheilswahrheiten in Schonung aller geschichtlichen Verhältnisse, soweit sie der Glaubensgerechtigkeit nicht hinderlich waren.

So mußte auch im Gebiet der Liebesthätigkeit wieder auf den alten Grund zurückgegangen werden. Was die Jahrhunderte darauf gebaut hatten, war immer verkehrter geworden und entsprach gar nicht mehr seinem Zweck. Die Liebe war durch die Werkgerechtigkeit zum Geschäft ausgeartet, und statt dem Elend zu wehren, war der Armut, Faulheit, Bettelei und Gaunerei nur immer mehr geworden.

Hier mußte zuerst eine andere Gesinnung gepflanzt und gepflegt werden. Der Glaube die Erfassung des Heils in Christo; die Liebe ihrem Quell nach der notwendige Ausfluß dieses Glaubens; die Liebe ihrem Wesen nach wirkliche selbstlose Hingabe, die nicht gleichzeitig mit der rechten Hand, die da gab, die linke ausstreckte, um Lohn zu empfangen; Bettel nicht ein Gottesdienst, sondern äußerste Notsache; Wegwerfen des Besitzes nicht einmal erlaubt, geschweige angeraten; dagegen Haushalten mit dem anvertrauten Gut zur Pflicht gemacht; Arbeit ein Gottesdienst im irdischen Berufsleben; nicht einzelne Thaten sollen wir Gott geloben, sondern wir selbst sind uns ihm schuldig mit allem, was wir haben; schalte und walte damit so, daß du ihm Rechenschaft ablegen kannst; Natur und Gnade sind nicht einander ausschließende Gegensätze, sondern die Natur muß gereinigt, in die Zucht und in den Dienst der Gnade genommen werden — das sind einige von den hier in Frage kommenden Grundwahrheiten der neuen, d. h. uralten, weil

neutestamentlichen Ordnung der Dinge, wie sie die Reformation auf den Leuchter stellte.

Damit gehn die praktischen Maßregeln Hand in Hand. Man wollte den Bettel ausrotten, indem man ihn unnötig machte. Man schuf Armenordnungen als Teile der Kirchenordnungen. Man errichtete entweder einen „gemeinen Kasten", in den alle kirchlichen Einnahmen flossen (Klostergüter, Legate, Opferstock, Klingelbeutel, Geld- und Naturalkollekten), und aus dem dann wieder alle kirchlichen inkl. der Armen-Ausgaben bestritten wurden, oder besondere Armenkasten. Eine meist aus Laien bestehende Verwaltung sollte den Armen das Nötige reichen, daneben auch die Erziehung derselben handhaben. Nach dem ganzen Charakter der Zeit hatten alle betreffenden Einrichtungen einen kirchlich-bürgerlichen Charakter.

Die schwache Seite dieser Ordnungen war namentlich der Mangel an solchen Personen, welche aus der Pflege der Armen und Kranken einen Lebensberuf machten. Mit den Mönchs- und Nonnenorden waren diese Kräfte in evangelischen Ländern ausgestorben und Ersatz nicht alsbald zu beschaffen. Das etwa vorhandene Personal von besoldeten Spittelmeistern ꝛc. konnte diesen Mangel thatsächlich nicht ersetzen. So blieb nach dieser Seite eine bedeutende Lücke, welche erst die Folgezeit ausfüllen konnte.

b) Luthers Verdienste um die Liebesthätigkeit bestehen vor allen Dingen in der gesunden evangelischen Grundlage, welche er derselben in der Glaubensgerechtigkeit wieder verleiht, sodann in dem Beispiel, welches er durch Gabe, Fürbitte und That den anderen giebt.

Luthers Herz und Hand stand jedem Notleidenden offen. So lang er selbst etwas hatte, gab er auch. Mathesius, der Biograph Luthers, erzählt von einem Fall, wo er, um einem Dürftigen zu helfen, in Ermangelung eigener Barschaft seiner im Wochenbett liegenden Frau über das Patengeld gekommen sei und sich damit gerechtfertigt habe, daß ja Gott reich sei und anderes bescheren könne. Bei anderen Gelegenheiten erinnert er seine besorgte Hausfrau an seine ihm als Ehrengeschenke zu teil gewordenen silbernen Becher; habe er kein Geld mehr zum Geben, so müßten sie dran. Es war bei ihm nicht nur Lehre, sondern That, daß der Glaube Hab und Gut in den Dienst des Nächsten stelle. „Wenn er einen siehet, der keinen Rock hat, so spricht er zum Gelde: heraus Junker Gülden, siehe, dem mußt du dienen; sieht er einen krank liegen, ohne Labung, so spricht er: herfür Junker Annaberger und Joachimsthaler, ihr müsset fort, hin und helfet ihm." In Erinnerung an manche bei solcher Freigebigkeit gemachten Erfahrungen konnte

er freilich auch sagen: „Böse Buben haben mich witzig gemacht; einem Fische ist nirgends besser, denn im Wasser, und einem Diebe als am Galgen; man soll Fremden geben, aber zuvor sein Haus versorgen, sagt die Schrift.“ — Auch wird er bei seinem Kurfürsten, und zwar häufig durch die Vermittlung Spalatins, mit Fürbitten für andere vorstellig. So liegt ihm die Not einer Witwe am Herzen, die ihr Haus den Kanonikern vermacht hatte und dann, als ihre Schwestern ihrer Hilfe bedurften, das Testament gern aufgehoben hätte. Dann versucht er einer armen Frau, welche der kurfürstliche Schösser bedrängt, Erleichterung zu verschaffen; einem Förster, den ein grimmer Eber invalide gemacht hat, will er eine Stelle erwirken; einem Fischer, der des gnädigsten Herrn Gewässern zu nahe gekommen ist, erbittet er Ermäßigung der Strafe; für einen fremden Mann aus Böhmen, der im schmutzigen und dunklen Kerker schmachtet, sucht er die Wohlthat eines menschlicheren Gefängnisses nach u. s. w. Vor allem liegt ihm die Not der Pfarrer bei ihrem geringen Einkommen, das Elend der Flüchtlinge, die um des Evangeliums willen vertrieben waren, der heimatlos gewordenen Mönche und Nonnen am Herzen. Mit kräftigem Humor selbst konnte er dann auftreten und schreiben: „Eure Kurfürstliche Gnaden soll gewiß sein, daß ich den Mann nicht werde also lassen, ich werde eher selbst für ihn betteln, und wo das nicht will helfen, auch rauben und stehlen, allermeist dem Kurfürsten zu Sachsen, was ich am nächsten finde, denn Eure Kurf. Gnaden ist schuldig, ihn zu ernähren. Darum bitte ich, Eure Kurf. Gnaden wollt auch meinethalben hierin mich gnädiglich erhören; denn ich wollt dennoch von Eurer Kurf. Gnaden ungehänget sein, wenn ich schon allen Heiligen [den dem Kurfürsten gehörigen Reliquien] ein Kleinod raubet in solcher Not.“ — Als Mann der That, unter Gefahr für Leib und Leben, bewährte sich Luther namentlich auch während der Pest, die 1527 in Wittenberg ihren Einzug hielt. Die Studenten und Professoren waren geflohen, als der einzige der letzteren hielt Luther neben dem als Stadtpfarrer thätigen Bugenhagen in Wittenberg aus und stand diesem treulich zur Seite. Keinerlei Rat der Freunde, selbst nicht des Kurfürsten Schreiben, konnte ihn darin irre machen. Die Frau des Bürgermeisters Tilo Dene verschied beinah in seinen eigenen Armen. An seinen Freund Hausmann meldet er: „Ich und Bugenhagen sind allein noch hier, und wir sind nicht allein, sondern Christus ist mit uns, welcher triumphieren und uns in sich gegen den Satan beschützen wird, wie wir glauben und hoffen.“ In einer besonderen Schrift spricht er sich über das Fliehen und Bleiben in solchen Zeiten dahin aus: wer Amt und Beruf habe, müsse bleiben, andere könnten gehen. Er empfiehlt den Gebrauch aller Vorsichts- und Gegenmaßregeln bei der Krankheit, warnt vor Leichtsinn und Gottesversuchung, mahnt zur fleißigen Bereitung auf den Tod durch Wort und Sakrament. Auch als die Seuche in sein Haus drang (Schwägerin Carlstadts, Frau des Arztes Schurf), blieb er in seinem Gott getrost und eifrig am Werk.

Den völligen Umschwung im Vergleich zur katholischen Werkthätigkeit kann aufs kürzeste das Wort Michael Stiefels, des Freundes Luthers, bezeichnen: „O Herr, so dir das Werk gefällt, so gefällt mir's auch und um keiner anderen Ursache willen. Ich will es dir auch lassen und will es nicht

binden an den Lohn des Himmels. Mir ist es genug, daß es dir gefallen hat.“

c) Die Armenordnung in Kursachsen 1580, welche ein Teil der von Kurfürst August von Sachsen in dem genannten Jahr ausgegebenen Kirchenordnung ist, wählen wir als Beispiel aus den mehr als 50 Armenordnungen der damaligen Zeit, welche uns bis heute erhalten sind.

„Nachdem auch nicht allein große Unordnung, was die Unterhaltung der umlaufenden Bettler belanget, vorläuft, sondern auch durch dieselbigen große Unzucht und greuliche Laster mehrmals begangen, wenn das öffentliche Betteln gestattet, dadurch die Kinder, so von solchen Bettlern geboren, auf das Betteln und Müßiggang von Kindheit auf gezogen, und aus demselben in alle Laster und endliches Verderben des Leibes und der Seelen geraten, der Ursach Gott durch Mosen seinem Volk einen ernstlichen Befehl gethan, daß allerdinge unter ihnen kein Bettler sein solle. — In maßen auch deshalb, durch weiland unsern freundlichen lieben Bruder Churfürsten Moritz selig, und uns, ernstlich Verordnung geschehen, aber darüber nicht mit Ernst gehalten worden, — ist nochmals unser ernstlicher Wille und Meinung, daß nicht allein, vermöge unserer ausgegangenen Polizeiordnung, mit Ernst darüber gehalten, sondern auch unser fernerer Befehl, daß jede Ortsobrigkeit, mit Zuthun der Pfarrer und Kirchendiener, auf nachfolgende Ordnung bedacht sein, und mit allem Fleiß arbeiten soll, damit nach Abschaffung des ärgerlichen und schädlichen Umherstreichens der Bettler, arme Dürftige, so entweder mit Leibesschwachheit beladen, oder sonst ihr Brot mit der Handarbeit nicht mehr erwerben können, nicht verlassen, sondern ihre Notdurft haben mögen. — Zum ersten soll alle Sonn- und Feiertage, in der Kirche, wenn die Gemeinde bei einander, das Almosen jedes Orts mit dem Säcklein gesammelt, und die Zuhörer durch die Pfarrer und Kirchendiener vermahnet werden, daß niemand mit leeren Händen, und ohne eine Gottesgabe vor dem Herrn erscheine. — Zum andern. Bei allen Hochzeiten soll in der Kirche ein Becken, oder von Tisch zu Tisch, an den Orten, da die Hochzeit gehalten, Büchsen aufgesetzt, und alle Hochzeitgäste, da sonst viel Geld unnützlich verschwendet, zu milden Gaben, den Armen zu gute, vermahnt werden. — Zum dritten soll dergleichen auch allewege bei der heiligen Taufe in der Kirche, oder bei dem Tauffessen geschehen. — Zum vierten. Wenn Kauf-, Tausch- oder andere dergleichen Kontrakte beschlossen und verschrieben, Käufer und Verkäufer mit aufgesetzter Büchse vermahnen, daß sie auch etwas in den Gotteskasten, zur Unterhaltung der Armen, geben wollen. — Zum fünften. Also auch in den Erbfällen, wenn Teilung der Erbschaft vorgenommen, sollen jederzeit die Büchsen aufgesetzt, und eine Gottesgabe für die Armen von den Erben erbeten werden. — Zum sechsten. Was aus den verkauften Kirchenstühlen eingebracht, soll neben dem Kirchenbau im Gotteskasten, zur Erhaltung der Armen verwendet werden, wie hernach folgt. — Zum siebenten sollen die Pfarrer und Kirchendiener kranke, und besonders reiche und vermögende Leute, mit gutem Glimpf und Bescheidenheit vermahnen, daß sie zur Unterhaltung der Armen von ihrer Verlassenschaft etwas verordnen wollen. —

Zum achten. Wenn Leichenpredigten gehalten, daß allewege ein Becken an den Ort gesetzt, da die Leute vorüber gehen, so die Leiche begleitet, und durch den Pfarrer allzeit fleißig vermahnt werden, daß den Armen eine Gabe von ihnen gegeben werde. — Zum neunten. Dergleichen soll auch geschehen, wenn die Leute zum hochwürdigen Sakrament des Leibes und Blutes Christi gehen. Auf solche Weise mag in kurzer Zeit nicht allein eine Notdurft, sondern auch nach jedes Ortes Gelegenheit ein ziemlicher Vorrat gesammelt werden, dadurch den recht armen, kranken und dürftigen Leuten desselbigen Ortes geholfen, daß sie nicht Mangel leiden, und dadurch das ärgerlich, schädlich, gefährlich und lästerlich Betteln abgeschafft werde. — Nachdem auch viele Leute, aus fremden Orten, in den Städten herumgehen, und mit Erlaubnis des Bürgermeisters, bisweilen auch wohl ohne dieselbe, in alle Häuser kriechen, das Almosen zu sammeln, darunter etliche gefunden werden, die falsche Briefe umtragen, oder die vor vielen Jahren gegeben, und verneuert sind, darunter etliche, wenn sie lange sind im Lande herumgestrichen und genug gebettelt haben, verkaufen solche Vorschriften anderen Streichern, die darnach auch darauf betteln, und wird also durch solchen mannigfaltigen Betrug den Bürgern in Städten viel abgezogen. Sonderlich geschieht solches zu Abbruch des gemeinen Kasten-Einkommens. — Solches zu verhüten, sollen erstlich alle Bürger von der Kanzel ermahnt werden, daß sie in ihren Häusern keinem das Almosen geben, der nicht schriftliche Erlaubnis des Rats oder Bürgermeisters aufweisen kann. — Nachmals sollen die Bürgermeister vermahnt werden, daß sie derjenigen, so Briefe anders woher bringen und um Erlaubnis bitten, das Almosen zu sammeln, wohl wahrnehmen, und fleißig nachforschen, woher sie kommen 2c., und auf die Briefe und Siegel gut Achtung geben, daß sie nicht damit betrogen werden. Da sie nun Brief und Siegel und andere Kundschaften rechtschaffen befänden, sollen sie gleichwohl Unterschied machen zwischen denen, die für sich allein sammeln, etwa einer Krankheit oder Leibesgebrechen halber oder dergleichen, und unter denen, die mit Feuer oder anderen Landschäden um alle ihre Habe und Güter gekommen sind. — Die nun für sich allein sammeln, um Krankheit willen, sollen die Bürgermeister zum Kastenherrn weisen, daß ihnen nach Gelegenheit des Schadens ein Elemosina [Almosen] aus dem gemeinen Kasten gegeben, von etlichen Groschen oder einem halben Thaler, und sie damit abgewiesen, neben Vormeldung der Leibesstrafe, so sie darüber in die Häuser gehen und betteln würden, damit also die Bürger von ihnen weiter nicht beschweret werden. — Damit aber der gemeine Kasten solche Elemosinas ertragen könne, soll man im Jahr einen Tag dazu nehmen, und etliche Bürger herumschicken, und in den Häusern und ob den Tischen dazu sammeln lassen, mit vorgehender Erinnerung und Vermahnung des Volks von der Kanzel, daß solches ersammelte Geld sollte dafür verwandt werden, daß die Armen, denen bisher Krankheitshalber in die Häuser zu gehen erlaubt worden wäre, sollten damit gestillt und abgewiesen, und die Bürgerschaft forthin solches vielfältigen Überlaufens überhoben werden. So würde jedermann, dem solch täglich Überlaufen beschwerlich ist, gern und willig etwas dazu geben".

d) Die Diakonie in Emden. Wie sich die Armenversorgung in der reformierten holländischen Stadt Emden, als kirchliche Diakonie in Anlehnung an die politischen Korporationen durch den Reformator Johannes a Lasko eingerichtet, noch 50 Jahre nach seinem Tod wohlgeordnet und wirksam erwies, mag ein Bild derselben zeigen aus der Wende des 16. und 17. Jahrhunderts.

Die Wahl der Diakonen wurde durch zwei Gottesdienste an einem Sonntag vorbereitet, in denen allen Beteiligten ihre Pflichten vorgehalten wurden. An einem anderen Sonntag wurden die Gewählten feierlich eingeführt. Die denselben vorgelegten Fragen sind für den ganzen Geist der Einrichtung sehr charakteristisch. „1. Fühlt ihr euch durch das Wehen des heiligen Geistes in eurem Herzen zu diesem Dienste berufen, daß ihr um keines eigenen Vorteils willen, auch nicht aus Rücksicht auf irgend einen Menschen, sondern allein zur Förderung der Ehre Gottes unter den zu unterstützenden Brüdern und zur Erbauung der Gemeinde Christi das Amt übernehmet? 2. Glaubt ihr, daß die Lehre der Propheten und Apostel, wie sie in der heiligen Schrift befasset ist, die wahre, heilsame und in allerlei Weise gewisseste Lehre ist, die völlig alles umfasset, was zu unserem Heile vonnöten ist, und deren Grund- und Eckstein Jesus Christus ist, wahrer Gott und wahrer Mensch, unser einiger Mittler durch die sühnende Darbringung seines Leibes, und weiset ihr zurück und verdammet ihr jede andere Lehre, die dieser allein wahren und heilsamen Lehre irgendwie widerspricht? 3. Wollt ihr in diesem eurem Amte die Almosen zum Nutzen und zur Erleichterung der Armen fleißig und pünktlich einsammeln, die gesammelten Gaben treu in der Furcht Gottes und klug in aller Lindigkeit, Leutseligkeit und Bescheidenheit den Bedürftigen, zumal den Hausarmen, verteilen, ohne Rücksicht auf Gunst oder Ungunst, sondern allein nach jedermanns Not und Bedürfnis? 4. Wollt ihr diesen euren Dienst durch Rechtschaffenheit eures Wandels, durch Heiligung und alle Pflichten der Frömmigkeit und der Liebe nach bestem Vermögen zur Erbauung der Gemeinde schmücken? Und wenn ihr etwa, dieweil wir alle Menschen sind, etwas thut, das Ermahnung, Besserung und Züchtigung, sei es öffentlich oder im geheimen erheischt, wollt ihr euch aus freien Stücken und williglich der Kirchenzucht gemäß dem Worte Gottes unterwerfen, wie es alle unsere übrigen Brüder in der Gemeinde thun?" Nach Bejahung dieser Fragen werden die Erwählten unter Handauflegung zu ihrem Amt geweiht. — Es gab vier Arten von Diakonen — natürlich lauter solche, welche ihre Pflicht ehrenamtlich überkamen, nicht als Lebensberuf — mit scharf abgegrenztem Arbeitsgebiet. — Die Diakonie der „Herberge", eines Gast und Krankenhauses für altersschwache Männer und Frauen, Sieche, Waise, Obdachlose, Wanderer rc. war sechs Diakonen und vier ihnen beigeordneten Witwen der Gemeinde anvertraut. Unter ihnen hatte ein verheirateter, besoldeter Hausvater die Leitung des Ganzen. Dreimal wöchentlich kamen die Diakonen in der Herberge zur Erledigung der Geschäfte zusammen und hatten außerdem die Sammlungen zur Erhaltung der Anstalt alljährlich mehrmals persönlich

in der Gemeinde vorzunehmen. — Die Diakonie der Hausarmen bestand aus 24 Diakonen und 8 Archidiakonen. Die Stadt war in sechs Distrikte geteilt, deren jeder seinen eigenen Diakonen hatte. Sie hielten jeden Sonntag Nachmittag unter Vorsitz eines Predigers im Konsistorienzimmer der großen Kirche ihre Sitzungen ab. Hier findet Beratung alles Nötigen statt, namentlich auch Bestimmung über alle größeren vorsorglichen Einkäufe an Holz, Viktualien, Kleiderstoffen ꝛc. Hier müssen auch die Armen erscheinen, welche unordentlich wandeln, um Rüge und Mahnung zu empfangen. Auch diese Diakonen hatten in ähnlicher Weise wie die anderen die nötigen Mittel zu beschaffen: durch Erhebung einer Art Armensteuer, freiwilliger Gaben ꝛc. Auf arme Schulkinder und Lehrlinge sollten sie besonders acht haben, vermittelst der Armenvögte sollten sie Armenpolizei üben und Vagabunden vertreiben ꝛc. — Die Diakonie der Fremdlingen-Armen hatte zwölf Diakonen. Sie widmeten ihre Sorgfalt den vielen um ihres Glaubens willen Verfolgten und Vertriebenen, welche in Emden, „der Herberge Gottes", Schutz suchten; und zwar ging diese Fürsorge von denjenigen aus, welche früher ein gleiches Schicksal gehabt und nun schon länger in Emden Heimat und Lebensunterhalt gefunden hatten. Sie sorgten selbst, solang es not war, für ihre Leidensgenossen und leisteten zeitweilig sehr Bedeutendes. — Die Diakonie der Schiffergilde hatte vier Diakonen, hier „Schaffer" genannt. Die Schiffergilde war die weitaus bedeutendste in der belebten Seestadt. Sie stand, nach ihren eignen Gesetzen regiert, unter zwei Aldermännern und vier Schaffern. Beim jährlichen Festschmaus im Januar wurden ihre Namen bekannt gegeben. Bei demselben wurde auch — eine heute noch in England in Blüte stehende Sitte — eine ergiebige Sammlung für die Armen abgehalten. Diese sowie namentlich die Dankopfer der Schiffer nach gut vollendeter Fahrt bildeten die Haupteinkünfte. Die Verteilung der Gaben fand allsonntäglich in Verbindung mit dem Nachmittagsgottesdienst statt. Also auch hier kirchlicher Anschluß bei dieser nach unseren Begriffen rein weltlichen Gildenarmenpflege.

e) Johann Valentin Andreä (1586—1654). Seiner Lebenszeit nach gehört er ganz der sogenannten Orthodoxie (Rechtgläubigkeit) an, d. h. der nachreformatorischen Periode, welche in Ausbildung des rechtgläubigen Lehrsystems ihre Stärke hatte, worüber freilich andere Seiten des kirchlichen Lebens bei nicht wenigen zu kurz kamen. Valentin Andreä ist übrigens einer derjenigen, bei welchen ein schönes, vorbildliches Gleichmaß zwischen Lehre und Leben stattfand.

Als Sohn eines Pfarrers in Württemberg geboren und von vielseitigster Wißbegierde angespornt, trieb er neben den theologischen die mannigfaltigsten anderweiten Studien, Fertigkeiten, Künste (Realwissenschaften, neuere Sprachen, Lautenschlagen, Voltigieren, Malerei, Uhrmacherei, Tischlerei ꝛc.), und machte als Hofmeister junger Edelleute weite Reisen nach der Schweiz, Frankreich und Italien. Namentlich der Aufenthalt in Genf war ihm dabei von Segen. Er sagt davon: „Als ich in Genf war, bemerkte ich etwas Großes, woran die Erinnerung und Sehnsucht mir mit meinem Leben ersterben wird: die

Sittenzucht und Sittenreinheit, welche dort mit Aufbietung aller Kraft von der geistlichen und weltlichen Obrigkeit gehandhabt wurde. Mich, wofern mich die Verschiedenheit der Religion [reformiert und lutherisch] nicht abgehalten, hätte die sittliche Übereinstimmung hier auf ewig gefesselt, und mit allem Eifer habe ich von da an getrachtet, daß etwas Ähnliches auch unserer Kirche zu teil würde." Nach Haus zurückgekehrt, wuchs er immer völliger in die praktisch-christliche Richtung der lutherischen Kirche hinein, als deren edelstes Erzeugnis das herrliche, gesegnete Buch, „das wahre Christentum" von Joh. Arnd dasteht. Seine frischeste, schöpferische, wenngleich durch viel Leiden geprüfte Amtszeit verlebte er als Dekan in dem Schwarzwaldstädtchen Calw; später wurde er Konsistorialrat in Stuttgart. Er war einflußreich als Begründer wichtiger kirchlich-bürgerlicher Einrichtungen. In Anwendung seiner Genfer Eindrücke auf seine heimischen Verhältnisse richtete er die sogenannten Kirchenkonvente ein. Sie bestanden aus dem Pfarrer, dem Schultheiß und Gliedern des Gemeinderats und sollten für die Schule, das Armenwesen und die Sittenzucht Sorge tragen. Es war eine Einrichtung im Sinn der damaligen Zeit; aber vieles, was später Sache der christlichen Freithätigkeit wurde, war damals die Aufgabe jener mit Erfolg arbeitenden Behörde. — Sodann war er für Linderung der Not des dreißigjährigen Krieges in einer Weise thätig, mit welcher er ganz als Vorläufer moderner Mildthätigkeit erscheint. Er selbst war überaus freigebig, rief die obrigkeitlichen und namentlich auch die privaten Kräfte zur Hilfe auf. Er veranstaltete in der Nähe und in der Ferne Kollekten; so eine Landeskollekte mit einem Ertrage von 3000 Gulden, welche er zur Wiederaufrichtung des Stuttgarter Gymnasiums und des theologischen Seminars in Tübingen verwendete — ein hochnötiges Werk, denn von 1046 Geistlichen und Kandidaten waren nach dem Krieg nur 338 übrig. In Calw brachte er das „Färberstift" — der Name rührt wohl daher, daß die meisten ersten Mitglieder der dort blühenden Zunft der Färber angehörten — zustande, welches zur besseren Kindererziehung, zur Unterstützung Studierender und Handwerker, zur Pflege der Armen, Kranken, Witwen und Waisen diente und noch heute besteht. — Endlich kann man ihn als einen Propheten der neuen Zeit ansehen mit seinen Hoffnungen und Wünschen zur Errichtung eines christlichen Freundschaftsbundes, der aus hervorragenden Männern des lutherischen Bekenntnisses bestehen und die Aufgabe haben sollte, „Christum wieder auf den Thron zu setzen," jedoch „ohne allen Eintrag für das von Gott geordnete Amt." Nur kleinste Anfänge bekam Andreä davon zu sehen. Die Ähnlichkeit mit der Christentumsgesellschaft (vergl. unten) und dadurch mit den neueren Vereinen für Innere Mission ist in die Augen fallend. Spener sagt mit Bezug auf ihn: „Könnt' ich jemand zum Besten der Kirche von den Toten erwecken, so wäre es Andreä."

f) Vincenz von Paul (1576—1660). Obwohl wir uns für die nachreformatorische Zeit fast ganz auf die evangelische Liebesthätigkeit beschränken müssen, können wir doch jedenfalls an diesem Repräsentanten der römisch-katholischen Arbeit auf unserem Gebiet nicht vorbeigehn, sowohl wegen der Persönlichkeit des Man-

nes, als auch wegen seiner Nachwirkung bis heute. Wichern nennt ihn den „Unerreichten in allen Landen."

Vincenz ist als der Sohn armer Landleute in Ranquines bei Dax in Frankreich geboren. Früh schon zeigte er Frömmigkeit, wohlthätigen Sinn und gute Geistesgaben. Nach dem Tode seines Vaters, bereits als Priester, verzichtete er auf seinen Anteil am väterlichen Vermögen, obwohl er selbst äußerst knapp lebte. Eine andere ihm zugefallene Erbschaft nötigte ihn zu einer Seereise im Mittelländischen Meer. Dabei ward das Schiff von Seeräubern erobert und Vincenz mit den anderen in Afrika als Sklave verkauft. Sein dritter Herr war ein dem Christentum abtrünnig gewordener Mohammedaner. Vincenz war das Werkzeug seiner Bekehrung, und beide reisten nach Frankreich zurück. Nun war er mehrere Jahre in den allerverschiedensten Wirkungskreisen thätig: im Krankenhaus, in der Pfarrseelsorge, als päpstlicher Beauftragter am Hof des französischen Königs Heinrich IV. Endlich gewann er für Jahre eine Heimat in dem Hause des Grafen Gondi, dessen drei Söhne er erzog. Zugleich diente er der Familie als Seelsorger. Neben vielen anderen sind es hauptsächlich zwei Unternehmungen, durch welche Vincenz von Bedeutung geworden ist bis auf unsere Tage: die Einrichtung der Missionen und die Begründung der Kongregation der barmherzigen Schwestern. Beides hat in jenen mittleren Lebensjahren des Vincenz seine Wurzeln. Es war im Jahr 1617, als Vincenz einst bei Gelegenheit eines Landaufenthalts der Familie Gondi von einem Kranken Generalbeichte über sein ganzes Leben hörte, wobei er mehrere Todsünden gestand, die er bisher immer verheimlicht hatte. Vincenz that einen tiefen Blick in die religiöse Verwahrlosung des Landvolks. Die Gräfin stiftete eine Summe von 16 000 Fr., welche die Genossenschaft erhalten sollte, die alle fünf Jahre auf den Gondischen Gütern Missionspredigten zur Erweckung und religiösen Förderung des Volkes veranstalten würde. Niemand fand sich dazu bereit. Im Jahr 1624 begründete Vincenz selbst in Paris mit materieller Unterstützung der Familie Gondi eine Kongregation (Genossenschaft) der Priester der Mission. Man fing sehr klein an, aber ging stetig vorwärts. Ursprünglich legten die Mitglieder ein alle paar Jahre freiwillig zu erneuerndes Gelübde ab, später ein ewig bindendes, das sie zu Armut, Ehelosigkeit, Gehorsam und Beständigkeit verpflichtete. Sie widmeten sich mit Eifer und Erfolg der Mission auf dem Lande und in kleinen Städten. Man sandte gewöhnlich zwei Vorboten in ein Dorf, welche im Verein mit dem Ortsgeistlichen alles Nötige besprechen und zurüsten mußten. Dann kamen die Missionare selbst, mindestens drei an der Zahl, hielten täglich morgens eine Predigt, mittags eine Katechese mit der Jugend, abends eine mit den Erwachsenen. Am letzten Tag der Mission, welche 2—5 Wochen dauern konnte, fand eine allgemeine Kommunion statt. So gingen mit kurzen Pausen die Priester von einer Mission zur andern, nur in der Erntezeit wurde längere Zeit ausgesetzt. Überall war man auch eifrig auf Bekehrung der Ketzer aus, und für Vincenz waren Resultate auf diesem Gebiet ganz besonders erwünscht. Übrigens hat des Vincenz Vorgang auch bei anderen Genossenschaften und Orden Nachfolge gefunden. — Gleichfalls in das Jahr 1617 fallen die Anfänge der Arbeit des Vincenz auf dem Gebiet der weiblichen Liebesthätig-

keit. Es sind dabei drei ganz verschiedene Bildungen zu unterscheiden. Die erste ist die „Schwesterschaft der Liebe zur geistlichen und leiblichen Hilfe für arme Kranke,“ ein Frauenverein, wie es deren in unserer Kirche heutzutage unzählige giebt, aber alles in katholisch-kirchlichen Formen. Dieser Verein breitete sich sehr rasch in ganz Frankreich aus, zumal die Missionspriester überall Gelegenheit nahmen, Zweigvereine zu gründen. Für Vincenz war auf die Dauer die Visitation dieser Vereine unmöglich. Er gewann dafür die Witwe Luise le Gras. — Diese sah bald ein, daß ohne berufsmäßige Pflege den Kranken doch nicht recht geholfen sei, gerade in den schwersten Fällen am allerwenigsten. Dies Bedürfnis ist der Keim zur Stiftung der Kongregation der „Töchter der christlichen Liebe“ oder „barmherzigen Schwestern“ 1634. Die Gelübde derselben sind nicht lebenslänglich, sondern werden alljährlich wiederholt. Übrigens kommt es selten vor, daß eine Schwester austritt. Vincenz betont ausdrücklich, daß diese Schwestern keine Nonnen seien, im Kloster eingeschlossen, sondern zum Dienst der Elenden und Armen in der Welt bestimmt. Auch diese Stiftung des Vincenz fand baldige und große Ausbreitung. — Eine dritte, wieder mehr vereinsmäßige Gründung war die der „Damen der Liebe.“ Sie sollten ursprünglich die Kranken in den Hospitälern besuchen, trösten und unterstützen. Später aber, da die Damen große Mittel bekamen, wurde ihr Verein der Mittelpunkt einer bedeutenden Arbeit für Findelkinder und Sieche. — Außer diesen Stiftungen war Vincenz in vielfacher Weise sehr thätig für Kriegsnöte, Galeerensklaven 2c., worauf wir hier nicht weiter eingehn können. — Vincenz war ein Mann von hohen Geistesgaben, großer Demut, vorbildlicher Aufopferung im Dienste Gottes, der sich verzehrte in Barmherzigkeit gegen die Elenden; dabei ein sehr kluger und vorsichtiger Organisator, der nicht rasch zufuhr, aber, wenn er etwas angriff, es mit der vollsten Energie betrieb. Ein strenger Katholik und Kirchenmann, überall auf Bekehrung der Ketzer bedacht. In den Priestern der Mission und den barmherzigen Schwestern hat er ausgezeichnete Werkzeuge in der Hand der katholischen Kirche geschaffen, unserer Kirche um so gefährlicher, als sie, namentlich die letzteren, einen plumpen Bekehrungseifer vermeiden. Aber es ist eine große Täuschung, wenn man meint, in den barmherzigen Schwestern sei ein milderer, weitherzigerer Katholizismus lebendig, als sonst in der katholischen Kirche. Namentlich auch in der neuesten Zeit hat in der Verbreitung einer wunderthätigen Medaille sich ein geradezu krasser Aberglaube bei ihnen gezeigt. Aber dem Vincenz bleibt die Ehre, für seine Kirche und in deren Sinn hochbedeutsame Stiftungen geschaffen zu haben.

5. Der Pietismus.

a) Allgemeines. Wie wir den ganzen vorigen Zeitraum mit dem Namen der Reformationszeit, welcher genau genommen nur der ersten Periode derselben zukommt, bezeichnet haben, um damit die eigentliche Kraft zu kennzeichnen, welche in dem ganzen Zeitraum hauptsächlich wirksam blieb, so machen wir's auch mit dem Pietismus. Wie die Reformation in die Orthodoxie überging, so der

Pietismus in den Rationalismus. Aber letzterer hat für die Liebesthätigkeit und erst recht für die Innere Mission sehr wenig gethan. So benennen wir denn den ganzen Zeitraum nach der in ihm für die Liebesthätigkeit wirksamen Kraft: Pietismus. 1650—1825.

Der Pietismus hat nichts wesentlich Neues gebracht. Er steht fest auf dem Glaubensfundament der Reformation. Aber er hat einzelne Teile desselben ausgebaut, und weil es nur einzelne Teile waren, ist er einer gewissen Einseitigkeit verfallen, welche mit der Zeit immer mehr sich ausbildete, so daß er Lücken und Mängel im Kirchenwesen ließ und schuf, über welche sein Todfeind, der Rationalismus, Einzug halten konnte. Beispiel: in der Orthodoxie begnügte man sich häufig mit der Zugehörigkeit zur recht lehrenden Kirche. Dem gegenüber war der Pietismus im Recht, die Einzelpersönlichkeit in ihrer Stellung zum Heil, die Notwendigkeit der rechten Entscheidung ꝛc. zu betonen. Indem er das aber immer mehr und schließlich ganz allein als wichtig hinstellte, dagegen die Bedeutung der Kirche als einer pädagogischen Macht im Volksleben verkannte, wurde endlich alles auf den einzelnen Menschen, sein inneres Leben, sein Empfinden, sein Glauben und Meinen gestellt, und damit überlieferte man die Kirchenschlüssel dem Subjektivismus und dann auch dem Rationalismus.

Die lebendig gläubige Einzelpersönlichkeit spielte auch auf dem Gebiet der Liebesthätigkeit die Hauptrolle. Man verlangte von ihr als Erweis ihres Glaubens Werke der Bruderliebe. Man kümmerte sich um seines Nächsten leibliches und ewiges Heil. (Gegenteil der Kainsfrage: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?“)

Zu gläubigen Einzelpersönlichkeiten wollte man auch schon die Kinder machen. Deshalb wendete der Pietismus viel Fleiß auf die Jugenderziehung und die Schule. Aber über dem Eifer, aus jedem Kind einen bewußt gläubigen Menschen zu machen, gab's vielfach eine Treibhauserziehung, das Kind litt unter der ihm aufgedrungenen Frühreife und dem düsteren Ernst, der fröhliches Spiel und unbefangenes Sichausleben nicht gestattete.

Die gläubigen Einzelpersönlichkeiten suchten Fühlung miteinander, teils aus unbewußtem Gemeinschaftstrieb, teils um sich gegenseitig in ihrem persönlichen Glauben zu stärken. So entstanden jene zahlreichen kleinen Kreise durch ganz Deutschland hin, deren wichtigste Persönlichkeiten einander kannten. Diese Kreise waren die Träger der Heidenmission, der Werke der Inneren Mission, wie

das Waisenhaus in Halle ein solches war. Andrerseits hatten sie auch wieder an diesen praktischen Unternehmungen einen Halt und eine Arznei gegen allerlei Krankheiten des geistlichen Lebens. Im Zusammenschluß vieler Gleichgesinnter zu gemeinsamen Werken schufen sie direkte Vorbilder des modernen Vereinswesens. Eine Gefahr und ein Schade war die Vernachlässigung des Gemeindegedankens, indem man der Gemeinde oft die besten Kräfte entzog.

Als „Stille im Lande" haben die so gebildeten Gemeinschaften das Feuer des Glaubens und der Liebe durch die Zeiten des kühlen und kahlen Rationalismus hindurch gerettet. Dieser stellte in der Humanität ein ziemlich verschwommenes und des Evangeliums entledigtes Ideal auf. Aber man begnügte sich meist mit den schönen Worten, und wo man einmal etwas that, war sehr viel Eitelkeit und Gefühlsschwärmerei dabei.

b) August Hermann Francke (1663—1727). Während Philipp Jakob Spener der theologische und pastorale Vertreter und im gewissen Sinn Vater des Pietismus war, war Francke das praktische und organisatorische Genie dieser religiösen Richtung.

Francke war in Lübeck geboren, verlebte seine Studienjahre auf mehreren Hochschulen, und seine ersten Amtsjahre teils als Jugendlehrer, theologischer Docent und Pastor in verschiedenen Städten sowohl Nord- als Mitteldeutschlands, bis er 1692 als Pastor und Professor nach Halle kam, wo er die volle Kraft seines ganzen übrigen Lebens an die Erfüllung seiner Aufgaben setzte. Er war ein Mann von unermüdlicher Arbeits- und Thatkraft, gläubigem Gottvertrauen und großem Geschick in Behandlung der Menschen sowie in Geschäften des bürgerlichen Lebens. Mit alledem wurde er ein Vorläufer moderner Liebesthätigkeit von einer Bedeutung wie kaum ein andrer. Von ihm hat sowohl die Heidenmission als die Innere Mission der Neuzeit ihren Anfang genommen. Folgende Worte mögen seinen Sinn charakterisieren: „Ein Quentchen lebendigen Glaubens ist höher zu schätzen als ein Centner bloß historischen Wissens, und ein Tropfen wahrer Liebe edler als ein ganzes Meer der Wissenschaft aller Geheimnisse." „Der Weg der Seligkeit durch das Evangelium ist ein Weg der Liebe, des Friedens und eines sanften stillen Geistes, und daß die Kinder diesen Weg erkennen lernen, daran ist ihnen am meisten gelegen." „Ich bin in allen meinen Sachen immer passive gegangen, habe stille gesessen und nicht einen Schritt weiter gethan, als ich den Finger Gottes vor mir hatte. Wenn ich dann sahe, was die Hand Gottes vorhatte, trat ich als ein Knecht hinzu und brachte es ohne Sorge und Mühe zustande." — Zur Gründung seines Waisenhauses ist er auf folgende Art gekommen. Es war in Halle Sitte, daß die Hausarmen an einem bestimmten Wochentag sich einstellten, um ihr Almosen abzuholen. Francke katechisierte bei der Gelegenheit die Jugend und fand eine betrübende Unkenntnis der christ-

lichen Wahrheit. Er gab ihnen das Schulgeld, um den Schulbesuch zu ermöglichen. Indes half das sehr wenig. Auch die Not der Alten erbarmte ihn. Um für seine verschiedenen Zwecke mehr Mittel zu gewinnen, hängte er in seine Stube eine Büchse auf mit den beiden Sprüchen: „So jemand dieser Welt Güter hat, und lässet seinen Bruder darben, und schleußt sein Herz vor ihm zu, wie bleibt die Liebe Gottes bei ihm?“ „Ein jeglicher nach seiner Willkür, nicht mit Unwillen oder Zwang: denn einen fröhlichen Geber hat Gott lieb.“ Als einst in diese Büchse 4 Thaler 16 Groschen gelegt wurden, rief Francke aus: „Das ist ein ehrliches Kapital! davon muß man etwas Rechtes stiften. Ich will eine Armenschule damit anfangen.“ Das geschah. Er bestellte einen armen Studenten, der für 6 Groschen wöchentlich (!) den Bettelkindern täglich 2 Stunden Unterricht geben mußte, kaufte für 2 Thaler Bücher, welche die Kinder nicht wiederbrachten, indem sie selbst wegblieben. Dann kaufte er für 16 Groschen Bücher, welche die Kinder da lassen mußten. Das war der Anfang der großartigen Schulanstalten, welche unter dem Namen Waisenhaus zusammengefaßt werden. Eins zog das andere nach sich. Die Kosten wurden teils durch Schulgeld und Pensionen, die Erträgnisse einer Buchhandlung und Apotheke, namentlich durch Gaben der Liebe bestritten, welche von überallher zusammenströmten. Bei Franckes Tode bestand die Gesamtanstalt aus folgenden Teilen: 1) die Waisenanstalt mit 100 Knaben und 34 Mädchen, 2) die deutschen Bürgerschulen mit 1725 Schülern und Schülerinnen, 3) die Lateinschule mit 400 Schülern, 4) das königliche Pädagogium (eine Pensionsanstalt für Kinder vornehmer Familien) mit 82 Schülern. Dafür war an Personal vorhanden: 8 Inspektoren für das Ganze, 10 Aufseher und Aufseherinnen für die Waisenanstalt, 167 Lehrer und 8 Lehrerinnen und viele Beamte und Bedienstete für die Zweiganstalten und den äußeren Betrieb. Daneben bestanden mehrere hundert Freitische für Studenten. Für alle diese Zwecke waren mächtige Gebäude errichtet, und von Francke neben seinem Pfarr- und Professorenamt bis ins einzelne gehende Anweisungen getroffen, und von ihm an höchster Stelle durchgeführt und überwacht. — Wenn Francke auch in Bezug auf die Gesamthaltung des Lebens in den Anstalten seiner Zeit und seiner Glaubensrichtung den Tribut einer gewissen Enge und forcierten Frömmigkeitspflege zahlte, so war andererseits der praktische Zug in ihm auch wieder ein heilsames Gegengewicht gegen manche Verkehrtheiten seiner Glaubensrichtung. So betont er im Unterricht stark die Realien und die Nützlichkeit der Kenntnisse fürs Leben. — Sein ganzes Leben und Streben aber ist ein lautredendes Zeugnis von der Macht der gläubigen Liebe, die sich in der Arbeit dem Herrn zu Ehren und den Brüdern zu Dienst verzehrt.

c) Das Hôtel Dieu in Paris (1657). Eine lebendige und unbefangene Schilderung seines Aufenthalts in einem katholischen Krankenhaus größter Art, dem berühmten Hôtel Dieu in Paris, giebt ein deutscher Schneidergeselle, Christoph Rinck, der, auf der Wanderschaft erkrankt, dort verpflegt wurde. Er berichtet, daß die Anstalt von 300 Nonnen bedient gewesen; von denselben würden diejenigen „Mütter“ genannt, welche sieben Jahre da gewesen,

die übrigen „Schwestern“. Außer den Ärzten fungierten dort neun Priester, sechs Apothekergesellen, acht Barbiergesellen und mannigfaches Hilfspersonal in Küche, Backhaus, Waschküche zc. Von dem Thun der bei Vincenz erwähnten „Damen der Liebe“ erhalten wir hier eine Vorstellung durch die „Vornehmen Standespersonen weiblichen Geschlechts.“ Die Lagerung mehrerer Kranken in einem Bett fand auch anderswo statt.

„Als ich erkrankt dahin kam, mußte ich im Eingang verbleiben, bis ich angemeldet ward; darauf kam ein alter Barbier, der führte mich in ein klein Gemach und begriff mich überall, daß er erkundete, was meine Krankheit wäre (ist es eine Weibsperson, so verrichtet es eine Mutter unter den Nonnen); darauf führt er mich zu einem Priester, welcher vor dem Kloster in einem Kabinet sitzt, der fragte nach meinem Namen, Stand, Land und Religion und schrieb solches in ein groß Buch, und band mir auch dergleichen Verzeichnis um meine linke Hand. — Darauf zog er eine Glocke; dann kamen bald zwei Schwestern gelaufen, denen übergab er mich und sagte ihnen, wo sie mich hinbringen sollten. Darauf nahmen sie mich bei der Hand und sprachen: „Komm, mein Bruder,“ und führten mich ein gutes Teil durch die Quartiere hindurch bis auf die Brücke, daselbst war mein Quartier, gleich einer Kirche so schön und reinlich, und legten mich zwischen noch zwei, die auch alle beide starben; so müssen sie alle liegen, es sei denn, daß einer in Todesnot läge, den legen sie alleine. — Es ist aber eine Mutter, welche bei der Kommunion zu dienen pflegt, und den Wein ausspeist [austeilt] bei den Mahlzeiten, die achtet auf die neu einkommenden Kranken, die kam bald an mein Bett und steckte mir oben an das Bett mit einer Nadel dies Billet: „Beichten“. Nun gehen die Priester immerdar im Kloster spazieren. Als einer nun das Billet sah, fragte er ins Bett, wer hier beichten solle; dann antworteten die Kranken, daß ich es sei, und als er mich zur Beichte ermahnte, zeigte ich ihm an, daß ich lutherisch wäre und nicht beichten könnte, und weil er sah, daß ich mit der Sprache nicht fortkommen konnte, ging er von mir weg. Da versammelten sich vor meinem Bett eine große Menge von Nonnen und Kranken, mich zu sehen, hielten mir ihre großen Kreuze, die sie anhängen haben, vor die Augen, als wäre ich ein Heide oder Jude, also daß ich mich verwunderte, was sie doch für Anschläge mit mir hatten, und nannten mich einen calvinistischen Ketzer. Gegen Abend aber kam eine alte Mutter mit Knechten, die banden meine Kleider zusammen, und band sie mir noch ein Papier um den Arm, und dergleichen steckte sie auch aufs Kleid und ging davon. Nun war damit ein Tag dahin, und fürchtete ich mich fast vor den anderen, auch stand mir die Bettgesellschaft durchaus nicht an. — Des anderen Tages sieben Uhr kam eine Mutter mit Knechten, die trugen Brot, welches sie den Kranken nach Verhältnis austeilte; als sie zu mir kam, griff sie mir an den Puls, darauf kriegte ich nichts, mußte nicht, wie ich es verstehen sollte. Nachdem kam eine andere, eben die, die mir das Billet an das Bett steckte, die speiste den Wein aus; als ich ihr nun mein Gefäß hingab, griff sie mir an den Puls, und damit bekam ich auch nichts. Um acht Uhr ward

eine Glocke geläutet, da liefen die Nonnen und brachten einem jeden in zinnernem Schüsselein eine Kräutersuppe. Bald darauf kam eine Schwester, die hatte einen großen Handkorb voll weich gesottener Eier, die machte sie zurecht und ließ sie die Kranken austrinken; merkte sie aber, daß ich Appetit dazu hatte, so gab sie mir noch eins, wollte ich aber gar nichts essen, wie denn der Kranken Abwechslung ist, so nahm sie mir den Kopf in die Höhe und bat mich sehr: „Mein Bruder, mein Kind, ich bitte dich, iß doch"; also, daß es keine Mutter fast ihren Kindern thun wird 2c. Darauf kommen die Medici und mit ihnen die Apotheker und Barbiere, und wenn er die Kranken besieht, wird alles lateinisch ordiniret und receptiret. Des anderen Morgens kommt etwa der Barbier vors Bett, fragt nach des Patienten Namen, der muß sich zur Ader lassen; er hat eine Kelle, darin hat er sein Maß, wie viel er Blut lassen soll. Und solches hat man mit mir getrieben, von einem Arm zum anderen, bis in die zwanzigmal, also daß meine Arme ganz zermanscht waren. Oder es kommen die Apotheker, die tragen ein langes Brett, darauf stehen lauter zinnerne Becher, auf welchen der Betten Nummer und der Kranken Namen stehen; dann muß man den Becher alsobald aussaufen, man will oder will nicht, denn sie nehmen ihn gleich wieder mit. — Mittags läutet man wieder die Speiseglocke, da speiset man gekochtes Fleisch, Hühner- oder Schöpsenfleisch aus; denn niemals habe ich Rindfleisch oder Fische gesehen, welches etwa nicht mag gesund sein. Ich aber mußte mit einer Bouillon oder Kräutersuppe vorlieb nehmen. — Des Abends wird mehrenteils Gebratenes gespeist; aber ich mußte mit gekochten Pflaumen mich zufrieden geben, und das währte fast in die vierzehn Tage. — Nachgehends, als sie nun merkten, daß ich gesunder war, und sie es an dem Puls fühlten, denn sie griffen allezeit erst an den Puls, ehe sie etwas gaben, gaben sie mir Brot, Wein und Fleisch. — Damit man aber gar nicht ohne Getränke sei, so geht ein Knecht des Tages zu etlichen Malen herum und schreit: „la tisane", ist ein mit Gerste gesottenes Wasser, da schöpft denn ein jeder soviel er will und trinken mag. Damit auch des Nachts die Kranken ein Labsal haben, so geht eine Mutter herum, die trägt ein Kesselein voll gekochter, mit Zucker bestreuter Pflaumen an den Armen, und trägt ein Leuchterlein an dem Finger und huscht mit ihren Stiefeln durch die Gassen; wer nun nicht schläft, der bekommt einen Löffel voll davon, es kommt einem wohl zu paß. Und dieses währet nun alle Tage, und gehen wenig Veränderungen darin vor. — Nun habe ich auch oft gesehen, daß auch vornehme Standespersonen weiblichen Geschlechts sind hineingekommen, haben gute Konfitüren und Säfte ihre Mägde nachsichtragen lassen; das haben sie mit eigener Hand den Kranken ausgeteilt, von Bette zu Bette gehend, welches viel kostet und sehr bemerkenswert ist. — Nun muß ich auch, wie ich es oben gelassen, von dem Seelenzustand berichten. Als der Pfaffe mit mir nichts thun konnte, weil ich die Sprache nicht konnte, kam er des anderen Tages wieder, brachte mit sich den hochdeutschen Prediger, der ein Jakobit war, der salutierte mich über die Maßen freundlich, zeigte mir an, warum er herberufen sei 2c. Dem antwortete ich mit dergleichen Gruß und zeigte ihm an, warum ich in sein Begehren nicht willigen könnte, es geschehe auch zum Leben oder Sterben. Der Franzose sagte wieder dem Jakobiten, als er meine Antwort hörte: er solle mich zwingen. Aber der Jakobit wider-

riet es ihm, daß er es nicht thun wolle, sondern er sprach zu mir: „Ich sehe wohl, daß Er noch nicht sterben möchte; wenn Er herauskommt, so komme Er zu mir in mein Kloster, so wollen wir schon reden, was den Glauben anbelangt". Ich sagte ihm auch höflich zu, aber ich bin noch nicht zu ihm gekommen. Und damit hatte ich auch Ruhe vor ihnen, außer den Kranken, die haben mich am ärgsten geschmäht und gescholten, doch waren deren viel, die mir günstig waren, gaben mir ihr Brot, daß ich zuletzt auch etwas mit heraus nahm, denn es ist überaus schönes Brot. — Alle Morgen läuft ein Pfaffe durch die Quartiere hindurch und ermahnt die Kranken, zur Messe zu kommen, und des Abends läutet man die Glocken zur Betstunde, predigen aber habe ich nie gehört, habe auch nie hören davon sagen. — Geschieht es nun, daß einer zum Tode schreitet, sobald es die Nonnen merken, nehmen sie ihn und legen ihn allein, setzen ihm ein Kruzifix zu Füßen mit einer brennenden Wachskerze. Kommt nun der Pfaffe, daß er sieht solche Präparatoria des Kranken, so appliziert er ihm die letzte Ölung, wie ich denn einem einstmals diese Schmiererei thun sah, der alle Zeit mit starren Augen rief: „O Hölle, Hölle!" und hatte der arme Mensch keinen anderen Trost, als daß er ein wenig geschmiert wurde. — Nun muß ich zum Finale kommen. Ist einer nun gesund geworden, so geht er vor die Kleiderkammer und fordert seine Kleider wieder. Die Mutter in selbigem Gewölbe band mir das Briefchen um meine Hand los und suchte in den Schränken und brachte mir mein Kleid, also gar auch mein Hemd, indem ich doch zu drei Malen mich weiß umkleiden mußte. Wie ich nun mein Kleid anhatte, ging ich wieder zu meinem Bett; bald kam eine Schwester und brachte mir einen beschlagenen Stuhl [Polsterstuhl], darauf ich sitzen mußte. Als nun ausgespeist wurde, fragten sie mich allezeit, ob ich über Land verreisen wollte, daß sie mir könnten auf den Weg etwas mitgeben, sonst bekam ich in allem doppelt Essen. Als ich nun wohlgegessen und getrunken hatte, ging ich zu den Müttern, die damals in unserem Quartier die Aufwartung hatten (denn sie wechseln alle Woche um), und bedankte mich mit Mund und Hand, so gut ich damals vermochte, und ging also in Gottes Namen heraus. — Es wäre zwar noch sehr viel von diesem Kloster zu reden, als von dem vielerlei Zustand der Patienten und ihrer Kur, da man gar fix mit dem Gliederabschneiden ist, da ihrer viele mit zwei Beinen hineinkommen und bringen eins wieder heraus, wo sie nicht gar darauf gehen; denn die Chirurgen gerne viel erfahren wollen, weil sie meinen, daß hier der beste Ort sei, etwas zu lernen. Wohl dem Menschen, der gesund wieder herauskommt, und noch viel besser dem, der gar nicht hinein muß. — Doch kann ich nicht genugsam loben und preisen, und wird vielen Armen gedient, die sonst verderben müßten, und zweifle ich nicht, daß Gott es ihnen hier und dort nicht sollte vergelten. Denn die große Mühe, Stank und Ungemach dulden diese Nonnen alles mit Geduld und fröhlichem Herzen, sprechen den Kranken zu gleich einer Mutter, oder noch besser, außer, daß sie nicht Leid haben, wenn man stirbt. Ich habe dergleichen in keinem Land oder Stadt gehört. Hätten die Leute unseren Gottesdienst und Evangelium, ihresgleichen wäre nicht zu finden von solcher Glückseligkeit."

d) Die evangelischen Salzburger (1731). Ein ganz anderes Bild als die gute Aufnahme des Kranken im Pariser Hôtel Dieu gewährt die Verfolgung der evangelischen Salzburger. Dort zeigte sich der Katholizismus von seiner liebenswürdigen Seite: was konnte ihm auch an einem deutschen Schneidergesellen gelegen sein! (Doch bricht auch dabei in dem Versuch des französischen Priesters, ihn zur Beichte zu nötigen, sowie im Benehmen der Nonnen und Mitkranken die wahre Gesinnung durch.) Hier offenbarte er seinen ganzen Fanatismus: es galt, die „Glaubenseinheit" eines ganzen Landes wider das Evangelium durchzusetzen! Doch ist das nur Ein Blatt aus der Geschichte der blutigen Verfolgungen, welche der Katholizismus überall da ins Werk setzt, wo er die Macht hat, und wo es ihm der Mühe wert ist.

Schon zu Luthers Zeiten drang das Evangelium nach Salzburg vor und gewann dort Boden. In einem Auf und Nieder von Gewährenlassen und Feindschaft gelangten die Evangelischen bis ins Jahr 1685. Da brach die erste harte Verfolgung aus. Der bekannte Bergmann Joseph Schaitberger war der Hauptwortführer der Evangelischen, die, Hunderte an Zahl, zwangsweise im harten Winter ausgetrieben wurden. Er ist der Verfasser des berühmten Liedes, aus dem einige Verse hier stehen mögen:

Ich bin ein armer Exulant [Vertriebener],
Also muß ich mich schreiben;
Man thut mich aus dem Vaterland
Um Gottes Wort vertreiben.

Doch weiß ich wohl, Herr Jesu mein,
Es ist dir auch so gangen.
Jetzt soll ich dein Nachfolger sein;
Mach's, Herr, nach dein'm Verlangen.

Herr, wie du willst, ich geb mich drein,
Bei dir will ich verbleiben;
Ich will mich gern dem Willen dein
Geduldig unterschreiben.

Nun will ich fort in Gottes Nam',
Alles ist mir genommen.
Doch weiß ich schon, die Himmelskron
Werd ich einmal bekommen.

So geh' ich heut von meinem Haus.
Die Kinder muß ich lassen!
Mein Gott, das treibt mir Thränen aus,
Zu wandern ferne Straßen.

Soll ich in diesem Jammerthal
Noch lang in Armut leben,
Gott wird mir dort im Himmelssaal
Ein' bessre Wohnung geben.

Von Nürnberg aus, wo Schaitberger, von seiner Hände Arbeit sich nährend, eine Zufluchtsstätte gefunden hatte, stärkte er die Zurückgebliebenen durch mehrere Besuchsreisen und eine ganze Anzahl selbstverfaßter Traktate, welche 1708 unter dem Titel „Evangelischer Sendbrief" gesammelt worden sind. Vergeblich nahm sich der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg der Glaubensbrüder an, indem er dem Erzbischof von Salzburg sein Unrecht vorhielt. Es half gar nichts. Man wunderte sich nur, daß sich der Kurfürst sektiererischer und aufrührerischer fremder Unterthanen so warm annahm. — Das alles war aber nur das Vorspiel der Verfolgung, welche sich unter dem Erzbischof Firmian erhob, die 1731 zur Auswanderung von mehr als

20 000 Protestanten führte. In trunkenem Mut hatte der Erzbischof geschworen: Er wolle die Ketzer aus dem Lande haben, und sollten auch Dornen und Disteln auf den Äckern wachsen. Er hat den Schwur gehalten. Mit List und Gewalt, mit Jesuiten und Soldaten befehdete man die treuen Leute; falsche Anklagen, Geldstrafen, Einkerkerung, Einquartierung, Trennung von Eltern und Kindern — jedes Mittel mußte recht sein. Selbst der Versuch einer Gesandtschaft an den Kaiser wurde als Rebellion behandelt. Aber fast bei allen war jede Versuchung vergeblich. Am 5. August 1731 hatten etwa 300 Männer, als Vertreter der Gesamtheit, sich im Marktflecken Schwarzach versammelt. Um einen runden Tisch, auf den ein Salzfaß gestellt war, saßen die Ältesten der Gemeinden; einen weiten Kreis um sie her bildeten die übrigen. Einer von jenen forderte nun feierlich auf zur Schließung eines Bundes der Treue im evangelischen Glauben auf Leben und Tod. Da traten sie alle Mann für Mann herzu, die Schwurfinger in das Salz tauchend, führten es zum Munde und schwuren mit zum Himmel erhobener Rechten, bis in den Tod am evangelischen Glauben festzuhalten. Und solches thaten sie mit Beziehung auf 2. Chron. 13, 5, wo Jehova mit David und seinen Söhnen einen „Salzbund" schloß (d. h. einen unauflöslichen Bund, vergl. auch 3. Mos. 2, 13; 4. Mos. 18, 19. Heutzutage ist noch orientalische Sitte, beim Bundschließen Salz zu essen). Darauf knieten sie nieder zum Gebet und befahlen die Sache ihres Glaubensbundes dem Herrn. Nach den härtesten Proben kam endlich der Tag des zwangsweisen Auszugs. Wohin? — Von allen evangelischen Fürsten hatte sich allein der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen der Verfolgten thatkräftig und treulich angenommen. Zwei Abgesandte, welche in Berlin seine Hilfe anriefen, hatte er durch Theologen einer scharfen Prüfung in betreff ihrer Rechtgläubigkeit unterworfen. Als sie aus derselben als wohlgegründete lutherische Christen hervorgingen, lud er sie, unter Zusicherung bester Aufnahme, ein in sein Land. Durch besondere Kommissarien ließ er sie empfangen und ihnen Reisegeld auszahlen; für jeden Mann täglich 5 Groschen, für die Frau 3 Groschen 9 Pfennige, für jedes Kind 2 Groschen 5 Pfennige. In größeren und kleineren Scharen zogen sie nun durch die deutschen Lande. Überall auf evangelischem Boden wurden sie freudig aufgenommen und mit den rührendsten Bezeugungen der Liebe und Ehre weiter geleitet. Bei ihrem Empfang wurden im Freien oder in Kirchen Gottesdienste veranstaltet. Der Durchzug der treuherzigen, kindlich frommen Leute war für das evangelische Deutschland selbst eine Glaubensstärkung und eine Anreizung zu einem Liebesopfer. Es wurde in allen Landen eine Kollekte veranstaltet, die 900 000 Gulden einbrachte. Der Weg ging nach Littauen in Ostpreußen, wo ihnen der König eine neue Heimat angewiesen hatte. Als derselbe den ersten Trupp, der durch Potsdam kam, sich ansah, examinierte er selbst einige über die Wahrheiten des christlichen Glaubens und war überrascht von ihren Antworten. So fragte er einen Knaben von vierzehn Jahren, der um seines Glaubens willen Vater und Mutter verlassen hatte: wie er das verantworten könne. Der Knabe antwortete: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt, denn mich, der ist mein nicht wert." Und als der König weiter fragte: was er denn nun ohne Vater und Mutter anfangen werde, antwortete der Knabe sofort: „Vater und Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf."

Der König hatte einen sehr guten Eindruck von den Exulanten, beschenkte sie reichlich mit Tuch und rief ihnen beim Abschied zu: „Ihr sollt's gut haben, Kinder; ihr sollt's bei uns gut haben!" Die Leute besetzten die weiten Ebenen Littauens. Und weder sie noch der König haben's zu bereuen gehabt.

Noch in unserm Jahrhundert (1837) fand unter König Friedrich Wilhelm III. ein aus dem in benachbarter Gegend gelegenen Zillerthal auswandernder Nachschub von solchen, die unter katholischen Formen thatsächlich evangelisch geblieben oder geworden waren, in Schlesien Aufnahme.

e) Johann Friedrich Oberlin (1740—1826), von dem Kirchenhistoriker Hase als ein „Heiliger der protestantischen Kirche" bezeichnet, der schlichte Pfarrer des Steinthals im Elsaß. Von ihm ist die erste Kleinkinderschule begründet worden. Dem Feldmarschall Moltke, dem besonderen Protektor der Kleinkinderschule, verdanken wir es, daß 1871 bei der Grenzregulierung zwischen Deutschland und Frankreich das Steinthal zu Deutschland geschlagen worden ist.

Oberlin, als Sohn eines Lehrers am Gymnasium und als Glied einer zahlreichen Familie geboren, zeigte schon in seiner Jugend viele Spuren seiner späteren Art und Wirksamkeit. Als Knabe schon war er wohlthätig und hilfreich, als Jüngling neben seiner theologischen Ausbildung voll thätigen Interesses für Medizin und Naturwissenschaften, von warmer Frömmigkeit beseelt, sehr praktisch und anspruchslos. Siebenundzwanzig Jahre alt wurde Oberlin Pfarrer zu Waldbach im Steinthal. Sein trefflicher Vorgänger Stuber hatte nur den ersten Anfang zur Hebung der in jeder Beziehung äußerst verwilderten Gemeinde machen können. Sowohl an diesem Vorgänger, der ihn treulich beriet, wie an seiner Gattin, die ganz seines Sinnes war, als auch an der treuen Dienstmagd Luise Scheppler hatte er die besten Gehilfen bei seinem Werk, das in nichts anderem bestehen konnte, als in einer völligen Umgestaltung des äußeren und inneren Lebens seiner Gemeinde. Die Armut derselben war erschreckend und wurzelte hauptsächlich in der mangelhaften Bewirtschaftung des Bodens. Oberlin lehrte seine Pfarrkinder besseren Kartoffelbau, Obstbaumzucht, Flachs-, Hanf- und Kleebau, Torfgraben, Viehzucht, Milchwirtschaft, trocknete Sümpfe, baute Wege und Brücken, gründete einen landwirtschaftlichen Verein, eine Spar- und Leihkasse, half zur Einführung von Handwerks- und Industriezweigen und wußte durch Beispiel und Mahnung seine Leute zu thätigen Genossen und Mitarbeitern bei alledem zu machen. Nach seinem Wahlspruch aber: „Nichts ohne Gott! Alles für den Herrn!" stellte er alles dies in den Dienst sittlicher und religiöser Erneuerung der Gemeinde, durch diese zugleich die materiellen Fortschritte sichernd und ihrer Gefahren entkleidend. In seinem geistlichen Amt war er vor allem ein treuer Beter, ein höchst origineller und fesselnder Prediger; als Katechet verstand er es meisterhaft, zu der Kinder Einfalt herniederzusteigen, um sie dann mit sich zu reiferem Verständnis emporzuheben; als Seelsorger ging er mit Liebe und Zucht allen Einzelnen nach, weder weite Wege noch Gefahren scheuend. Er begründete eine „christliche Gesellschaft" sowie einen Zweigverein der englischen

Bibelgesellschaft für Frankreich, hob das Schulwesen in Bezug auf die Baulichkeiten, die Lehrerbesoldungen, den Unterricht, gründete Fortbildungs-, Handarbeits-, Kleinkinderschulen. Das alles vermochte Oberlin nur durch Hingabe all seiner Kraft und äußerstes Zuratehalten seiner Zeit. Das äußere und innere Gedeihen der Gemeinde war seine Freude. Während der französischen Revolution leitete er seine Pfarrkinder mit großer Klugheit durch die Erregungen der Zeit hindurch. Seine Ehe war mit neun Kindern gesegnet, und an allen erlebte er Freude; zwei derselben gingen früh heim, ihnen folgte bald seine Frau, während Oberlin selbst das hohe Alter von 86 Jahren erreichte, in voller Frische, von nah und fern, hoch und niedrig geehrt und geliebt und nach seinem Tode tief betrauert. Sein Grabstein rühmt ihn als den Vater des Steinthals.

f) Johannes Daniel Falk (1768—1826) machte einen bunten äußeren und inneren Entwicklungsgang durch, ehe er zu dem Thatchristen wurde, der in der Geschichte der Liebesthätigkeit einen Platz verdient. Er selbst schildert die Stationen dieses Prozesses mit den Worten: „So kam die Entwicklung aus einem Satiriker zum Dichter, aus einem Dichter zum Naturforscher, aus einem Naturforscher zum theoretischen Philosophen und Christen und aus einem theoretischen zu einem praktischen Christen zustande.“ Uns interessiert hier vor allem das letztere.

Johannes Falk war in Danzig als der Sohn eines Perückenmachers geboren. Seinem glühenden Wunsch zu studieren stellten sich anfangs häusliche Hindernisse entgegen. Durch seine Energie und guter Leute Hilfe überwand er sie. Aber er blieb der Theologie, die er in Halle studierte, nicht treu, sondern wandte sich der Schriftstellerei zu, welcher er in Weimar, namentlich als Goethes und Wielands Freund, eifrig und erfolgreich oblag. Die Schreckensjahre der Napoleonischen Kriege weckten in ihm den Menschenfreund. Als Dolmetscher der französischen Befehlshaber wendete er von vielen Einzelnen und ganzen Gemeinden Unbill und unerschwingliche Lasten ab. Überall verehrte und liebte man ihn als den „gütigen Herrn Rat“. (Von Weimar hatte er um seiner hilfreichen Thätigkeit willen den Titel eines Legationsrats nebst einem kleinen Gehalt bekommen.) Zur höchsten Thatkraft spornte ihn aber namentlich sein liebewarmes Herz an, als in und nach den Kriegen Hunderte von verwaisten und verwahrlosten Kindern umherirrten, deren viele direkt um Hilfe an seine Thür klopften. Er gründete den Verein der Freunde in der Not, dessen Seele er war. Er nahm die verlassenen Kinder auf, brachte sie bei guten Handwerkern unter, half begabten Jünglingen zum Studium, nahm eine Anzahl Kinder selbst in sein Haus und an sein Herz, sonderlich als ihm Gott von acht Kindern in kurzer Zeit vier wieder nahm.

Wie tobt so wild mein Lebensmeer
Mit tausend Ängsten um mich her!
O Vaterherz, von Seufzern schwer,
Brich! daß erkling die süße Mähr:
Johannes Falk — — er ist nicht mehr!

Ehe Gott dies sein Gebet erhörte, durfte er noch reichlich Liebessaat ausstreuen. Sein Christentum entbehrte der kirchlichen Bestimmtheit, aber war ebenso kindlich, wie gläubig und liebevoll. Die Liebe war der Zauberstab, mit welchem er alles segensvoll berührte und regierte: „Wir schmieden alle unsere Ketten von inwendig und verschmähen die, so man von außen anlegt . . . Oder verschließen Vater und Mutter etwa auch die Hausthür, damit die Kinder ihnen nicht auf und davonlaufen?“ Sein Leben und Walten unter den Kindern war frisch, liebevoll, aufs Praktische gerichtet, dabei voll Poesie. Er gab sein Vermögen und seinen Verdienst so gut wie seiner Frau Schmuck für die Bedürfnisse der Kinder hin, namentlich als er durch Kündigung seiner Mietwohnung zum Erbauen des „Lutherhofes“ genötigt war. Auch in schwerem körperlichen Leiden, durch dessen Gluten er hindurchmußte, bewährte er seinen tapferen, allezeit fröhlichen Christensinn. Sein Grabstein auf dem schönen, erinnerungsreichen Kirchhof zu Weimar trägt die Inschrift:

Unter diesen grünen Linden
Ist, durch Christum frei von Sünden,
Herr Johannes Falk zu finden.
An der Ostsee fernem Strande
Ließ er Eltern und Verwandte,
Da ihn Gott zur Ilme sandte.
Kinder, die aus fremden Städten
Diesen stillen Ort betreten,
Sollen also für ihn beten:
Ew'ger Vater, dir befehle
Ich des Vaters arme Seele
Hier in dunkler Grabeshöhle!
Weil er Kinder aufgenommen,
Laß ihn ja mit allen Frommen
Als dein Kind auch zu dir kommen.

g) Johann Heinrich Pestalozzi (1746—1827). In dieser für Lehrer bestimmten Schrift darf ich mich wohl dessen entschlagen, ein Bild des äußeren Lebensgangs sowie der allgemeinen pädagogischen Bedeutung Pestalozzis zu geben. Das findet man in jedem Lehrbuch der Pädagogik. Ich beschränke mich darauf, einige Worte anzuführen, in welchen sich vornehmlich seine brennende Liebe ausspricht, die ihn vor allem befähigte, ein Rettungshausvater zu sein.

„Ich wollte durch mein Leben nichts und will heute nichts Anderes als das Heil des Volks, das ich liebe und elend fühle, wie es wenige elend fühlen, indem ich seine Leiden mit ihm trug, wie sie wenige mit ihm getragen haben.“ Von dem Leben mit den Kindern im Rettungshaus zu Stanz sagt er: „Ich war vom Morgen bis zum Abend allein in ihrer Mitte. Alles was ihnen an Leib und Seele Gutes geschah, ging aus meiner Hand. — Meine Hand lag in ihrer Hand, mein Auge ruhte auf ihrem Auge. Meine Thränen flossen mit den ihrigen, und mein Lächeln begleitete das ihre. — Sie waren außer der Welt, außer Stanz, sie waren bei mir und ich bei ihnen. — Ihre Suppe war die meinige, und ihr Trank war der meine. Ich hatte keine Haushaltung, keine Freunde, keine Dienste um mich her, ich hatte nur sie. Waren sie gesund, ich stand in ihrer Mitte; waren sie krank, ich war an ihrer Seite. Ich schlief in ihrer Mitte. Ich war am Abend der letzte — und am Morgen der erste. — Ich betete und lehrte noch im Bette mit ihnen, bis sie

einschliefen. — Auch meine Schläge konnten keinen bösen Eindruck auf die Kinder machen, weil ich den ganzen Tag mit meiner ganzen reinen Zuneigung unter ihnen stand und mich ihnen aufopferte. Sie mißkannten meine Handlung nicht, weil sie mein Herz nicht mißkennen konnten." Alle seine praktischen Unternehmungen scheiterten aber an seiner, wie er selbst sagte, „unübertrefflichen Regierungsunfähigkeit." Als er seines Schülers und Freundes Zeller im Geist christlichen Glaubens und christlicher Zucht geleitete Rettungs- und Brüderanstalt in Beuggen besuchte und ihm die Kinder das Goethesche „Der du von dem Himmel bist, alles Leid und Schmerzen stillest" ꝛc. sangen, da bekannte er thränenden Auges: „Das ist's, das ist's, das wollte ich".

6. Die Neuzeit.

a) Allgemeines. Die religiöse Erneurung in unserm Jahrhundert hat ihre Wurzeln in den Freiheitskriegen. Die französische Revolution hatte es vor aller Welt offenbar werden lassen, wohin die Wege führen, welche man ohne Gott gehen will. Und als nach der revolutionären Schreckensherrschaft die Napoleonische Gewaltherrschaft in Trümmer ging, da besann man sich wieder bei Fürsten und Völkern auf die sittlichen und religiösen Grundlagen des öffentlichen und persönlichen Lebens. Die Neuzeit begann. (1825 bis jetzt.)

Freilich hat es Kreise gegeben, welche auch in den eben bezeichneten schweren Zeiten Glaube und Liebesübung durchwinterten. Es waren die Trümmer des Pietismus, die „Stillen im Lande", welchen dies Verdienst zugeschrieben werden muß. Besonders ist zu nennen: die 1780 von dem Senior in Augsburg, Joh. Aug. Urlsperger begründete „Christentumsgesellschaft", welche die zerstreuten ernsten Christen zusammenfaßte zu gegenseitiger Glaubensstärkung und in ihrem Kreis zu mancherlei Liebesthätigkeit anregte, wie denn die Missionsgesellschaft in Basel aus ihr hervorgewachsen ist; ebenso die Baseler Bibelgesellschaft, die Zellersche Anstalt in Beuggen, die Taubstummenanstalt in Riehen, die Pilgermission auf Krischona, alle letzteren in Basels Nähe. Namentlich Württemberg und das übrige Süddeutschland erfuhren von hier aus wichtige Anregungen. Es lag in der Natur der Sache, daß die allgemeine Christlichkeit des Anfangs, welche alle Schattierungen, soweit sie auf dem Boden der Heiligen Schrift standen, umfaßte, sich in der Folge zu kirchlicher Bestimmtheit ausgestaltete. In diesen Bahnen hat sich auch die Liebesthätigkeit entwickelt.

Neben diesem Zusammenhang mit dem wiedererwachten Glaubensleben ist für die Liebesthätigkeit auch ein geschichtlicher

Zug bedeutungsvoll. Die Gegenwart zeigt uns die wichtigeren Bildungen aller vergangenen Zeiten: die Gemeindepflege der apostolischen Zeit, der Märtyrer- und der Reichskirche sowie der Reformation, das Anstaltswesen der Reichskirche, des Mittelalters und des Pietismus, das Vereinswesen, welches sich in irgend einer Form in allen Zeitaltern der Kirche findet. Wir haben aus der Geschichte gelernt, daß nicht eine dieser Strömungen und Formen der Liebesthätigkeit allein zur Hilfe berufen ist, sondern alle zumal, in gegenseitiger Ergänzung.

Endlich ist die Zusammenfassung charakteristisch, welche die vereinzelten Arbeiten in der Inneren Mission gefunden haben. Sie arbeiteten so alle an Einer Aufgabe: der Gesundung des Volkslebens von Innen heraus und zu göttlichem Ziel.

Als weltliche Parallele und zum guten Teil Nachahmung der Inneren Mission sind die humanitären Bestrebungen anzusehn, welche nicht das ausgesprochne Christentum, sondern allgemeines Menschentum auf ihre Fahne geschrieben haben. In Wirklichkeit zeitigt zwar nur der Baum des Christentums Früchte der Liebesthätigkeit. Die heidnischen Religionen und Völker haben nichts dergleichen. So lebt die Humanität von den Resten des Christentums, welche in ihr vorhanden sind — jedoch oft ohne es Wort haben und dem Evangelium die Ehre geben zu wollen.

b) Einzelnes. Die Einzelheiten der Inneren Mission in der Gegenwart sind in dem Gesamtbild gegeben worden, welches sich S. 1 ff., namentlich S. 23 ff. findet, worauf hiermit verwiesen sei.

Hinzuzunehmen sind noch die Lebensbilder von Fliedner (S. 149), Löhe (S. 151), Elis. Fry (S. 129) und Amal. Sieveking (S. 131).

Hat man Ursache, eine andere Anordnung zu wählen, als die oben S. 23 ff. gegebene, so kann man auch so gruppieren, daß man an Wichern und die Thätigkeit der Diakonenanstalten alle von Männern, an Fliedner und die Thätigkeit der Diakonissenanstalten alle von Frauen auszuführenden Arbeiten der Inneren Mission anschließt.

III. Die Innere Mission im Katechismus.

1. Zur Methode.

Wenn wir vom Katechismus reden, ist stets der kleine Katechismus Luthers gemeint. Es sind verschiedene Gründe, weshalb wir uns auf ihn beschränken. Einmal würde die Einbeziehung auch nur der wichtigsten Konfessions-, Landes- oder sonstigen Partikularkatechismen mehr Raum beanspruchen, als für unseren Zweck zur Verfügung steht. Sodann ist doch der Katechismus Luthers das klassische Meisterwerk, dem kein anderes Buch der Art gleichkommt, und genießt deshalb auch der verhältnismäßig weitesten Verbreitung. Und endlich läßt sich das für unseren Zweck hier zu Sagende aus seiner Verknüpfung mit Luthers Katechismus nicht allzuschwer auf andere Katechismen übertragen, wenn dieselben überhaupt den Glaubensinhalt des Evangeliums umfassen.

Nach unserer Auffassung ist eine zusammenhängende Durchnahme des Katechismus der Abschluß der religiösen Volksschulunterweisung. Deshalb kann, ja es muß schon auf früheren Stufen das Auswendiglernen und in Verbindung damit eine Worterklärung desselben (damit nichts gänzlich Unverstandenes gelernt werde) vorgenommen werden.

Dieses Durchsprechen des Katechismus muß in Bezug auf den übrigen religiösen Lehrstoff (biblische Geschichte, Bibelspruch, biblisches Lesestück, Kirchenlied) den Charakter der Zusammenfassung tragen. Und zwar nicht so, daß alles früher Dagewesene in breiter Fülle in den engen Rahmen des Katechismus hineingepreßt oder an jedes Wort desselben, wie an einen Nagel ein voller Sack von Allerlei, angehängt werde. Sondern Saft und Kraft, der Extrakt des Bisherigen soll zur Beleuchtung, Verlebendigung, Flüssigmachung des Katechismus verwendet werden.

Das Maß des Durchzunehmenden giebt der Katechismustext selbst. Meist wird derselbe mit einer Fülle anderswoher genommener Einzelheiten überschüttet und zugedeckt, statt individuell erfaßt, verdeutlicht, in seiner großartigen Einfalt dargestellt und wirksam gemacht zu werden. Auch die beliebte Einschiebung von Zwischenteilen als Übergänge von einem Hauptstück zum anderen, Anhängung von Nachträgen zur Vervollständigung 2c. müssen wir verwerfen. Alles das beruht auf einer Verwechslung von wissenschaftlich-theologischer mit praktisch-religiöser und volkstümlicher

Systematik. Jene mag die Übergänge so fein und zart gestalten, daß sie kaum zu merken sind, und alles so vollständig abhandeln, daß nichts, wenigstens dem Ansatz nach, vermißt wird, aber für Kinder und fürs Volk gilt's, die Hauptsachen auszuwählen und in ihrer Besonderung, wenn auch in einer Reihenfolge, welche den Zusammenhang andeutet, vor die Geistesaugen und Herzen zu stellen. Dann ist's faßlich dargestellt.

Weil aber der Katechismus auf der Schwelle von der Schule zum Leben gelehrt wird, die letzte Mitgabe der Schule fürs Leben, gleichsam das möglichst kompendiös eingerichtete geistliche Reisegepäck für die weitere Wegfahrt ist, so versteht sich's von selbst, daß das fürs Leben Wichtige, Brauchbare, unmittelbar Verwendbare ins hellste Licht gesetzt, nachdrücklich betont und damit die Brücke von der Schule zum Leben hin recht sorgsam und fest geschlagen wird. Aus diesem Gesichtspunkt rechtfertigt es sich, wenn hier etwas noch relativ Neues nachgebracht wird, wenn es auch natürlich an das Bekannte angeschlossen werden muß. Gerade für manches besonders im Leben Wichtige sind die Kinder auf früheren Stufen noch nicht reif. An dieser Stelle, wo es sich um Zuspitzung des religiösen Lehrstoffs fürs Leben handelt, ist die letzte Gelegenheit vorhanden, bei welcher die Schule dem Leben dienen kann.

Von welcher Bedeutung dieser Gesichtspunkt gerade auch für das Wissensgebiet der Inneren Mission ist, das der Gesinnungspflege und dem Leben vor allem dienen will, liegt auf der Hand. So sind's dann neben manchem anderen gerade die Mitteilungen aus der Inneren Mission, welche sowohl hier mit Nachdruck repetiert werden müssen, als auch noch eine gewisse stoffliche Bereicherung und Erweiterung erfahren können.

Wem es gelingt, freilich nicht allein auf diese, aber auch auf diese Weise, die aus der Schule Scheidenden recht auf die Teilnahme am kirchlichen Leben vorzubereiten, ja an dasselbe im voraus festzubinden, der hat mehr für der Kinder späteren Christenwandel gethan, als wenn er ihnen noch so viel bloß schulmäßiges Wissen einprägt. Ich möchte nicht dahin mißverstanden werden, als legte ich keinen Wert auf die reine, heilsame und gesunde Glaubenslehre. Ich halte sie für im höchsten Grad wichtig. Aber sie ist nicht alles. Sie muß von ihrer bloßen Formelhaftigkeit befreit, ins Leben übersetzt, aufs Leben bezogen werden. Und das

geschieht auf religiösem Gebiet mit durch jene für das kindliche Verständnis eingerichtete Einführung auch in die Welt der Inneren Mission, als eines wichtigen Teils des kirchlichen Lebens in der Gegenwart.

Das ist's ja, was so häufig beklagt wird, daß sich eine unausgefüllte Kluft zwischen Schule und Leben befindet. Die Folge davon ist, daß begabte, lerngescheute, schultüchtige Kinder beim Hinaustritt ins Leben oft überraschend wenig den Erwartungen entsprechen, welche man in Bezug auf sie gehegt hatte. Sie wissen mit ihren Schulkenntnissen nichts anzufangen, weil dieselben nicht aufs Leben zugeschnitten sind. Dies ist auch im Religionsunterricht häufig der Fall. Es wird dem Knaben sehr nützlich sein, den Spruch zu kennen: „Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht" (Spr. Sal. 1, 10); aber es wird dessen Übersetzung ins Leben sehr fördern, wenn man ihm etwas vom Jünglingsverein sagt, wo er gute Gesellschaft findet, die ihn davor behütet, daß er schon vor lauter Langweile und Heimweh und Jugendthorheit den bösen Buben in die Hände gerät. Dies ein Beispiel für zehn.

Also: im Unterricht ausrüsten fürs Leben! das sei die Losung. Auch im religiösen Unterricht will dieselbe beachtet sein. Beim Katechismusunterricht, auf der letzten Stufe der Schule vor dem Eintritt ins Leben, muß das besonders ins Auge gefaßt werden. Und die Mitteilungen aus der Inneren Mission sind nach der Zeitlage dabei nicht zu vernachlässigen oder gar ganz bei Seite zu lassen.

2. Der Hauptort.

Der Hauptort für die populär-systematische Anknüpfung der Inneren Mission an den Katechismus ist der dritte Artikel und in ihm die Lehre von der Kirche. Ich mache bestimmte Vorschläge.

Nachdem ich das Wesen der Kirche aus der Geschichte ihrer Stiftung entwickelt habe — und ich kenne kein besseres katechetisches Mittel zu diesem Zweck als diese Stiftungsgeschichte — nehme ich die verschiedenen Lebensäußerungen der Kirche durch, wie sie sich in Gottesdienst, Mission, Zucht ꝛc. und auch in Barmherzigkeitsübung darstellen. Für das alles werden geschichtliche Anknüpfungen im Neuen Testament gesucht und gefunden, mit wenigen raschen Schritten deren Wandlungen im Lauf der Kirchengeschichte,

soweit sie principielle Bedeutung haben — von dem rein Geschichtlichen, Archäologischen halten wir uns weit entfernt — durchmessen, und dann ihre Gestaltung in der Gegenwart beleuchtet. Bei diesem Verfahren kommt das principielle Moment zu seinem Recht: es ist der Ausgangspunkt und das Leitmotiv; sodann das geschichtliche Moment: es dient zur Veranschaulichung und konkreten Gestaltung; endlich das praktische Moment: es umfaßt Zweck und Ziel des ganzen Verfahrens.

Was nun die Barmherzigkeitsübung anlangt, so ist dieselbe in der apostolischen Kirche nach drei verschiedenen Richtungen hin repräsentiert: durch die Diakonen, die Diakonissen und die Freiwilligen. Wenn ich für jede der drei Personenklassen eine Einzelpersönlichkeit als Typus suche, nehme ich Stefanus, Phöbe, Tabea. Hier kommt es mir nun zu gut, wenn ich beim biblischen Unterricht dem katechetischen gründlich vorgearbeitet habe. Dann sind hier nicht erst noch die Steine zu behauen, sondern ich kann die schon fertigen Werkstücke gleich zusammenfügen. Dann brauche ich nicht erst die Grundbegriffe herauszuarbeiten, sie sind bereits vorhanden und wollen nur verwendet werden. Die Kinder wissen von Diakonen, Diakonissen, freiwilligen Arbeitern bereits Bescheid. Auch davon, daß die ganze Barmherzigkeitsübung nicht mit der Apostel Zeit ausgestorben ist, sondern, wenn auch unter mancherlei Wandlungen, alle Jahrhunderte durchlaufen hat und sich heute im wesentlichen in der Inneren Mission, sowie ihren beruflichen und freiwilligen Arbeitern darstellt. Die Innere Mission ist das Zeitgewand, ist die der Gegenwart angemessene Ausprägung des Barmherzigkeitslebens. — Und nun greife ich in die Einzelheiten hinein, knüpfe an das den Kindern von früheren Stufen her bereits Bekannte an, erweitere und vertiefe es, berücksichtige das nach Lage der Dinge vornehmlich Wichtige und spitze es praktisch zu, gebe Rat für vorkommende Fälle, erläutere demnächst im Leben auftauchende Thatsachen und Erscheinungen, welche unverstanden zur Versuchung und zum Unsegen werden müssen, bei einigem Verständnis aber ihre Hauptanziehungskraft verlieren. Ist es doch eine der Hauptkünste der verführerischen Welt, den aus der Schule ins Leben Hinaustretenden — gerade wenn sie sich bis dahin gut gehalten haben, nicht vom Gift angefressen worden sind — gleichsam den Star zu stechen, ihnen zu sagen, wie sie bisher in der Dummheit erhalten worden seien, wie man ihnen nun aber ein

Licht aufstecken wolle. Es stürmen neue Thatsachen, neue Schlagworte auf die heranwachsenden Knaben und Mädchen ein, die sie nicht bewältigen können, weil ihnen der Schlüssel bis dahin vorenthalten worden ist. So fallen sie den Verführern anheim, die das große Wort haben. Dagegen muß ein Unterricht zu wappnen suchen, der zwar beim Princip und rein Lehrhaften anfängt, aber nicht darin stecken bleibt, sondern zum Lebensvollen und Praktischen fortschreitet.

Für alles dies, was beim dritten Artikel zur Darstellung kommt, muß ich aber beim zweiten Artikel Unterlage geschaffen und vorgebaut haben, und zwar bei den Worten: „Auf daß ich sein eigen sei, und in seinem Reich unter ihm lebe und ihm diene.“ Hier haben wir das Ziel der Erlösung vor uns, wie es in der Zeit beginnt, in der Ewigkeit sich vollendet; zugleich unsere Thatantwort auf die Erlösungsthat Christi. Dabei ist zweierlei einzuschärfen, erstens: daß doch ja keine Selbstgerechtigkeit, kein Werkverdienst, keine Lohnsucht sich einschleiche; all unser Dienst muß geschehen „nicht um Dank und Lohn, sondern aus Dank und Liebe.“ Und sodann: dem Herrn dienen, das heißt nicht, einen besonderen Beruf ergreifen, Pastor, Lehrer, Missionar, Diakon, Diakonissin werden, sondern in allen Lebensverhältnissen, mag man Pastor oder Schuhmacher, Soldat oder Missionar sein, treulich als vor Gottes Augen wandeln, im Glauben an ihm hangen, aus seiner Liebe leben und dies Leben als ein Dankopfer dem Herrn weihen. Beruft uns dann der Herr in eine der oben genannten „geistlichen“ Thätigkeiten, so gilt's auch hier mit aller Treue in derselben Weise, wenn auch auf etwas anderen Arbeitsfeld, wirken. Dem Herrn muß und kann man hier und dort dienen. Wo man ihm dienen soll, zeigt er uns durch sein Wort und seine Führungen. Wenn es z. B. jemand an einem der drei Apg. 6 genannten Erfordernisse zur Diakonissin fehlt, so kann er ganz genau wissen, daß er nicht dazu berufen ist. Wer sie hat, durch nähere Pflichten nicht gebunden ist rc., der prüfe sich, ob er dazu berufen ist oder nicht. Man kann gegen Gottes Willen sündigen, wenn man Diakonissin wird, und wenn man's nicht wird. Mechanische Regeln giebt's dafür nicht. Selbstprüfung nach Gottes Wort und unter Gebet um seinen Geist ist das Mittel, den Willen Gottes zu erkennen. Aber für Gott leben und ihm dienen, das ist eines jeden Christen Aufgabe unter allen Umständen.

Indem ich dies bei dem zweiten Artikel betone und einschärfe, erhält der einzelne Christ zu jenen kirchlichen Lebensäußerungen, die ich auf Grund des dritten Artikels lehre, erst die rechte Stellung.

3. Einzelnes.

Schon das eben gegebene Beispiel zeigt, daß die Belehrung über Innere Mission beim dritten Artikel nichts Isoliertes sein soll. Wir haben hier nur den Hauptort; der Ausdruck weist schon auf Nebenorte hin, welche vielleicht nicht so direkt und zwingend mit jenem verbunden sein müssen, wie in dem oben dargelegten Fall, bei deren Besprechung man aber doch segensvoll das Gedächtnis des früher Gelernten auffrischen und noch unmittelbarer in den Dienst des praktischen Lebens stellen kann. Ich gebe einige Beispiele.

Die Gebote geben Anlaß und Nötigung, den Kindern auch die Wahrheit ins Herz zu prägen: „Die Sünde ist der Leute Verderben“ (Spr. Sal. 14, 34), die Sünde der Einzelnen und des Volks. Jeder wird unter Umständen durch Sünden anderer in Mitleidenschaft gezogen. Oft wird's aber gar nicht oder zu spät bedacht. Man meint sich in seiner Eigengerechtigkeit, wie in einer Burg, wenigstens gegen die Folgen gewisser Sünden geschützt. Und wie wenig ist man's in Wirklichkeit. Da zeigt sich die Wahrheit in greller Beleuchtung, daß ein Volk, ja die Menschheit ein Leib, daran der Einzelne zwar nur ein kleines Glied ist, aber doch an allen Leibeskrankheiten mit zu tragen hat.

Ein wohlhabender Mann in St. Louis wurde gebeten, in einer Reihe von Versammlungen gegen das Branntweintrinken und für die Mäßigkeitssache mitzuwirken, aber er wies dies verächtlich von sich, und als man noch weiter in ihn drang, sagte er: „Meine Herren, das geht mich nichts an.“ Wenige Tage darauf sollten seine Frau und zwei Töchter mit dem Expreßzuge nach Hause zurückkehren. In seiner prächtigen Equipage mit dem Livreebedienten auf dem Bock fuhr er zum Bahnhofe und dachte an sein glänzendes Geschäft und an die Pläne für den nächsten Tag. Horch! sagte da nicht jemand „Eisenbahnunglück“? Nun, es gehen ja 25 verschiedene Eisenbahnen von St. Louis aus, wenn wirklich ein Unglück geschehen, so ist es ja nicht wahrscheinlich, daß es gerade auf der Mississippibahn passiert ist. Doch beunruhigt es ihn. Jetzt „geht es ihn an.“ Die Pferde halten, und auf seine Nachfrage erfährt er, daß sich der Unfall 25 Meilen von dort auf der Mississippibahn ereignet hat. Er telegraphiert dem Direktor: „2000 M. für eine Extralokomotive!“ Die Antwort kommt zurück: „Nein!“ „4000 M. für eine Lokomotive.“ „Ein Zug mit Ärzten und Krankenpflegern ist schon abgegangen, und wir haben weiter keine!“ Mit bleichem Gesicht und besorgter Stirn

schritt der Mann auf dem Bahnhofe auf und ab. Jetzt „geht es ihn an“. Etwa nach einer halben Stunde -- ihm schien es ein halbes Jahrhundert — kam der Zug an. Er eilte hinzu und fand im Kohlenwagen die verstümmelten Reste seiner Gattin und seiner einen Tochter. Im folgenden Wagen lag die andere Tochter, ihre Rippen waren gebrochen, und ihr Leben schwand langsam dahin. Einige Gläser Branntwein, die ein Eisenbahnbeamter 50 Meilen von da entfernt getrunken hatte, hatten das Unglück herbeigeführt. Wer wagt's, von dieser gewaltigen Frage zu sagen: „Es geht mich nichts an?“

Auch dürfte es notwendig sein, die Schüler einen Blick thun zu lassen in den Abgrund von Feindschaft, der von manchen Seiten gegen das Evangelium, ja gegen alle Religion und Gott selbst sich aufthut. Um dafür einen Anhalt zu bieten, teile ich eine Stelle aus einer Schrift des Socialdemokraten Most mit, welche den Titel führt: Die Gottes-Pest und die Religions-Seuche.

„Heraus also mit der Religion aus den Köpfen und nieder mit den Pfaffen! . . . Jeder religionslose Mensch begeht eine Pflichtvernachlässigung, wenn er nicht täglich und stündlich alles aufbietet, was in seinen Kräften steht, die Religion zu untergraben. Jeder vom Gottesaberglauben Befreite, der es unterläßt das Pfaffentum zu bekämpfen, wo und wie er nur immer Gelegenheit dazu hat, ist ein Verräter seiner Sache. Also Krieg dem schwarzen Gesindel — unversöhnlicher Krieg bis aufs Messer! Aufreizung gegen die Verführer, Aufklärung für die Verführten! Lasset uns jedes Mittel des Kampfes in unsere Dienste nehmen: die Geißel des Spotts, wie die Fackel der Wissenschaft; wo diese nicht ausreichen, — greif- und fühlbarere Argumente! . . . Gott ist ein von raffinierten Schwindlern erfundenes Gespenst, vermittelst welches die Menschen bisher in Angst erhalten und tyrannisiert wurden . . . Aber die betrogenen Massen . . . lassen sich hoffentlich nicht lange äffen, foppen und narren, sondern stecken eines schönen Tages die Krucifixe und Heiligen in den Ofen, benutzen die Kirchen als Konzert-, Theater- oder Versammlungslokale oder als Kornspeicher und Pferdeställe, hängen die Pfaffen und Nonnen ins Glockenhaus und können nur das Eine nicht begreifen, wieso es kam, daß nicht schon längst derartig verfahren wurde. Dieser kurze, bündige und einzig praktikable Prozeß wird sich natürlich erst im Sturme der kommenden sozialen Revolution vollziehen, d. h. in dem Augenblicke, wo man auch mit den Komplicen der Pfaffheit, den Fürsten, Junkern, Bureaukraten und Kapitalisten, tabula rasa macht, Staat und Gesellschaft aber, gleich der Kirche, mit eisernem Besen gründlich ausmisten wird.“

Als Gegenstück zu dem oben citierten Wort „die Sünde ist der Leute Verderben“ kommt bei Behandlung der Gebote auch das andere Wort in Betracht: „Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens“ (1. Tim. 4, 8) und kann durch Folgendes illustriert werden.

In einer Gesellschaft von Leuten, welche über das Christentum schalten, weil es die Leute dumm mache, sprach ein schlichter Arbeiter bedächtig: „Ja, ja, wer es mit dem Christentum hält, der verliert viel!" — Die anderen sahen ihn fragend an, und er fuhr fort: „Ich habe den Branntwein geliebt, den habe ich durch das Christentum verloren. Den zerrissenen Rock, den zerlumpten Hut, den ich trug, habe ich durchs Christentum verloren. Meine Schande habe ich durchs Christentum verloren. Mein böses Gewissen habe ich durchs Christentum verloren. Die Hölle im Hause, — denn da hatte ich eine Hölle — habe ich durchs Christentum verloren! Wer von der Sorte auch was zu verlieren hat, Kameraden, der muß es mit dem Christentum halten!"

Bei der Behandlung des fünften Gebots, in welchem es sich um Fürsorge für Leib und Leben des Nächsten handelt, kann man als ein treffliches, vor Abstraktionen bewahrendes, zur konkreten Darstellung zwingendes Schema die Werke der Barmherzigkeit Matth. 25 (Hungrige speisen, Durstige tränken, Gäste beherbergen, Nackende kleiden, Kranke und Gefangene besuchen) anwenden und innerhalb dieses Rahmens eine Fülle von Bildern, wie sie unsere Schrift bietet, zeichnen. Die Schwierigkeit besteht hier nicht in der Gewinnung des Stoffs, sondern im Maßhalten.

Kurz, wer in dem Gedanken- und Thatsachenkreis der Inneren Mission lebt, oder wer sich das in vorliegendem Buch Gebotene zum freien geistigen Eigentum macht, der wird ohne alle Mühe ganz von selbst überall auf Beispiele, lebensvolle Züge geführt werden, womit er nicht nur seine Behandlung des Katechismus bereichern und ausstatten, sondern auch seine Schüler auf die Bethätigung und Bewährung des Glaubens im Leben wirkungsvoll bereiten kann. Schade, daß man bisher die hier zu Tag liegenden Schätze so vielfach übersehen hat.

Zweites Kapitel.

Die Innere Mission im Sach- und Sprachunterricht.

I. Die Innere Mission in der Geschichte.

Nicht um hier nach dem bisherigen noch neuen Stoff darzubieten, sondern um auf eine möglichst nachdrückliche Weise darauf hinzuweisen, daß das in dem Abschnitte „Die Innere Mission in der Kirchengeschichte" Gebotene je nach den Umständen auch im weltgeschichtlichen Unterricht zur Verwendung kommen kann, habe ich diesem Fingerzeig einen besonderen Abschnitt mit besonderer Überschrift gewidmet. Er wird dann nicht so leicht übersehen, wie wenn er nur als eine irgendwo angebrachte Notiz vorkäme: das bei der Kirchengeschichte Erzählte kann auch bei der Weltgeschichte verwandt werden. Je nach den Schulverhältnissen hat man vielleicht nur knappste Zeit für eine anhangsweise Behandlung der Kirchengeschichte zur Verfügung, während für Weltgeschichte mehrere Jahre hindurch eine oder zwei Stunden sich darbieten. Dann leite man den Strom, der dort versumpfend wirken würde, auf dies Feld, wo er Leben schafft und erquickt. Unsere Mitteilungen greifen ja der Natur der Sache nach zum guten Teil in die Kulturgeschichte hinüber. Und aus ihr nimmt doch neuerdings immer mehr jede Behandlung der Weltgeschichte ihre Themata, indem man das alte Geleise verläßt, wonach Weltgeschichte hauptsächlich Regenten- und Kriegsgeschichte war.

II. Die Innere Mission in der Geographie.

a) Allgemeines. In der Geographie schreitet man von der Heimatkunde im engeren und weiteren Sinn zur Erdbeschreibung fort. Man zieht konzentrische Kreise. Es ist eine Unnatur, wenn das Kind in Asien und Amerika Bescheid weiß, aber die eigne Umgebung und das engere und weitere Vaterland nicht kennt.

Die Mitteilungen aus der Inneren Mission, soweit sie in die Geographie gehören, haben im wesentlichen nur für den engeren und engsten jener konzentrischen Kreise Bedeutung. Also wenn am eigenen Wohnort, oder im engeren Vaterland Anstalten der Inneren Mission sind, so bieten sie einen würdigen und eventuell notwendigen Gegenstand auch zur Behandlung im geographischen Unterricht.

Darin liegt aber die Forderung, daß, wie jeder Lehrer sich seine Heimatskunde selbst zurechtlegen, er dahinein auch die betreffenden Anstalten der Inneren Mission aufnehmen muß. Wir können hier nur einige Beispiele geben, wie wir uns die Sache denken, indem wir damit zugleich in dieser Fassung noch einigen Wissensstoff darbieten, der doch manchen willkommen sein dürfte.

b) Das Waisenhaus in Halle a. S. Das berühmteste Haus Halles ist das von August Hermann Francke gestiftete Waisenhaus. Kommt man aus der Rannischen Straße, so hat man zunächst zu beiden Seiten die neue Promenade, von der man auf einen großen, mit Bäumen bepflanzten Platz, den Franckenplatz, gelangt. Hier fällt uns sofort ein mächtiges, dreistöckiges Gebäude in die Augen, in dessen Giebel zwei nach einer goldenen Sonne fliegende Adler angebracht sind mit der Unterschrift Jes. 40, 31: „Die auf den Herren harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler," und darunter der Name „Franckens Stiftungen." Drei Thüren führen in die Souterrains, die mittlere unter einer breiten Freitreppe. Wir steigen dieselbe hinauf und stehen vor dem Haupteingange des Hauses. Eingetreten merken wir bald, daß dies Gebäude nicht nur ein Waisenhaus im gewöhnlichen Sinne, ein Wohnhaus für verwaiste Kinder, ist; das ganze Erdgeschoß ist von der altberühmten Verlags- und Sortimentsbuchhandlung eingenommen, und steigen wir die breiten Treppen hinauf, so kommen wir in die Lehr- und Inspektionszimmer einer höheren Schule, der Lateinischen Hauptschule. Doch sehen wir uns erst ein wenig in der Eingangshalle um. Dem Eintretenden gegenüber ist eine Tafel aufgehängt mit der Inschrift: „Franckens Stiftungen. Unsere Hilfe steht im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Psalm 124, V. 8", und auf der Rückseite derselben Wand, also für den aus den Stiftungen heraustretenden Besucher bestimmt:

„Fremdling! was du erblickt, hat Glaub' und Liebe vollendet.
Ehre des Stiftenden Geist, glaubend und liebend wie Er."

Durch eine schmale Treppe gelangt man in den inneren Hof, Vorderhof genannt. Dieser Hof erweist sich als eine breite, von hohen, stattlichen Gebäuden, die alle zum „Waisenhause" gehören, eingefaßte Straße. Gleich rechts steht ein großes Haus; es enthält im Parterre den 100 Fuß langen und 40 Fuß breiten Speisesaal, im zweiten und dritten Stock den großen Versammlungssaal, der 1000 Personen fassen kann und zu allen größeren Feierlichkeiten,

zu den Gottesdiensten der verschiedenen Erziehungsanstalten, zu Schulfeierlichkeiten ꝛc. benutzt wird. Außerdem enthält das Haus noch Schlafkammern für das Gesinde und Vorratsräume. An dieses „Saalhaus“ stößt das „Englische Haus“, so genannt, weil seine oberen Etagen ursprünglich zur Wohnung für junge Engländer eingerichtet waren, und auch wirklich früher solche dort gewohnt haben. Jetzt dient das vierstöckige Haus einer Schule für Knaben. Das nächste, drei Stockwerk hohe Haus ist zu Wohnungen für Inspektoren der Knaben-, Bürger- und der Töchterschule eingerichtet. Nun folgt in der Reihe das Haus der Cansteinschen Bibelanstalt. Hier hat die älteste deutsche Bibelanstalt ihre Behausung; schon 1712 gegründet, ist sie ein Vorbild für alle späteren ähnlichen Unternehmungen und noch heute die wichtigste auf dem Kontinent. Durch einen kleinen Hof davon getrennt, folgt das Bibliothekgebäude, ein massives, zwei Stockwerk hohes Haus. Der Saal im oberen Stockwerk mißt 102 Fuß in der Länge, 36 Fuß in der Breite. Mitten hindurch führt ein breiter Gang, auf beiden Seiten die Bücherschränke mit ca. 60000 Bänden. Ein weiterer kleiner Hof trennt die Bibliothek von dem Gebäude der Hauptexpedition der Franckeschen Stiftungen. In ihm ist alles vereinigt, was sich auf die geschäftliche Verwaltung der gesamten Stiftungen bezieht. An der linken Seite des Hauptgebäudes steht ein vier Stock hohes Haus. Hier wohnen die Waisenknaben. Außerdem befinden sich in dem Gebäude die Klassen der Knaben-Bürgerschule. Auch das anstoßende Haus dient in erster Linie den Waisen, Knaben und Mädchen. Außer Wohn- und Schlafräumen für diese und ihre Aufseher enthält es noch Schulzimmer und einen Versammlungssaal, in welchem der Schulgottesdienst und die jährlichen Prüfungen der deutschen Schulen gehalten werden. Durch eine Durchfahrt ist von diesem Hause das sogenannte „lange Gebäude“ oder das Schülerhaus getrennt. Dasselbe hat sechs Eingänge und besteht eigentlich aus drei zu verschiedenen Zeiten aufgeführten, jedoch unter einem Dach vereinigten Häusern. In ihm befindet sich die Pensionsanstalt für die Zöglinge der Lateinischen Hauptschule und des Realgymnasiums, Lehrer- und Studentenwohnungen. Den Abschluß des Hofes bildet ein mit Platten belegter Platz. In der Mitte dieses Raumes erhebt sich das Denkmal Franckes von dem Bildhauer Rauch, demselben, der auch das herrliche Grabdenkmal der Königin Luise in Charlottenburg geschaffen hat. Auf einem Untersatze aus Marmor steht die in Bronze ausgeführte Gruppe: Francke in dem Gewande eines Pastors zwischen zwei Kindern. Das kleinere Kind, ein Mädchen, scheint nur die Wohlthat einer väterlichen Pflege zu fühlen, aber aus der Gebärde des älteren Knaben, der die Bibel unter dem Arm hält, geht hervor, daß er den Wert dessen erkennt, was ihn gelehrt wurde. Den Dank beider Kinder sucht Francke von sich abzulehnen, indem seine rechte Hand nach oben zeigt, woher allein die Hilfe gekommen ist. Seine Linke ruht segnend auf dem Haupte des betenden Kindes, das er liebevoll betrachtet. Auf der Vorderseite steht der Name: August Hermann Francke, und darunter: „Er vertraute Gott.“ Die Rückseite enthält die Dedikation in den kurzen Worten: „Dem Gründer dieser Anstalten die dankbare Nachwelt. MDCCCXXIX.“ Hinter dem Denkmale befindet sich noch ein großes Haus mit vier Seitenflügeln und allerlei Nebengebäuden: das Königliche Pädagogium, früher ein Gymnasium

jetzt eine Erziehungsanstalt für Knaben aus besseren Ständen. Dahinter, nach der Königstraße zu gelegen, befindet sich die Apotheke. Kehren wir nun wieder zum Hauptgebäude zurück, so kommen wir an seiner rechten Seite auf eine Fahrstraße, die sich an der Rückseite der Gebäude des Vorhofes hinzieht und an deren rechter Seite wir noch eine Anzahl von großen Gebäuden erblicken: die Bibeldruckerei, das Papiermagazin, allerlei Wirtschaftsgebäude, etwas zurück, hinter einem großen Spielplatz, das Realgymnasium, dahinter weite Gärten — das Ganze ein gewaltiges Zeugnis dafür, was der Glaube vermag; zugleich die größte Schule der Welt. Ihr heutiger Bestand ist folgender:

Lateinische Hauptschule	720	Schüler.
Realgymnasium	440	"
Höhere Mädchenschule	290	Schülerinnen.
Bürger-Mädchenschule	500	"
Bürger-Knabenschule	540	Schüler.
Vorschule für die höheren Lehranstalten	180	"
Waisenanstalt	115	Knaben.
	16	Mädchen.
Pensionsanstalt	250	Knaben.
Alumnat des Pädagogiums	50	"
	3101	

c) Das Rauhe Haus zu Horn bei Hamburg. Aus dem Getümmel der Großstadt Hamburg ostwärts hinauswandernd, kommen wir durch verschiedene „Vororte“, unser Auge an freundlichen Villen in blühenden Gärten erfreuend, bis nach Horn. Auf unsere Frage nach dem Rauhen Hause weist man uns auf ein weites, offnes Thor hin, das eine Hecke durchbricht, welche das ganze Grundstück umschließt. Wir treten ein und befinden uns in einem großen Garten, der an dem schönen Maitage in reicher Blütenfülle prangt. Zwischen den Bäumen hindurch erblicken wir eine Anzahl kleinerer und größerer Häuser. — Das Rauhe Haus ist eben nicht etwa ein noch so großes Haus, sondern ein ganzes Dorf. Wir lenken unsere Schritte zunächst nach der Direktorwohnung, einem grünberankten, sehr einfachen Hause, „die grüne Tanne“ genannt, und bringen dort unsern Wunsch, das Rauhe Haus sehen zu dürfen, vor. Sofort wird uns ein Führer mitgegeben, und wir treten unsere Wanderung durch den blühenden Garten an. Wie wohlgepflegt sieht alles aus, man muß seine Herzensfreude daran haben. Da hält unser Führer vor einem gar schlichten, alten, mit Stroh gedeckten Häuschen an; „das alte Rauhe Haus“, sagt er mit ehrfurchtsvollem Ton. Wir stehen vor der Wiege des großen Anstaltskomplexes um uns her. In dies Häuschen zog im Herbst des Jahres 1833 der junge Kandidat Wichern mit seiner Mutter und einigen Knaben ein, um ihnen ein Vater zu werden. Man sieht's dem Hause an, daß es mit liebender Sorgfalt in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten und vor dem Verfall bewahrt wird. Eingetreten, finden wir in ihm die Wohn- und Schlafräume einer „Familie“, d. h. einer Gruppe von zwölf Knaben, die unter der Obhut eines „Familienbruders“ hier wohnen, und außerdem diejenigen einer kleinen Anzahl von Brüdern. In einem Zimmer befindet sich ein interessantes Wichernmuseum, zahlreiche Bilder von ihm aus allen Lebens-

altern, seinen Schreibtisch und anderes enthaltend. In nächster Nähe des Hauses fällt uns eine Kastanie auf. Sie sieht ziemlich traurig aus, an vielen Stellen mit eisernen Bändern und Klammern zusammengehalten, doch noch ein wenig belaubt. Wir wundern uns im stillen, daß man den alten Baum nicht wegnimmt. Unser Führer aber kommt unserer Frage zuvor, indem er uns erzählt, daß die Kastanie bis vor wenigen Jahren wegen ihrer Schönheit der Stolz des Gartens gewesen, bis sie durch Blitzschlag in den jetzigen traurigen Zustand geraten, daß mit ihr die ganze Geschichte des Hauses eng verknüpft sei — kein Fest, das nicht unter ihrem Schatten, wenigstens teilweis, gefeiert wäre, an dem nicht aus den Zweigen die Lieder der Knaben erschollen wären, und daß man deshalb alles aufbiete, um sie zu erhalten. — Vom alten Rauhen Haus geht's nach den anderen Familienhäusern; ihre innere Einrichtung ist ähnlich wie die jenes, nur sind sie neuerer Bauart, auch zum Teil größer, weil für zwei Familien bestimmt. Alle führen einen besonderen Namen; da ist der „Bienenkorb", das „Schweizerhaus", die „Fischerhütte", die „Schönburg", der „Anker"; an der Erbauung mehrerer von ihnen haben, wie uns unser Führer berichtet, die Knaben wacker mitgeholfen. Etwas zur Seite liegt eine Gruppe stattlicher aussehender Häuser: es sind die Wohnhäuser der Zöglinge des Paulinums, eines Pensionats mit Realschule für Knaben besserer Stände. Sie heißen „Weinberg", „Eiche" und „Köcher". Aber was ist das für ein langes Gebäude in ihrer Nähe? Wir treten ein. Wahrlich, das ist eine Turnhalle, wie sie sich jeder Turner wohl wünschen möchte! Ein hoher, weiter Raum, mit allen Turngeräten wohl ausgestattet; an der einen Wand prangt, von Knaben des Pensionats unter kunstverständiger Leitung selbst ausgeführt, der Thorwaldsensche Alexanderzug, an der andern der Reichsadler 2c. Und siehe da: welch eine prächtige Compagnie, die eben „Griffe" übt. Die größeren Knaben aus dem Paulinum sind beim Exerzieren. Als wir näher treten, zeigen sie uns mit Stolz ihre Waffen. Sind's doch nicht Gewehre, wie man sie auch sonst in Kinderhänden trifft, sondern richtige Kriegswaffen, Zündnadelgewehre, die dem Rauhen Hause vom preußischen Kriegsministerium geschenkt worden sind. Und dort jenes stattliche Haus? Es ist die allen modernen Anforderungen entsprechende Schule unseres Anstaltsdorfes. In ihr werden in einer vierklassigen Volksschule die Zöglinge der Kinderanstalt, in den Realklassen die des Pensionates unterrichtet. Ein anderes Haus betretend, kommen wir in allerlei Werkstätten hinein. Es werden nämlich eine ganze Reihe von Handwerken im Rauhen Haus betrieben; es giebt da Tischler, Schuhmacher, Schneider, Buchbinder u. s. w., und sie alle haben ihre Werkstatt im „goldnen Boden". Hier und in der Landwirtschaft werden Knaben nach der Konfirmation erzogen und zu praktischen Berufen herangebildet. Auch eine Druckerei giebt es im Rauhen Hause. Wie flink die Setzer dort an ihren Kästen hantieren und die Pressen sich bewegen! — Wir werden ganz müde vom vielen Sehen; doch jenem Gebäude dürfen wir nicht vorbeigehen. Es ist das Wirtschaftsgebäude, und die blanke Küche darin kann wohl den Wunsch wecken, in ihr arbeiten zu dürfen. Jenes andere lange, etwas abseits liegende Gebäude ist die Krankenbaracke. In ihr finden wir helle Säle und Zimmer mit sauberen Betten, in

welchen erkrankte Glieder der Anstalt liebevolle Pflege und die Brüder des Hauses Gelegenheit zur Ausbildung in der Krankenpflege finden. Wir freuen uns der luftigen Räume; dann aber begeben wir uns zurück in die Nähe der Direktorwohnung. Wir möchten noch das Herz des Hauses, den Betsaal sehen, in dem die tägliche Hausandacht gehalten wird. Er ist durch ein Türmchen vor den andern Häusern ausgezeichnet Ein traulicher Saal ist's mit brauner Holzdecke, die Wände mit dunklem Holz beschlagen und mit einigen Bildern, darunter ein vortreffliches Portrait Wicherns, geschmückt Hier finden auch die Gesangpro ben der Bewohner des Rauhen Hauses statt und wir hätten gern einer solchen beigewohnt; erfreuen doch die ernsten und fröhlichen Lieder der „Rauhhäusler" das Herz eines Jeden, der ihnen zuhört. — Wir sind mit unserm Rundgang zu Ende und verabschieden uns von unserm freundlichen Führer. Doch nachdem wir Wicherns Schöpfung gesehen, verlangt es uns, auch an seine Grabstätte zu treten. Wir haben nicht weit zu gehen, um dahin zu gelangen. Auf unserm Hinwege waren wir an der Kirche des benachbarten Hamm vorbeigekommen, in welcher der damals erst Achtzehnjährige einst seine erste Predigt gehalten. In ihrem Schatten ruht er von seiner Arbeit aus. Ein schlichter Stein mit Namen, Geburts- und Sterbetag und seinem Wahlspruch „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat" 1. Joh. 5, 4, deckt sein Grab.

d) Die Diakonissenanstalt zu Kaiserswerth a. Rh. Wir steigen in Köln in ein Dampfschiff und fahren den Rhein hinab. Bald werden die Ufer flach. An einer besonders breiten Stelle erheben sich aus den Fluten die Ruinen einer einstigen Kaiserpfalz, derjenigen, von welcher aus die Kaiserin Agnes, die Witwe Kaiser Heinrichs III., im Jahr 1062 mit eigenen Augen es ansehen mußte, wie ihr 12jähriger Sohn, Kaiser Heinrich IV., vom Erzbischof Hanno von Köln entführt und damit der Grund zu unseligen Zwistigkeiten gelegt wurde. Doch nicht diese Ruinen mit ihren geschichtlichen Erinnerungen sind's, um deren willen wir unsere Reise angetreten haben. Sie gilt dem nahe dabei liegenden Städtchen Kaiserswerth, dessen schöne romanische katholische Kirche uns schon länger in die Augen gefallen ist. Wir wollen hier ein weltbekanntes evangelisches Liebeswerk kennen lernen, das in diesem größtenteils katholischen Städtchen sich befindet. Wir gehen zuerst den Ursprüngen und Anfängen des Werks nach und finden dieselben in einem kleinen Gartenhäuschen, das ehemals im Pfarrgarten der evangelischen Gemeinde Kaiserswerths lag, jetzt aber der Diakonissen-Anstalt gehört. Es ist ein unscheinbares Häuschen, eng und klein — und doch in der ganzen Welt bekannt und gesegnet. Denn es ist die Wiege, wenn auch nicht des Kaiserswerther Diakonissenhauses selbst, das erst 1836 mit der ersten Diakonissin des 19. Jahrhunderts, Gertrud Reichardt, begründet wurde, so doch der Fliednerschen Liebesanstalten überhaupt und damit dann auch des Diakonissenwerks der Gegenwart. Kaum irgendwo wird einem die Senfkornart des Reiches Gottes so deutlich und leibhaftig vor Augen gestellt, als hier. In diesem Gartenhäuschen bot Fliedner 1833 einem aus der Düsseldorfer Strafanstalt entlassenen weiblichen Sträfling eine Zufluchtsstätte an und legte damit das Samenkorn zu einem Baume, der seine Zweige heute über vier Erdteile ausgebreitet hat. Was ist alles daraus geworden! An den Garten anstoßend,

vom Rhein beginnend, in das Städtchen hinein sich erstreckend, erhebt sich eine Reihe großer Gebäude, von einem schlanken Kirchturm überragt. Es ist die Diakonissenanstalt mit ihren Nebengebäuden. Wir betreten dieselbe durch die Hauptthür des langen dreistöckigen Hauptgebäudes. Eine Schwester wird uns als Führerin gegeben, und wir durchwandern ein Haus nach dem andern. Alle Räume sind sehr einfach ausgestattet, aber äußerst sauber und sehr freundlich. Welch ein großer Betrieb! Da finden wir neben dem Mutterhause ein Lehrerinnenseminar, aus dem schon mehrere tausend Lehrerinnen an Kleinkinder-, Volks- und höheren Töchterschulen hervorgegangen sind; da ist eine Kleinkinderschule, deren Zöglinge wir gerade bei fröhlichem Spiel antreffen. Sie singen uns eins ihrer lieblichen Kinderlieder. Dann gehen wir weiter zum Magdalenenstift, dessen Insassen wir eifrig bei der Wäsche beschäftigt finden, zur Ökonomie, wo wir uns über die prächtigen Kühe freuen, die die Anstalt mit der nötigen Milch versorgen, dem Feierabendhause, in welchem im Diakonissenberufe alt und invalide gewordene Schwestern ihren Lebensabend verbringen, dem Paul Gerhardt-Stift, das alleinstehenden, schwächlichen und kränklichen Jungfrauen ev. Konfession ein Heim bietet, zur freundlichen, geräumigen Anstaltskirche, und lenken endlich unsere Schritte nach dem in einem stillen Teil des Gartens gelegenen Friedhof der Anstalt. Von Lindengängen durchkreuzt, bildet er selbst die Form eines Kreuzes. Über der Eingangspforte stehen in goldener Schrift die Worte: „Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes; so lasset uns nun Fleiß thun, einzukommen zu dieser Ruhe“ (Hebr. 4, 9, 11). Jedes Diakonissengrab deckt ein einfacher, flach liegender Sandstein mit Namen, Geburts- und Todestag der Heimgegangenen und dem Text der Grabrede, darüber eine Taube, die den Sternen zufliegt. Mitten unter den Schwestern, an der Stelle, die er selbst unter einer Traueresche bestimmt hat, ruht der Begründer des ganzen Werkes. Auch sein Grab deckt ein schlichter Stein, dessen Inschrift lautet: D. Th. Fliedner 1800—1864. „Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters! ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt.“ — Noch aber ist unser Rundgang nicht beendet, den wir mit der Besichtigung der in einiger Entfernung vom Mutterhaus liegenden neuen Häuser abschließen. Bis vor wenigen Jahren war ein Teil des Mutterhauses als Krankenhaus benutzt. Die zeitweiligen Überflutungen des Rheins, bei denen das Wasser fußhoch in den Häusern stand, erwiesen sich aber gerade dafür besonders ungünstig, so hat denn die Anstalt ein größeres Stück Land auf einem etwas höheren Terrain vor der Stadt angekauft, und hier, wo überhaupt die Zukunft der Kaiserswerther Anstalten liegt, erheben sich inmitten schöner Gärten noch eine ganze Anzahl zum Diakonissenhause gehöriger, stattlicher Gebäude. Da steht im „Himmelreich“ das freundliche Waisenhaus, das 36 Waisenkindern eine Heimat zu bieten vermag. Da ist auf dem „Johannisberg“ die schöne Heilanstalt für evangelische weibliche Gemütskranke. Da ist endlich auf dem „Fronberg“ das nach allen Anforderungen der Neuzeit eingerichtete große Krankenhaus. Alle diese Anstalten haben zugleich der Ausbildung der Schwestern in den betreffenden Arbeitszweigen zu dienen. Hier sollen sie lernen, was sie später auf den mehr als 200 Arbeitsfeldern ihres Mutterhauses auszuführen haben, und wir haben in allen den Eindruck empfangen, daß sich dort gar

wohl etwas Tüchtiges lernen läßt. Wir verlassen die Stätte mit Dank gegen Gott, daß er durch Fliedner dem weiblichen Geschlecht die Wege gewiesen hat, in mannigfaltiger Weise an christlichen Liebeswerken sich zu bethätigen.

e) Die Anstalten zu Neinstedt. Am Fuß des Harzes, nicht weit vom Eingang in das Bodethal, liegt das Dorf Neinstedt, das seine Berühmtheit den dortigen Anstalten verdankt, dem Lindenhof und dem Elisabethstift mit ihren Zweiganstalten. Wer nur einen Tag zur Verfügung hat und den Tag zum Besuch der Anstalten wählen kann, suche sich einen Sonntag aus. Da ziehen aus den verschiedenen Anstaltshäusern die Scharen der Bewohner nach der schönen, in romanischem Stil neu erbauten hoch gelegenen Kirche. Eine bunte Gemeinde: die Diakonen aus dem Brüderhaus, die Knaben aus der Rettungsanstalt, die Blöden und Epileptischen aus dem Elisabethstift, Angestellte und Bedienstete mancherlei Art mit ihren Familiengliedern. Die Kirche ist mit Geschmack und Kunstsinn erbaut, Altar und Kanzel würdig geschmückt. Ihre schönste Zierde aber ist eine andächtig feiernde Gemeinde, die sich um die lautere und geisterfüllte Verkündigung des göttlichen Wortes sammelt und in lieblich und markig gesungenen Liedern Gott preist. Wir treten aus der Kirche, und vor uns breitet sich die Landschaft aus: die Teufelsmauer, Quedlinburg mit seinen Türmen ꝛc. Wir gehen durch den Garten: links vom Weg liegt das Pfarrhaus, rechts das Schulhaus, Turn- und Spielplatz vor demselben. In einem daneben liegenden Garten verweilen wir am Grab von Philipp und Marie v. Nathusius, den Gründern der Anstalt (1850), der erstere als langjähriger Redakteur des „Volksblattes für Stadt und Land“, die zweite als Verfasserin vieler trefflicher christlicher Erzählungen weithin bekannt. Über die Dorfstraße hinüber gelangen wir zum Lindenhof, einem gemütlichen alten Hause, ursprünglich ein Nebengebäude des heute noch stehenden Nathusiusschen Familienhauses, doch für die gegenwärtigen Bedürfnisse nicht mehr genügend, weshalb man ein neues Brüderhaus plant. In ihm wohnen die Brüder (Diakonen) in der Zeit ihrer Ausbildung und die Knaben des Rettungshauses. In den Unterrichtsbetrieb des Schulhauses können wir am Sonntag keinen Einblick gewinnen. Aber eine am Nachmittag in der Kirche gehaltene Katechese entschädigt uns dafür. Wir wundern uns namentlich über die Antworten, welche aus dem Mund manches schwachsinnigen Kindes kommen, und womit aufs neue das Wort Jesu bewahrheitet ist: „Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erden, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast, und hast es den Unmündigen geoffenbart.“ — Wir besuchen die Wohnungen des zweiten Hauptteils der großen Anstaltsfamilie, welche den Gesamtnamen Elisabethstift trägt. Dies Stift ist von Frl. Johanne v. Nathusius, der Schwester von Philipp v. Nathusius, 1861 begründet. Das Haus, welches wir zuerst besuchen, liegt einige Minuten vom Lindenhof entfernt, im Dorf Neinstedt. Dies ist das Elisabethstift im engeren Sinn und steht in Verbindung mit dem Asyl Gottessorge. Es beherbergt eine große Zahl von Blöden. Die übrigen Zweiganstalten, gleichfalls der Pflege von Blöden und Epileptischen dienend, befinden sich in geringerer oder größerer Entfernung von der Mutteranstalt, so Gnadenthal für männliche Zöglinge auf dem Weg nach dem nahebei liegenden Thale, das Asyl Kreuzhilfe dicht bei Thale für weibliche Zöglinge, und ein zweites Asyl Kreuzhilfe zu Schloß Detzel bei Neuhaldens-

leben. Der Unterricht und die Pflege in diesen sämtlichen Anstalten geschieht durch Diakonen des Lindenhofs, Diakonissen des Elisabethkrankenhauses in Berlin und andre christlich gesinnte Frauen und Jungfrauen. Am 1. April 1893 befanden sich im Lindenhof 106 Knaben, in allen Anstalten des Elisabethstifts 520 Pfleglinge. Dem Besucher tritt überall ein fröhliches Kinderleben entgegen. Begleiten wir die Knaben des Lindenhofes auf einem Sonntagsspaziergang. In ihren blauen Blusen sind sie in der Umgegend überall bekannt. Einige dieser kleinen Menschen tragen Trompeten, die beinah größer sind als sie selbst, mit vergnügtesten Mienen unter dem Arm, und bald erschallt ein Lied oder ein Marsch. Heute haben sie gerade den „Finnländer" geblasen. Er ist schwerer als der „Torgauer", aber nun können sie ihn, und die ganze Compagnie marschiert unter den Klängen des alten Reitermarsches durch den grünen Wald. Bald lagern sie sich, und dann wird „Fröhlicher Mann" gespielt oder „Wollt ihr wissen, wie der Bauer", oder „Ich bin ein Musikant und komm aus Schwabenland" u. a. m. Oder wir treten an einem Alltag in den Wohnsaal des Asyls Kreuzhilfe bei Thale. Da sitzen die dazu fähigen schwachsinnigen Mädchen strickend, nähend, spinnend und

„Tausend fleißge Hände regen
Helfen sich im muntern Bund"

Zur Sommerzeit wird der Spielplatz fleißig benutzt und der „Gesang verschönt das Leben, Gesang erfreut das Herz." Diese „Unglücklichen", wie die Leute sagen, sind ungemein vergnügt, die Mehrzahl sieht uns fröhlich an. Sind Unzufriedene und Schwermütige unter ihnen: wo giebt es in anderen Häusern keine langen Gesichter? Doch in Neinstedt überwiegt die Fröhlichkeit.

f) Die Krüppelanstalt des Oberlinhauses zu Nowawes bei Potsdam. Wer eine Reise nach Berlin unternimmt und die schönen und historisch bedeutsamen Umgebungen ansieht: Potsdam, Sanssouci, Babelsberg u. s. w., der versäume nicht, wenn er ein Freund der Inneren Mission ist oder einer werden will, auch das Oberlinhaus in dem Dorf Nowawes aufzusuchen. Weniger Schritte vom Bahnhof bedarf's nur, um uns vor ein mächtiges Gebäude zu führen, das mit einem weithin sichtbaren Kreuz geschmückt ist und die übrigen Häuser des Dorfes weit überragt, aus deren manch einem das Geklapper des Webstuhls erklingt. Es ist die Diakonissenanstalt Oberlinhaus, welche nach dem Volks- und Kinderfreund aus dem Steinthal im Elsaß benannt ist, weil sie einen besonders großen Teil ihrer Arbeitskräfte der Pflege der Kinder in der Kleinkinderschule und auch sonst zuwendet. Wir lassen das Haupthaus, wir lassen auch das Krankenhaus beiseite und wenden uns einem in demselben Garten liegenden, langgestreckten Parterregebäude zu. Es ist das Asyl für verkrüppelte Kinder, das älteste und bedeutendste in Norddeutschland. Für Taubstumme, Blinde, Blöde Epileptische hat man eigene Anstalten, aber wenn ein Kind körperlich mißbildet ist oder mehrere der eben genannten Gebrechen in sich vereinigt, wird es überall zurückgewiesen. An dem Haus selbst ist nichts besonders Merkwürdiges: es hat Wohn-, Schlaf-, Schulzimmer ꝛc. wie jede andere Anstalt für Kinder, nur daß hier bis in die Kleinigkeiten auf die Gebrechlichkeit der Zöglinge Rücksicht genommen ist: die ganze Parterreanlage mutet den Schwachen kein Treppensteigen zu, das Fehlen der Thürschwellen vermindert die Ursachen des Ausgleitens und Fallens ꝛc.

Aber von um so größerem Interesse für jeden fühlenden Menschen, geschweige für ein Christenherz, sind die Bewohner des Hauses. Das ist ein vielgestaltiges Elend wie kaum sonst! Verwachsene, Gebrechliche aller Art, dem einen fehlt dies Glied, dem andern jenes, dazu sind noch manche außerdem blind oder taub. Da lernt man mit Dr. Luther in der Erklärung des ersten Artikels Gott dafür danken, daß er uns „Leib und Seele, Augen, Ohren und alle Glieder, Vernunft und alle Sinne gegeben hat und noch erhält.“ Und zugleich werden der Erziehungs- und Unterrichtskunst die allerverschiedensten Aufgaben gestellt. Diese Kinder können nicht eins wie das andere behandelt werden. Wer schreiben lernen soll und hat keine Arme, muß die Füße zu Hilfe nehmen oder den Mund, um den Stift zu halten. Wenn eins blind dazu ist, muß ihm alles durch Vorsagen beigebracht werden. Die höchsten Schwierigkeiten aber stellen sich dann dem Lehrenden entgegen, wenn Blindheit und Taubstummheit ein Kind belastet. Zwei solche Unglückliche, ein Knabe und ein Mädchen, sind hier vorhanden. Sonderlich das letztere zeigt, wie weit geistige Begabung des Schülers und Treue und Geschick des Lehrers alle Hindernisse überwinden können. Während die übrigen Kinder von den Diakonissen des Oberlinhauses unterrichtet werden, ist für die taubstummblinde Hertha auch ein Taubstummenlehrer aus Berlin mit dem unverdrossensten Eifer und großem Erfolg einige Stunden in der Woche thätig. Seit einer Reihe von Jahren ist sie schon im Krüppelheim. Anfangs zeigte sie große Zutraulichkeit gegen alle weibliche Personen, die sich ihr näherten, dagegen die größte Scheu vor allen Männern — hatte sie doch von vielen Ärzten viel erlitten. Auch den genannten Taubstummenlehrer hielt sie erst für einen Operateur und wollte den Mund nicht öffnen. Aber er gewann ihr Vertrauen, und in verhältnismäßig kurzer Zeit lernte sie lautieren, Silben, Wörter ꝛc. sprechen auf dieselbe Weise wie die Taubstummen, nur daß, was diese dem Lehrer am Mund absehen, von ihr durch das Gefühl der Finger erfaßt werden mußte. In Bezug auf das Lesen ist Hertha an die erhabene Blindenschrift gewiesen, welche gleichfalls mit ihr geübt ist. Mit ihrer großen geistigen Begabung hat sie die verschlossenen Riegel ihrer Sinneswerkzeuge durchbrochen, indem sie den wichtigsten ihr noch gebliebenen Sinn, das Gefühl, zu ungemeiner Fertigkeit ausbildete. In gleicher bewundernswerter Weise, wie im Lernen, hat sie sich in allen äußerlichen Fertigkeiten, Handarbeiten ꝛc. entwickelt. In allem zeigt sie ein äußerst zart entwickeltes Gemütsleben, feines geistiges Verständnis, ist für einen kleinen Scherz und freundlichen Humor in ihrer Sphäre durchaus zugänglich. Die Hand, dies wunderbare Glied, ist ihr Ersatz für Auge, Ohr und in gewisser Weise auch für die Zunge. Durch die Hand wirkt die Außenwelt auf sie, und sie auf die Außenwelt. Dies ein Beispiel — allerdings ein besonders hervorragendes — für das, was in solchem Asyl christliche Liebe und Treue verbunden mit Unterrichtsgeschick leisten kann.

III. Die Innere Mission im Lesebuch.

Die Zahl der Lesebücher ist eine so große und ihr Inhalt ein so mannigfaltiger, daß hier ein näheres Eingehen auf dieselben schlechthin ausgeschlossen ist. Es soll an dieser Stelle, ähnlich wie oben bei der Weltgeschichte, nur nachdrücklich betont werden, daß auch bei der Behandlung des Lesebuchs die Werke und Persönlichkeiten der Inneren Mission herangezogen werden möchten. Das wird dem Lesestoff und den Kindern, der Inneren Mission und der Schule zu gut kommen.

Damit schließe ich meine Darlegungen. Ich habe Anregungen geben und Stoff darbieten wollen auf einem bisher noch nicht angebauten Unterrichtsgebiet. Nicht eine bis ins Kleine zurechtgemachte, alles für Tag und Stunde vorschneidende Anweisung sollte es sein. Wenn je eine solche nötig sein sollte, jetzt ist dafür gewiß noch nicht die Zeit gekommen. Dem strebsamen, das wahre Wohl seiner Schule und seiner Kinder auf dem Herzen tragenden Lehrer bleibt es überlassen, den Inhalt, die Ratschläge und Wünsche dieses Buches in die Praxis umzusetzen, immer im Blick auf das Wort:

Wir lehren und lernen

nicht für die Schule, sondern für das Leben!

Inhalt.

Allgemeiner Teil.

Specieller Teil.

Anhang.

Bibliographisches Verzeichnis der Schriften des Verfassers.

I. Einzelschriften.

Die Diakonissensache und die Diakonissen-Anstalt zu Altona. Ein Erinnerungsblatt an die Einweihungsfeier des 13. Oktober 1875. Zum Besten der Altonaer Anstalt für die Freunde derselben herausgegeben von Theodor Schäfer, P., Vorsteher der Diakonissen-Anstalt Mit fünf Ansichten, Titelblatt und Situationsplan in autographischem Abdruck nach Federzeichnungen von Rudolph Koch. Zu haben in der Diakonissen-Anstalt zu Altona. In Kommission bei der christlichen Buchhandlung in Bredstedt. 1875. (Lex. 8. 73 S.) (Vergriffen.)

Die weibliche Diakonie in ihrem ganzen Umfang dargestellt von Theodor Schäfer, P., Vorsteher der Diakonissen-Anstalt zu Altona. Stuttgart, Verlag von D. Gundert (früher W. L. Oemler, Hamburg).

I. Bd. Die Geschichte der weiblichen Diakonie. 1879. (gr. 8. XIV u. 237 S.) Zweite, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. 1887. (gr. 8. XVI u. 328 S.) 4,50 M.

II. Bd. Die Arbeit der weiblichen Diakonie. 1880. (gr. 8. XIV u. 320 S.) Zweite, vermehrte und verbesserte Aufl. 1893. (gr. 8. XII u. 344 S.) 4,50 M.

III. Bd. Die Diakonissin und das Mutterhaus. 1883. (gr. 8. XIV u. 357 S.) Zweite, verbesserte Auflage. 1894. (gr. 8. XIV u. 330 S.) 4,50 M.

Zur Erinnerung an die Diakonissen-Einsegnung. Von Theodor Schäfer, P., Vorsteher der Diakonissen-Anstalt zu Altona. Gütersloh, Verlag v. C. Bertelsmann. 1884. (kl. 8. X u. 125 S.) Zweite, durchgesehene Auflage. 1893. (kl. 8. VIII u. 152 S.) geh. 1,40 M., geb. 1,80 M.

Leitfaden der inneren Mission zunächst für den Berufsunterricht in Brüder-, Diakonen- und Diakonissen-Anstalten von Theodor Schäfer, P., Vorsteher der Diakonissen-Anstalt zu Altona. 1887 Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. (gr. 8. XII u. 247 S.) Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. 1889. (gr. 8. XVI u. 254 S.) Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. 1893. (gr. 8. XVI u. 255 S.)

Praktisches Christentum. Vorträge aus der innern Mission von Theodor Schäfer, P., Vorsteher der Diakonissen-Anstalt zu Altona. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann. 1888. (kl. 8. VIII u. 172 S.) geh. 2,40 M., geb. 3 M.

Praktisches Christentum. Vorträge aus der inneren Mission von Theodor Schäfer, P., Vorsteher der Diakonissen-Anstalt zu Altona. Neue Folge. Gütersloh, Druck u. Verlag von C. Bertelsmann. 1892. (kl. 8. VIII u. 200 S.) geh. 2,40 M., geb. 3 M.

Praktisches Christentum. Vorträge aus der inneren Mission von Theodor Schäfer, P., Vorsteher der Diakonissen-Anstalt zu Altona. Dritte Folge. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann. 1896. (kl. 8. VIII u. 172 S.) geh. 2,40 M., geb. 3 M.

Diakonissen-Katechismus. Das Diakonissenleben im Licht des lutherischen Katechismus. Von Theodor Schäfer, P., Vorsteher der Diakonissen-Anstalt zu Altona. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann. 1895. (kl. 8. VIII u. 200 S.) geh. 1,80 M., geb. 2,20 M.

Die Innere Mission in der Schule. Ein Handbuch für den Lehrer. Von Theodor Schäfer, P., Vorsteher der Diakonissen-Anstalt zu Altona. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann. 1895. (gr. 8. VIII u. 239 S.) Zweite Aufl. 1896. (gr. 8. VIII u. 239 S.) Dritte verb. Aufl. 1896. (gr. 8 VIII u. 239 S.) geh. 2,40 M., geb. 3 M.

Im Dienst der Liebe. Skizzen zur Diakonissensache von **Theodor Schäfer**, P., Vorsteher der Diakonissen-Anstalt zu Altona. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann. 1895. (kl. 8. 80 S.) Zweite Aufl. 1896. (kl. 8. 80 S.) geh. 1 M., geb. 1,50 M.

II. Zeitschriften und Sammelwerke.

Korrespondenzblatt der evangelisch-lutherischen Diakonissen-Anstalt für Schlesw.-Holstein in Altona. Herausgegeben von **Theodor Schäfer**, P., Vorsteher der Diakonissen-Anstalt zu Altona. Druck von Peter Meyer, Altona, Königstr. 162. Jährlich 4 Nrn. Lex. 8. 1873 ff.

Reden und Predigten vom Gebiet der Diakonie und inneren Mission. Mit Beiträgen evangelisch-lutherischer Geistlichen. Herausgegeben von **Theodor Schäfer**, P., Vorsteher der Diakonissen-Anstalt zu Altona. Stuttgart, Verlag von D. Gundert (früher W. L. Oemler, Hamburg). 1876. — Zweite wohlfeile Ausgabe. Leipzig, G. Strübigs Verlag. Philadelphia, bei Schäfer und Koradi. 1890.

I. Bd. **Dienet einander!** Reden und Predigten vom Gebiet der Diakonie. (gr. 8. XIV u. 234 S.)

II. Bd. **Seid das Salz der Erde!** Reden und Predigten vom Gebiet der inneren Mission. (gr. 8. VI u. 158 S.)

III. Bd. **Stärket die Schwachen! Bewahret die Gefährdeten!** Reden und Predigten aus den einzelnen Arbeitsfeldern der christlichen Liebesthätigkeit. (gr. 8. VIII u. 278 S.)

IV. Bd. **Suchet die Verlorenen! Pfleget die Elenden!** Reden und Predigten aus den einzelnen Arbeitsfeldern der christlichen Liebesthätigkeit. (gr. 8. VI u. 155 S.)

V. Bd. **Wandelt im Licht!** Reden und Predigten über sittliche, sociale und Zeitfragen, an deren Lösung Diakonie und innere Mission mitarbeiten. (gr. 8. VI u. 176 S.)

Monatsschrift für Diakonie und innere Mission. Herausgegeben von **Theodor Schäfer**, P., Vorsteher der Diakonissen-Anstalt zu Altona. Gütersloh, C. Bertelsmann (früher Hamburg, W. L. Oemler). Vier Jahrgänge. gr. 8. 1877—1880. (à 6 M.) ermäßigter Preis à 1,50 M.

Als deren Fortsetzung ist anzusehen:

Monatsschrift für innere Mission. Mit Einschluß der Diakonie, Diasporapflege, Evangelisation und gesamten Wohlthätigkeit. Herausgegeben unter Mitwirkung von D. E. Haupt, Prof. der Theol. in Halle a. S., P. Kobelt, Insp. der Anstalten in Neinstedt, L. F. Ranke, Hauptpastor in Lübeck, R. Schuster, Pfarrer in Duisburg, von **Theodor Schäfer**, P., Vorsteher der Diakonissen-Anstalt zu Altona. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann. gr. 8. 1881 ff. Jährlich 6 M.

Die innere Mission in Deutschland. Eine Sammlung von Monographien über Geschichte und Bestand der inneren Mission in den einzelnen Teilen des deutschen Reiches. Herausgegeben von **Theodor Schäfer**, P., Vorsteher der Diakonissen-Anstalt zu Altona. Stuttgart, Verlag von D. Gundert (früher Hamburg, W. L. Oemler). [Wird fortgesetzt.]

I. Bd. **W. Rothert, Die innere Mission in Hannover.** 1878. (gr. 8. XII u. 244 S.) Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. 1889. (gr. 8. 451 S.)

II. Bd. **H. Schmidt, Die innere Mission in Württemberg.** 1879. (gr. 8. XVI u. 288 S.)

III. Bd. **H. Beck, Die innere Mission in Bayern** diess. d. Rheins. 1880. (gr. 8. X u. 238 S.)

IV. Bd. **A. Michelsen, Die innere Mission in Lübeck.** 1880. (gr. 8. X u. 104 S.)

V. Bd. **J. Fr. Iken, Die innere Mission in Bremen.** 1881. (gr. 8. XIV u. 98 S.)

VI. Bd. **O. Schütze Die innere Mission in Schlesien.** 1883. (gr. 8. XII u. 296 S.)

III. Aufsätze in Zeitschriften und Sammelwerken.

Außer zahlreichen Beiträgen in den Reden 2c., der Monatsschrift 2c.

Artikel: „Krippen“ (Säuglings-Bewahranstalten). Schleswig-Holstein, seine Wohlfahrtsbestrebungen und gemeinnützigen Einrichtungen. Im Auftrage des Schleswig-Holsteinischen Lokalkomitees für die Allgemeine deutsche Ausstellung auf dem Gebiete der Hygiene und des Rettungswesens zu Berlin 1882 herausgegeben von P. Chr. Hansen. Kiel 1882, Universitätsbuchhandlung (Paul Toeche). [Lex. 8. XII u. 711 S. nebst einer Karte.] S. 202 ff.)

Artikel: Kinderheilanstalten und Ferienkolonien. (Ebenda S. 253 ff.)

Artikel: Die evangelisch-lutherische Diakonissen-Anstalt für Schleswig-Holstein zu Altona. (Ebenda S. 575 ff.)

Artikel: Traktatgesellschaften. (Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. Von D. J. J. Herzog †, D. Plitt †, D. Alb. Hauck. Leipzig 1877—1886, J. C. Hinrichssche Buchhandlung. 17 Bde. — Bd. XV, 1885 S. 791 ff.)

Artikel: Wichern (Ebenda, Bd. XVII, 1886. S. 40 ff.).

Diakonik oder Theorie und Geschichte der inneren Mission. (Handbuch der theologischen Wissenschaften in encyklopädischer Darstellung mit besonderer Rücksicht auf die Entwicklungsgeschichte der einzelnen Disciplinen in Verbindung mit 2c. herausgegeben von Dr. Otto Zöckler, ord. Prof. der Theol. in Greifswald. Nördlingen 1882 ff. Verlag der C. H. Beckschen Buchhandlung. [Lex. 8.] Bd. III. S. 358 ff.)

Zweite, sorgfältig durchgesehene, teilweise neu bearbeitete Auflage. 1885—1886. Bd. IV. S. 450 ff.

Dritte, sorgfältig durchgesehene und großenteils neu bearbeitete Auflage. 1889—90. Bd. IV. S. 511 ff.

Adreßbuch der Bestrebungen des „praktischen Christentums“ in Deutschland. (Daheimkalender für das Deutsche Reich für 1888. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. [kl. 8.] S. 158 ff.).

Nachtrag zum Adreßbuch der Bestrebungen des „praktischen Christentums“ in Deutschland. (Ebenda 1891. S. 281 ff.)
